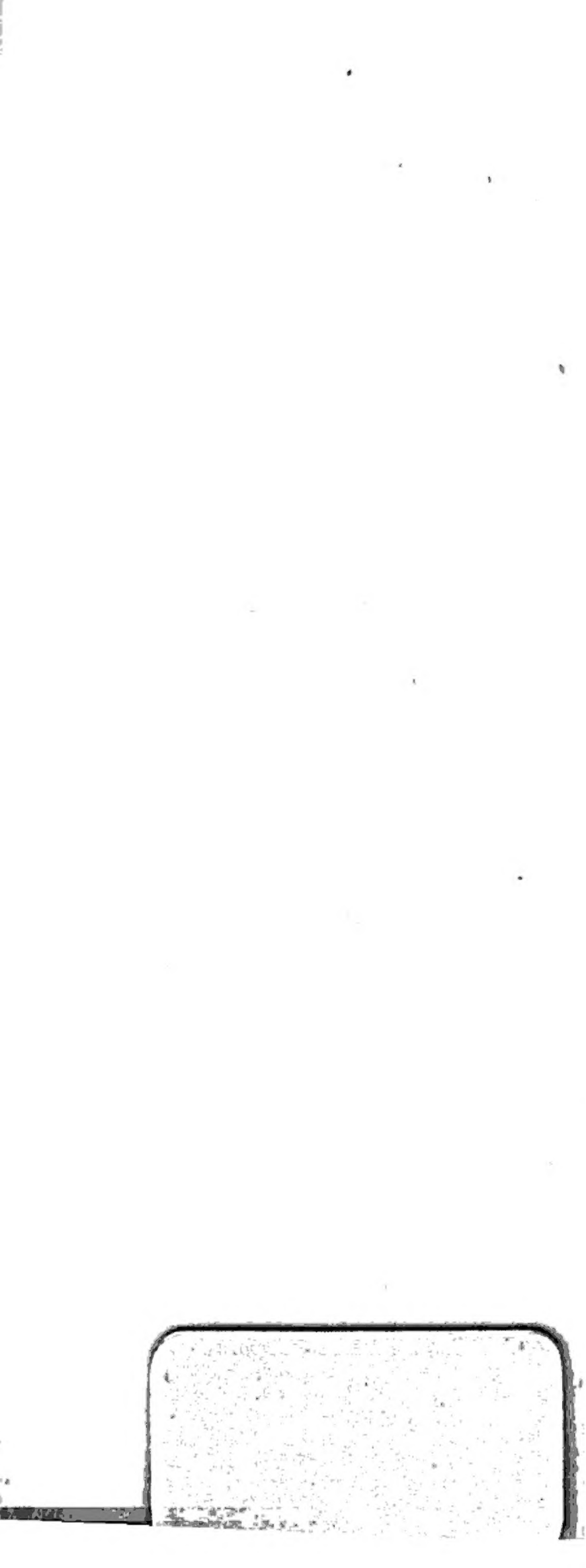
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575431 1

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# An trüben Tagen.

Novellen

von

Karl Wartenburg.

Zweite Ausgabe.

Erster Theil.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1868.

Digitized by Google

Digitized by Google

# In trüben Tagen.

Novellen

von

Karl Wartenburg.

Zweite Ausgabe.

Erster Theil.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1868.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
779058 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Digitized by Google

# Deutsche Geschichten.

Digitized by Google

# Vorwort.

Wenn der Herbstwind das gelbe Laub über kahle und öde Felder jagt, wenn kalte, feuchte Nebel aus den Thalgründen aufsteigen, ein düsterer, regengrauer Himmel über der Landschaft hängt und den Menschen aus Wald und Flur heim scheucht in die Mauern der Städte, an den traulichen Heerd des Hauses: dann sind jene trüben Tage gekommen, die so recht bestimmt sind zu der inneren Einkehr, ohne welche der Mensch häufig Gefahr laufen würde, sich in

tauſend Nichtigkeiten zu zerſplittern. Aus dem lärmenden Geräuſch der äußern Welt flüchtet er ſich zu ſeinen ſtillen Freunden, die ihm nie ihren Umgang, ihre Unterhaltung, ihren Troſt verſagen: zu den Büchern ...

Umglänzt vom freundlichen Schimmer der Lampe unterhält er ſich mit ihnen, während draußen das Herbſtwetter tobt, Schneeflocken mit Regentropfen vermiſcht gegen die Fenſter treibt, und das letzte welke Blatt von den Bäumen zur Erde fällt ... Mag es fallen!

Bei der flackernden Flamme des Kamins, beim kniſternden Feuer des Ofens baut er ſich für die dahingegangene grüne Wald- und Wieſenwelt, welche von den trüben Tagen des Herbſtes verſcheucht wurde, eine bunte, glänzende, ewig bewegliche, mit goldenem Schimmer verklärte Welt, eine Traumwelt auf, in welche die Poeſie eine

duftige Blüthenpracht hineinzaubert. Geheimnißvolle Lotosblumen, stolze Eichen und bescheidene deutsche „Vergißmeinnicht“ stehen in diesem Zaubergarten einträchtig neben einander, bei aller scheinbaren Unordnung ein großes, harmonisches Ganze bildend . . .

Zu jenen einfachen „Vergißmeinnicht“ rechnet der Verfasser auch die Novellendichtungen, welche er unter dem Titel „Deutsche Geschichten“ gesammelt vorlegt; sollten sich dieselben den Beifall des Publikums erwerben, so würde er ihnen eine ähnliche Sammlung von Novellendichtungen, die auf dem Boden jenseits des Rheins spielen, als „Französische Geschichten“ folgen lassen.

Mögen vor Allen die Frauen diese einfachen Blüthen in ihre Obhut nehmen und ihnen neben den glänzenden Blumen der Poesie, welche un-

die berühmten Namen der Gegenwart in reicher Fülle bieten, ein bescheidenes Plätzchen gönnen.

Gera, im Mai 1861.

K. W.

# Inhalt des ersten Theils.


**Gerettet.**

Seite

Leipzig. In den Ardennen. 1844. 1847 . . 1

**Eine Sylvesternacht.**

Leipzig. Marseille. Hamburg. 1847. 1853 . 131

Digitized by Google

# Gerettet!

---

Leipzig. In den Ardennen.

1844. 1847.

Digitized by Google

# I.

Unter der Menge schöner, anmuthiger Gärten, welche die berühmte Universitäts- und Handelsstadt Leipzig besitzt, giebt es einen, welcher durch eine geschichtliche Erinnerung das besondere Interesse der Fremden erregt, die diese Stadt besuchen.

Es ist dies der zwischen der Pleiße und Elster, unweit der Frankfurter Vorstadt, gelegene Gerhardt'sche Garten, in dessen hinterm Theile, dicht am Ufer des letztgenannten Flusses, inmitten eines Tannengebüsches, ein einfacher Steinwürfel mit einer lateinischen Inschrift die Stelle bezeichnet, wo am 18. October 1813, beim Rückzug der französischen Armee, Fürst Poniatowsky seinen Tod in den angeschwollenen Fluthen der Elster fand ... Die Physiognomie dieses Gartens hat sich in den letzten Jahren etwas verändert. Ein Sommer-

theater ist in ihm aufgeschlagen und Musik, Gesang und Scherz beleben jetzt den Raum, der vor nicht langer Zeit noch ein ruhiger, stiller Zufluchtsort für Menschen war, die in langen, schattigen, grünen Laubhallen und zwischen alten Bäumen und frischen Rasenplätzen sich erholen, und in träumerischer Muße ungestört ihren Gedanken nachhängen wollten. Zwar gab es damals schon in diesem Garten eine Bade- und Trinkanstalt künstlicher Mineralwässer, allein dies störte die Ruhe und Einsamkeit dieses Parkes wenig; denn die Zahl der Curgäste war erstens nicht so zahlreich, um den weiten Garten zu beleben und dann benutzten diese Curgäste, wenn man sie so nennen kann, auch meistens nur die Frühstunden in den warmen Sommermonaten. Mit dem Ende des Spätsommers und dem Beginn des Herbstes verloren sich allmählich diese Besucher und es war eine Seltenheit, wenn man in den kühlen Morgenstunden dieser Jahreszeit einen Spaziergänger unter den Hallen wandeln oder das abgefallene welke Laub in dem Wäldchen unter einem Fußtritt rascheln hörte.

Indessen gab es doch zuweilen Einzelne unter

dieſen Curgäſten des Gerhardt'ſchen Gartens, welche, wenn die Jahreszeit günſtig war, bis in den Herbſt hinein die Trink- und Badecur fortſetzten, und regelmäßig jeden Morgen unter den Colonnaden der Trinkhalle erſchienen.

Es hat nun lange vorher und auch nachher keinen ſo heiteren, ſchönen Herbſt gegeben, als der vom Jahre 1847 war. Bis tief in den November hinein brachte er heitere, ſonnige Tage, mit jener reinen, friſchen und erquickenden Luft, welche auf den Körper ſo wohlthätig ſtärkend einwirkt und ihm jene Spannkraft und Feſtigkeit wieder verleiht, die er unter dem glühenden Hauch des Sommers verloren hat.

Dieſes köſtliche Herbſtwetter war unſtreitig auch die Urſache, weßhalb in dem genannten Jahre die Saiſon im Gerhardt'ſchen Garten bis zum October dauerte, während ſie ſonſt Mitte September zu Ende ging. Vom October an minderte ſich indeſſen trotz der günſtigen Witterung die Zahl der Beſucher täglich und am Ende dieſes Monats waren nur noch zwei übrig, die jeden Morgen regelmäßig in dem Garten Mineralwaſſer tranken und eine Stunde friſche Luft darin ſchöpften.

Dieſe beiden Perſonen waren ein junger blonder Mann von vielleicht zwei und dreißig Jahren und eine beſtändig in dunkle Stoffe gekleidete und ſchwarz verſchleierte Dame, deren Züge man unter dem dichten Spitzengewebe nicht erkennen konnte, ſo daß man nur aus der Elaſticität ihres Schrittes, ſowie aus den ſchlanken, eleganten Formen ihrer Geſtalt auf eine gewiſſe Jugendlichkeit der Unbekannten ſchließen konnte.

Trotzdem, daß die Beiden jetzt die einzigen Morgenbeſucher der Trinkanſtalt, waren ſie einander bis dahin doch noch nie begegnet. Es lag dem kein abſichtliches Ausweichen, ſondern eine reine Zufälligkeit zu Grunde.

Die Dame, welche die Cur erſt ſeit einigen Wochen brauchte, kam in der Regel eine Stunde früher als der Herr, der, ſobald es auf den Thürmen der nahen Thomas- und Neukirche neun Uhr ſchlug, in den Garten trat. Beide ſchienen überdies eine eigenthümliche Vorliebe für die entlegenſten und einſamſten Parthien des Gartens, beſonders für das Wäldchen mit den chineſiſchen Kiosk und dem Denkmal des gefallenen Polenfürſten zu haben, da ſie ſtets ihre Schritte dahin lenkten,

und es ſelbſt an den kühlen, friſchen Octobermorgen vorzogen, unter den noch von dem Nachtreif flimmernden Bäumen zu wandeln, ſtatt auf freieren, ſonnigen Wegen im vorderen Theile des Gartens zu promeniren.

Vielleicht war an dieſem Suchen nach Einſamkeit, an dieſer Vorliebe für das ſtille Wäldchen, die Beſchaffenheit ihres Leidens Schuld, das bei Beiden mehr geiſtiger, ſeeliſcher Natur, als körperlicher Art zu ſein ſchien. Man konnte wenigſtens zu dieſem Glauben kommen, wenn man ſah, wie der junge Mann, der ſcharfen Morgenluft nicht achtend, oft halbe Stunden lang ſtill, unbeweglich und mit traurigem, ſchwermüthigem Blick auf einer aus Tannenäſten gezimmerten Bank ſaß, die dicht am Ufer des Fluſſes ſtand; wie er zuweilen mit der Hand über die Stirn ſtrich, wie um eine trübe Erinnerung zu verſcheuchen, und wie ſeine Augen dann wieder auf Momente zornig funkelnd aufblitzten.

Das Seelenleiden der ſchwarzen Dame, wie die Leute im Garten und in der Trinkanſtalt die Unbekannte nannten, ſchien ein noch tieferes, ſchmerzlicheres zu ſein, und ihr Nervenſyſtem in eine Empfindlichkeit verſetzt zu haben, die ſie

oft vor dem Raſcheln des Laubes, wenn es von dem Wind aufgeweht wurde, oder vor dem Auffliegen eines Vogels erſchrecken ließ . . .

Mit ſcheuer, zitternder Haſt ſchreckte ſie dann von ihrem Ruheſitz empor und warf einen erſchrockenen Blick nach der Gegend, von welcher her ihr das Geräuſch klang, gleich als fürchte ſie zwiſchen den Bäumen hervor irgend eine drohende Erſcheinung treten zu ſehen.

Dieſes jähe Erſchrecken, die Haſt, bereit immer zu fliehen vor irgend einer lauernden Verfolgung, würden Jedem, der die Unbekannte nur von der Ferne aus beobachtete, als die Zuckungen eines ſchuldbelaſteten Bewußtſeins, als die auftauchenden Erinnerungen an eine dunkle That erſchienen ſein.

Aber in weſſen Seele konnte ſo ein Verdacht aufdämmern, wenn er in einem jener wenigen Augenblicke, wo die Dame ihren Spitzenſchleier zurückgeſchlagen, in dieſe jugendlichen, feinen, blaſſen und nur zuweilen von leichter, roſiger Färbung angehauchten Züge ſah?

Die Fremde gehörte nicht zu jenen ſchönen Frauen, deren Reize blenden und ſofort bezau-

bern; allein je länger man dieſe reine, weiße und ſchön geformte Stirn, welche von aufgelockerten Flechten eines dichten, ſchwarzen Haares umrahmt war, betrachtete, je länger man in dieſe, trotz ihrer Trauer ſtrahlenden Augen blickte, deren Farbe jenes lebhafte, von einem gewiſſen Braun nüancirte Grau war, das beſonders den Frauen eigen, die, obwohl mehr den Brünetten als den Blondinen zuneigend, doch nicht entſchieden zu den erſteren gehören, je länger man mit einem Wort dieſe Züge betrachtete, deſto weniger konnte der Gedanke an eine Schuld, die dieſe junge, kaum dreiundzwanzigjährige Frau drücken mochte, in der Seele des Beobachters aufſteigen.

Und doch mußte irgend ein dunkles Geheimniß ſie umgeben, dennoch mußte der Schatten eines düſteren Ereigniſſes auf ihre Lebensbahn gefallen ſein und das ſonnige Lächeln der Freude, das ſonſt in dieſen Zügen lag, auf immer daraus verſcheucht haben.

Bewies das nicht ihr Hang zur Einſamkeit, ihr ängſtliches Streben, unerkannt und unbemerkt zu bleiben, und vor Allem jene innere, qualvolle Unruhe, welche ſie ſo häufig überfiel und peinigte?

In den letzten Tagen des Octobers schien sich das Seelenleiden der jungen Frau noch mehr zu steigern und am Morgen des ersten Novembertages war sie leidender und bewegter als je . . .

Matt, erschöpft, wie aufgerieben von innerer Qual, sank sie auf die Tannenholzbank im Wäldchen und ließ ihre vom Weinen umflorten Augen über die trüb dahinfließenden Wellen der Elster gleiten, während ihre in dem Schooß ruhende Rechte ein goldenes Medaillon hielt, das an einer seidenen Schnur von ihrem Hals herabhing.

Zuweilen warf sie einen schmerzlichen Blick auf dieses Zeichen der Erinnerung, dann drückte sie es mit einem Male stürmisch an ihre Lippen, indem sie dabei unter Thränen murmelte:

„O! vergieb, vergieb mir.“ Nach diesem Ausruf sank sie wieder in ein tiefes, düsteres Schweigen, sich das Gesicht mit den Händen bedeckend und leise schluchzend und weinend.

Eine lange, lange Weile saß sie so, des rauhen Nordwindes und der trüben Regenwolken nicht achtend, die über den Novemberhimmel dahinzogen . . . Es war der erste, unfreundliche Tag, den dieser Herbst brachte, und die grauen Nebel,

die über den Fluß hingen, das Raſcheln des vom Wind aufgewehten dürren Laubes und jene öde, herbſtliche Stille, die ringsherum herrſchte, konnte ſelbſt ein ruhiges Gemüth in eine ſchwermüthige Stimmung verſetzen.

Da flogen mit geräuſchvollem Flattern zwei Krähen, die in dem niedrigen Gebüſch am Ufer geſeſſen, auf und zogen mit ſchwerfälligem Flug über den Fluß nach den jenſeits gelegenen Wieſen.

Bei dem plötzlichen Geräuſch ſchreckte die Dame empor, und einen ſcheuen Blick nach dem Geſtrüpp werfend, zog ſie raſch ihren Shawl um die Schultern und verließ zitternd und bewegt ihren Ruheſitz und das Wäldchen . . .

Die junge Frau mochte kaum den Saum des Wäldchens erreicht haben, als von der entgegengeſetzten Seite jener blonde, junge Mann, welcher mit der Unbekannten die Vorliebe für dieſen Platz theilte, unter den Bäumen hervortrat und langſamen Schrittes, die linke Hand in dem aufgeknöpften Ueberrock, auf die Bank zuging. Er war von hoher, ſchlanker Geſtalt, wenn ihn auch eine vorgebeugte, ſinnende Haltung für den Augenblick etwas kleiner erſcheinen ließ. Seine Kleidung war

einfach und wohlkleidend, ohne jedoch eine beſondere Eleganz zu zeigen.

Die Farbe ſeines Geſichtes war blaß und matt, wie man ſie oft bei Männern findet, welche ihr Beruf an den Studirtiſch feſſelt; die Lippen dagegen, über welche ſich ein blonder Bart hinzog, waren friſch und roth, und das tiefblau gefärbte Auge lebhaft und klar. Bei der Bank blieb er tiefaufathmend ſtehen. Dann, im Begriff ſich zu ſetzen, fiel ſein Blick auf einen blitzenden Gegenſtand, der, zwei Schritte vor ihm entfernt, in der Nähe eines Geſträuchs lag. Er bückte ſich darnach und ein Ausruf der höchſten Ueberraſchung glitt über ſeine Lippen. Es war jenes goldene Medaillon der Fremden, das dieſe kurz vorher mit ſo ſtürmiſcher Empfindung an ihr Herz und ihren Mund gedrückt. Bei dem ſchnellen Aufbruch der Dame hatte ſich die ſeidene Schnur im Vorüberſtreifen an dem Dornengebüſch verwickelt, das nicht feſt geſchloſſene Oehr hatte ſich geöffnet, und das Medaillon war, ohne daß die Fremde ihren Verluſt bemerkte, herabgefallen . . .

In dem Geſicht des Mannes wechſelten, während er das Medaillon betrachtete, in blitzſchneller

Aufeinanderfolge glühende Röthe und tiefe Bläſſe, Freude, Schmerz und Erſtaunen mit einander ab.

„Was iſt das?!“ rief er endlich mit vor Aufregung bebender Stimme, „wie kommt dieſes Medaillon an dieſen Ort? Wer verbarg es hier unter dem Geſträuch, oder wer warf es hier von ſich? War es der Flußgott, der es herauf an den Rand dieſes Ufers ſchleuderte? Aber nein, nein,“ fuhr er ſpähend das feuchte Gras und den mit Sand beſtreuten Pfad betrachtend fort, „das iſt alles nicht möglich. Es muß von irgend Jemand verloren worden ſein. Hier in dem feuchten Sand ſehe ich die Spur eines kleinen, ſchmalen Fußes, der einem Kind oder einer Frau angehören muß. Sollte ſie, ſollte vielleicht Molly hier“ — er ſtockte und ein bitteres Lächeln zuckte um ſeinen Mund. „Thor, der ich bin,“ murmelte er dann, „wie käme ſie hierher, ſie, die in fernen Landen, umgeben von aller Pracht und Ueppigkeit lebt, und die Du vergeſſen mußt, da ſie für Dich todt iſt und todt ſein will . . . Die Götter mögen wiſſen, welchem fahrenden Abenteurer ſie dies Medaillon einſt bei einem romantiſchen tête à tête geſchenkt. Und jener ſchenkte vielleicht das Dingelchen wieder einer

Dirne oder gab es an einen Wucherer, der auf Pfänder leiht und es vielleicht hier aus der Tasche verlor . . . Es soll wenigstens," schloß er mit einem bittern, spöttischen Lächeln, „zuweilen vorkommen und nichts Ungewöhnliches sein, daß derartige Liebesgaben, die man einander in zärtlichen Liebesstunden schenkt, auf die Leihhäuser wandern."

Er schwieg eine kleine Weile, indem sich seine Augen dabei wieder auf das Medaillon hefteten und fuhr dann wehmüthiger und ohne jenes spöttische Lächeln um die Lippen in seinem Selbstgespräch fort:

„Und welche Schwüre gab mir einst dies Weib, wie oft gelobte sie mir mit Hand und Mund und Schrift treu zu bleiben für das Leben und für die Ewigkeit — und jetzt? Gebrochen ist die Treue, verweht die Schwüre, wie jenes welke Laub dort, das der Herbstwind aufwirbelt und zerstreut. Und wem opferte sie alle diese Liebe, diese Treue und diese Schwüre? Einem nichtigen Gatten! einem hohlen Hirngespinnst! Wie schrieb sie doch, als sie mir ihre Vermählung mit jenem Bankier von Hardenau ankündigte?"

Er hielt inne und zog aus dem Ueberrock ein

Taſchenbuch, aus welchem er einen Brief nahm, verknittert und hie und da verwiſcht und unleſerlich geworden, vielleicht von ein paar heißen Thränen, die darauf gefallen waren.

„„Vergieb, vergieb, Werner,““ fuhr er dann, eine unterſtrichene Stelle des Briefes leſend, fort, „„vergieb mir dieſen Schritt . . . Meine Liebe wird immer, immer Dir gehören. Verurtheile mich nicht, bevor ich Dich nicht ſelbſt geſprochen und du die Gründe meines Entſchluſſes aus meinem eigenen Munde gehört.““ „So ſchrieb ſie,“ murmelte er, den Brief wieder zuſammenfaltend und in ſeiner Brieftaſche verbergend, „ſo ſchrieb ſie und wenige Monate ſpäter hatte ſie in dem üppigen Rauſch des neuen Lebens Alles vergeſſen, ließ meine Briefe unbeantwortet, ſendete ſie mir ſpäter mit nicht angenommen bezeichnet zurück und ließ mir dann durch fremde Hand mittheilen, daß ſie ſich alle weiteren Correſpondenzen verbitte . . . Bei der ewigen Verdammniß,“ ſchloß er, während ſeine Augen zornig blitzten und eine ſchnelle Röthe ſein Geſicht überzog, „ich möchte dieſem ihren Freund, wie er ſich unterzeichnete, nur eine Minute lang ſo nahe ſtehen, daß ich das Weiß ſeines

Auges ſehen könnte. Doch, wer kommt da?“ Er hörte das Geräuſch eines raſchen Schritts, unter welchem der feuchte Sand des Weges kniſterte, und wendete ſich raſch um ... Es war die fremde Dame, die aufgeregt, mit glühenden Wangen, fliegendem Athem, ihr Medaillon ſuchend, zurückkam.

Wie ſich die Beiden anblickten, ſtießen ſie wie aus einem Munde einen Ruf der tiefſten Ueberraſchung aus und Jedes wich einen Schritt zurück, gleich als habe es ein Geſpenſt erblickt. Doch war dieſe Bewegung bei der jungen Frau nur eine momentane, ſogleich vorübergehende. Im nächſten Augenblick breitete ſie die Arme aus und flog dem Manne mit einem jauchzenden Ruf und den Worten: „Werner, mein Werner!“ entgegen.

Und auch bei ihm, dem Manne, deſſen Seele eben noch ſo voll von ſchmerzlichen Erinnerungen war, die ſich an dieſe junge Frau knüpften; auch bei ihm überwältigte der Eindruck, den dieſes plötzliche Wiederfinden auf ihn ausübte, jede andere Empfindung, jedes bittere Gefühl, das ihn noch vor einem Augenblick bei dem Gedanken an ſie überfallen, und mit den Worten: „O Molly,

theure Molly!“ zog er sie an sein Herz, und küßte mit zuckender Lippe den Mund der jungen Frau.

„Endlich Werner,“ murmelte diese, noch immer bebend von der Aufregung dieses Wiederfindens, „endlich habe ich Dich wieder gefunden, und fühle wieder das Klopfen Deines treuen Herzens.“ Diese Worte fanden einen Wiederhall in des jungen Mannes Brust, aber keinen sympathetischen.

Jene dunkle Wolke, die kurz vor dem Erscheinen der jungen Frau auf seiner Stirn gelagert, verscheuchte wieder den Schimmer des Glückes und der Freude, von welchen seine Züge einen Augenblick gestrahlt, und indem sich seine Arme, die er um den Nacken der Dame geschlungen, lösten und schlaff herabfielen, antwortete er in dem früheren, bitteren Tone seines Selbstgesprächs: „Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich einen Augenblick Fräulein Molly Western mit der Frau von Hardenau verwechseln konnte . . .“

Waren diese Worte oder die Bewegung des jungen Mannes, mit welcher dieser seine Arme von den Schultern der jungen Frau, die dadurch ihren Stützpunkt verlor, zurückzog, daran Schuld, daß sie wankte und sich an dem Stamme einer

jungen Tanne, die dicht neben ihr ſtand, feſthalten mußte?

„Was war das?“ murmelte ſie wie betäubt, mit weit geöffneten Augen und mit tonloſer Stimme. „War das Werner, meines Werner's Stimme.“

„Frau Baronin“ — begann er.

Aber die junge Frau ließ ihn nicht ausreden. Die Erſtarrung, welche ſie bei den erſten Worten Werner's ergriffen, löſte ſich in das tiefſte Weh auf, und das Geſicht mit den Händen bedeckend, weinte ſie:

Iſt das jenes heißerſehnte, von mir in tauſend Nächten von Gott erbetene und erflehte Wiederſehen? Iſt das jener Sonnenſtrahl des Glückes, um welchen ich den Himmel ſo oft inbrünſtig und auf den Knieen gebeten? O, Gott, Gott, Deine Hand ruht ſchwer auf mir.“

Welcher Mann kann Frauenthränen widerſtehen, den Thränen einer Frau zumal, die man einſt geliebt, die man, ohne es ſich eingeſtehen zu wollen, vielleicht weil ſich der männliche Stolz dagegen ſträubt, noch liebt?

„Molly,“ ſprach Werner mit ſanfter Stimme, und legte ſeine Hand leicht auf die Schulter der

jungen Frau, während ein Zug ſchmerzlicher Theilnahme über ſein Geſicht flog.

Dieſer Ton und dieſe Berührung ließen die Weinende von Neuem erheben.

„Werner,“ rief ſie, und faßte die Hand des Mannes mit einer Kraft, welche man dieſer kleinen, zarten Frauenhand nicht zugetraut, „dieſe Sprache, die Du da zu mir geſprochen, kommt nicht aus Deinem Herzen, ſo kannſt Du nicht zu der reden, die Du einſt Deine Molly nanntest. Man hat mich bei Dir verleumdet,“ fuhr ſie in ſteigender Erregung fort, „man hat mich verdächtigt, Dich betrogen und belogen — was weiß ich! Aber iſt Dir dieſes Zeichen der Erinnerung, welches Du mir einſt in jener ſchweren, bittern Abſchiedsſtunde gabſt, und das ich von jenem Tage ab bis heute als Talisman auf meinem Herzen getragen, nicht ein Unterpfand meiner ewigen, unveränderlichen Liebe? . . .

„O Gott, Gott, Werner, wenn Du wüßteſt, wie ich immer Dich treu im Herzen getragen, unendlich geliebt, nur Dir angehört habe! O, Werner, ich habe Dir ſo viel zu vertrauen, ſo viel Dir mitzutheilen, was mich drückt und peinigt!

Komm, komm, ehe mein Herz, das ſo lange ſo Vieles in ſich verſchließen mußte, unter ſeiner Laſt bricht. Aber nicht hier, Werner," ſchloß ſie, einen jener ſcheuen, furchtſamen Blicke, die ihr zuweilen eigen, um ſich werfend, „Du begleiteſt mich in meine Wohnung; o komm, Werner!"

Sie hatte das Alles mit einer Aufregung, einer Leidenſchaftlichkeit, einer fieberhaften Beredtſamkeit geſprochen, daß Werner ihr nicht widerſtehen konnte; und dem Zauber, welchen dieſe Frau vom erſten Augenblick an, wo er ſie geſehen, auf ihn ausgeübt, unterliegend, folgte er ihr nach ihrer Wohnung in dem am Theater gelegenen Hotel „zum großen Blumenberg".

## II.

Frau von Hardenau bewohnte im „großen Blumenberg“ zwei in der ersten Etage befindliche Zimmer, deren Fenster die Aussicht auf den Theaterplatz und nach der Gegend der Promenade zu gewährten, wo jetzt das Denkmal des Samuel Hahnemann sich erhebt . . .

Sie bewohnte diese Zimmer mit ihrem Kammermädchen Louise, einem jungen Mädchen, das sie erst in Leipzig engagirt; blond, frisch, rosig, und in Benehmen und Kleidung von jenem netten, gefälligen Wesen, welches eine ganz besondere Eigenschaft der Mädchen in den sächsischen Landstädten — denn aus einer solchen stammte Louise, — zu sein scheint.

Frau von Hardenau hatte seit ihrer Ankunft in Leipzig so einsam und zurückgezogen von der Welt gelebt, sie hatte es so absichtlich vermieden,

irgend welche Verbindungen anzuknüpfen, oder Bekanntſchaften zu ſuchen, daß das Kammermädchen mit einem gewiſſen Erſtaunen ihre Dame in Begleitung eines noch ziemlich jungen Mannes eintreten ſah . . .

Indeſſen wußte das kluge Mädchen zu gut, was zu den Erforderniſſen einer guten Dienerin gehört, um ſich dieſes Erſtaunen merken zu laſſen, und indem ſie der jungen Baronin Shawl und Hut abnahm, flüſterte ſie ihr zu: „Sie verzeihen, gnädige Frau, wenn ich mich ſogleich eines Auftrags entledige. Man hat in Ihrer Abweſenheit zwei Mal nach Ihnen gefragt.“

„Nach mir?“ entgegnete die Baronin erbebend und in demſelben leiſen Ton, dabei einen raſchen Blick nach Werner werfend, der am Fenſter ſtehend und ſeltſam bewegt hinüber nach der Promenade blickte, wo ein rauher Nordwind die gelben Blätter wirbelnd emporjagte.

„Nach mir?“ wiederholte die junge Frau „und wer war es ?“

„Es war ein Diener in blau-rother Livree, gnädige Frau.“

Wieder fuhr ein Ausdruck des Schreckens über

die Züge der jungen Frau und ſchnell und haſtig frug ſie:

„Nannte er den Namen ſeines Herrn?“

„Nein, Frau Baronin. Er wünſchte nur zu wiſſen, wann die gnädige Frau zu ſprechen wäre?“

„Und Du antworteteſt?“

„Ihrem Befehl gemäß, gnädige Frau. Ich bat um den Namen ſeiner Herrſchaft.“

„Weiter, weiter, Louiſe,“ drängte ungeduldig die junge Frau.

„Er entgegnete beide Mal, daß ſein Herr ein guter Freund der Baronin ſei und dieſe mit ſeinem Beſuch überraſchen wollte. Er wünſchte nur zu wiſſen, wann die gnädige Frau zu ſprechen wäre, und als ich ihm darauf entgegnete, daß die Frau Baronin durchaus keinen Beſuch empfange, verbeugte er ſich und ging.“ Die Baronin ſuchte einen Entſchluß zu faſſen.

„Louiſe,“ ſprach ſie nach einiger Ueberlegung, „ich bin dieſen Morgen für Niemand zu ſprechen, hörſt Du?“

„Sehr wohl, gnädige Frau,“ entgegnete das Mädchen.

„Und nun geh', laſſe uns allein und vergiß nicht: für Niemand.“

Das Mädchen antwortete durch eine ſtumme Verbeugung und ging dann in's Vorzimmer hinaus, um jeden Beſuch, der ihre Frau dieſen Morgen etwa ſtören könnte, abzuweiſen.

Die Dame athmete, wie von einer ſchweren Laſt befreit, auf und ging dann auf Werner zu, der noch immer überwältigt von dem Eindruck dieſes Wiederſehens und in Gedanken darüber verloren am Fenſter ſtand . . .

„Was träumſt Du, mein Freund?“ frug die Dame mit ihrer ſanften Stimme, die jenen einſchmeichelnden, melodiſchen Wohlklang beſaß, welcher bis in das Innere der Seele dringt.

Auch Werner erbebte wieder, als er dieſen Klang hörte, der ihn an Zeiten erinnerte, welche das höchſte Glück und das herbſte Leid ſeines Lebens in ſich ſchloſſen.

„Ich ſah dem Spiele zu,“ antwortete er, unwillkürlich wieder in jene Stimmung fallend, die ihn vor ſeinem Zuſammentreffen mit der jungen Frau dort am Ufer der Elſter beherrſcht, „ich ſah dem Spiele zu, das der Nordwind da drüben mit den gelben, welken Blättern treibt, die er aufwirbelnd nach allen Seiten hin verſtreut... Und

dabei überkam mich der Gedanke, wie ſo viele Vorſätze, Entſchlüſſe und Gefühle der Menſchen jenen Blättern gleichen. Sie keimen und grünen wie ſie, um ebenfalls nach einem kurzen Sommerleben zu welken und abzufallen!“

Molly — dies war der Vorname der Frau von Hardenau — fühlte den Vorwurf, der durch dieſe Worte hindurch klang, und ein ſchmerzliches Lächeln zuckte um ihren Mund. Sie zog den Freund mit einer leiſen Bewegung auf das Sopha nieder, und indem ſie ihm mit einem Blicke voll Zärtlichkeit und Wehmuth in's Auge ſah, ſprach ſie: „Du biſt ſo herb' und bitter, Werner, ach, und ich brauche ſo viel Nachſicht und Geduld — und Verzeihung,“ ſetzte ſie flüſternd und ſich das Geſicht bei den letzten Worten mit den Händen bedeckend hinzu.

„Herb' und bitter nennſt Du das?“ brauſte jetzt der junge Mann, nicht mehr fähig, ſeine Gefühle niederzukämpfen, auf, „dieſe Sprache erſcheint Dir zu hart, zu vorwurfsvoll? Haſt Du denn Alles, Alles vergeſſen? Deine Schwüre, Dein Gelöbniß ewiger Liebe und Treue! Und haſt Du wieder vergeſſen, wie Du dies Gelöbniß

gebrochen, wie Du kaum ein Jahr nach unſerer Trennung das Weib eines Andern wurdeſt, das Weib eines reichen, ſehr reichen Mannes, dem Du für ſein Gold, für den Luxus, mit dem er Dich umgab, Dich ſelbſt verkaufteſt! Haſt Du vergeſſen, daß Du alle meine Briefe unbeantwortet ließeſt, ſie endlich gar nicht mehr annahmſt und zuletzt, um das Maaß voll zu machen, mir durch einen Deiner Freunde, wie er ſich unterzeichnete, ſchreiben ließeſt, daß Du mit weiterer Correſpondenz verſchont ſein wollteſt. Freilich, freilich," fuhr er immer leidenſchaftlicher und mit einem Anflug ſtolzen Selbſtgefühls fort: „konnteſt Du damals noch nicht ahnen, daß der junge, unbekannte Advokat Werner Schilden, dem Du einſt Dein Herz ſchenkteſt, in wenigen Jahren an ſeinen Namen etwas von jenem Ruhm und Glanz heften würde, nach dem Du einſt ſo lüſtern begehrteſt, wie der Wucherer nach Zinſen und Zinſeszinſen! Konnteſt Du nicht wiſſen, daß dieſer Name in der Welt einſt einen beſſern Klang haben würde, als der aller jener Menſchen, die ſich damals um Deine Gunſt und Protection bewarben, um die Gunſt der jungen, ſchönen, reichen Frau

von Hardenau, die mit ſo bezaubernder Anmuth die Rolle eines weiblichen Mäcenas zu ſpielen verſtand . . .“

„Werner,“ begann ſie endlich, nachdem der junge Mann längſt geendet, mit von innerer Aufregung bebender Stimme, „Du haſt ſo ſchwere Anklagen gegen mich geſchleudert, ſo Abſcheuliches mir vorgeworfen, daß ich mich erſt ſammeln muß, bevor ich ein Wort der Vertheidigung finde . . . noch kann ich dieſes Gewirr von Lügen und Intriguen, das eine feindſelige Hand um uns geſponnen, nicht durchſchauen, aber ſchon jetzt, ſchon jetzt, Werner, ſchwöre ich es bei dem ewigen Gott, daß man uns beide belogen und betrogen, daß ich nie aufgehört, Dich zu lieben, nie aufgehört, Dir treu zu bleiben, ſelbſt dann nicht, als ich die Gattin eines Andern wurde.“

Sie hatte dieſe Worte mit ſolcher Energie, mit ſolchem Ausdruck von Wahrheit geſprochen, daß Schilden einen Augenblick beſtürzt wurde, und faſt ſeine heftigen und ſchonungsloſen Worte bereute. Doch der Zweifel hatte ſich zu tief in ſeine Bruſt eingegraben, als daß dieſe Verſicherung ihn ſofort hätte wieder ausrotten können, und

indem wieder jenes ungläubige, spöttiſche Lächeln auf ſeine Lippen trat, murmelte er:

„O gnädige Frau, Sie beſitzen unſtreitig ein bedeutendes mimiſches Talent!“

Hatte Molly dieſen blutigen Spott nicht verſtanden, oder wollte ſie ihn nicht verſtehen, ſie antwortete nichts darauf, ſondern flüſterte nur, indem ſie mit der Rechten eine abwehrende Geberde machte, während ſie die Linke auf ihr laut und hörbar klopfendes Herz legte:

„Habe Mitleid mit mir, Werner, lächle nicht ſo, dieſes ſpöttiſche, verächtliche Lächeln tödtet mich.“

Wir wiſſen nicht, ob es in dieſem Augenblick Mitleid oder eine Regung jener, nach langem Kampfe unterdrückten Liebe war, welche das Lächeln von ſeinen Lippen verſchwinden ließ, aber es verſchwand und ein düſterer Ernſt trat dafür an ſeine Stelle.

„Werner,“ begann jetzt die junge Frau von Neuem mit bittender, faſt flehender Stimme, „willſt Du mir eine Bitte, eine einzige Bitte gewähren?“

„Sprechen Sie, Frau Baronin.“

„O, nicht ſo!“ bat die junge Frau, indem

ſie von dem Sopha herabglitt und, ſich auf die Kniee niederlaſſend, ihre Hände zuſammengefaltet in den Schooß des jungen Mannes legte, „nicht dieſe kalte, ſteife Sprache, Werner . . . Es iſt Molly, Deine Molly, die zu Dir ſpricht, und um Gehör, Vertrauen, Schutz und Beiſtand bittet.“

Dieſe letzten Worte waren mit einem ſolchen Ausdruck von Herzensangſt geſprochen und wurden von einem ſo flehenden Blick begleitet, daß Werner das Aufwallen eines lebhaften Gefühls nicht erdrücken konnte und mit Wärme entgegnete:

„Schutz und Beiſtand habe ich noch keinem Menſchen verweigert, wenn er mich darum anging. Warum ſollte ich es Dir, Molly!“

„Du willſt mich anhören?“ frug ermuthigt durch dieſe Worte die junge Frau.

„Ich höre, murmelte er.

Sie ſchöpfte tief Athem und begann dann, während Werner, den Kopf in die hohle Hand geſtützt, ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchte:

„Ich muß, um Dir in meinem Thun und Laſſen ganz klar und verſtändlich zu werden, und damit auch nicht mehr die leiſeſte Wolke zwiſchen uns liege, mit jener Zeit beginnen, wo ich Dich

kennen lernte, muß die ganze Kette der Begebenheiten noch einmal vor Deinen Augen entwickeln, um dann das Urtheil aus Deinem Munde, ob ſchuldig oder nicht ſchuldig, zu hören. Unterbrich mich deshalb nicht, ſelbſt wenn ich Dir ſchon Bekanntes ſage; es iſt dies nothwendig, daß Du Alles im Zuſammenhang Dir wieder vor die Seele ſtellſt."

Werner ſchwieg und Molly fuhr fort:

„Es war in einer Mittelſtadt der Rheinprovinz und ich bei einer dort verheiratheten Freundin zu einem längern Beſuch. Kurze Zeit vor meiner Ankunft war in einer benachbarten Stadt ein ſchweres Verbrechen begangen worden, welches gerade während meines Aufenthalts vor den in dem Wohnorte meiner Freundin zuſammentretenden Geſchwornen verhandelt werden ſollte. Der Vorfall bildete in allen Kreiſen das Tagesgeſpräch und ich erinnere mich noch heute aller Einzelnheiten und Umſtände.

„Ein junger, talentvoller, aber armer Maler, der in einem heimlichen Liebesverhältniß mit der Tochter eines reichen und hohen Offiziers geſtanden, war angeklagt, ſeine Geliebte bei einem

abendlichen Spaziergang am Ufer des Fluſſes aus Eiferſucht ermordet und dann in das Waſſer geworfen zu haben.

„Den ſorgfältigſten Nachforſchungen ungeachtet, hatte man indeſſen den Leichnam des unglücklichen Mädchens in den Fluthen nicht finden können. War dies auch ein günſtiger Moment für den Angeklagten, ſo ſprach doch ſo Vieles gegen ihn! Inmitten niedergetretenen Geſtrüpps hatte man am Uferrand das blutbefleckte Taſchentuch des Mädchens gefunden; mehre Perſonen hatten den Angeklagten mit ihr wenige Stunden vor ihrem Verſchwinden Arm in Arm längſt des Fluſſes gehen ſehen, und ſo gab es noch verſchiedene Umſtände, die ſchwer und drohend gegen den Angeklagten zeugten. Unter der dicht gedrängten Zuhörermenge, die am Tage der Verhandlung den Sitzungsſaal der Aſſiſen füllte, war auch ich in Begleitung meiner Freundin und ihres Gatten. Der Angeklagte wurde hereingeführt und ein Murmeln des Erſtaunens lief längs der dichtbeſetzten Tribüne hin.

„Dieſer junge Mann mit den ſanften, faſt kindlichen Zügen ſollte ein Mörder, der Mörder

ſeiner Geliebten ſein! Man hielt es für unmöglich. Und doch, als der öffentliche Ankläger begann, als er mit ſchneidender Schärfe und wuchtiger Beredtſamkeit die Anklage gegen den Vorgeführten begründete, und endlich, nachdem er ſeine Schuld auf das Klarſte bewieſen, den Strafantrag ſtellte: da war wohl kaum Einer unter den Hunderten, der nicht, trotz des innern Widerſtrebens ſich ſagen mußte: ja, er iſt ſchuldig.

„Eine Todtenſtille herrſchte in dem Saal, als er geendigt und ſich hierauf der Anwalt des Angeklagten zu deſſen Unterſtützung erhob. Es war ein junger, noch ſehr junger Mann, und dem Angeklagten, der beharrlich es ablehnte, einen Vertheidiger anzunehmen, vom Gerichte beigeordnet.

„Aber, wie Werner, vermöchte ich," fuhr die junge Frau erglühend fort, während ein Strahl der Begeiſterung in ihrem Auge aufblitzte, „aber wie vermöchte ich jene flammende, Verſtand und Herz mit ſich fortreißende, alle Gegenbeweiſe und Gründe mit unwiderſtehlicher, ſieghafter Gewalt vernichtende Rede zu ſchildern oder auch nur andeutend wiederzugeben, mit welcher Du, mein Werner, den armen, unglücklichen jungen Mann

gegen die Anklage des Staatsanwalts vertheidigteſt? Mein Auge hing an Deinem Munde, mein Ohr fing gierig jedes Deiner Worte auf, und ſo hingeriſſen war ich von der Macht Deiner Rede, daß ich Alles rings um mich vergaß und nicht eher aus dem Rauſch, der mich erfaßt, erwachte, als bis Du zu ſprechen aufhörteſt.“ . . .

Athemſchöpfend hielt ſie einen Augenblick inne. Werner aber, dem durch dieſe lebendige Schilderung jene Zeiten wieder lebhaft in's Gedächtniß gerufen wurden, brach erregt in die Worte aus:

„O, ich erinnere mich dieſes Tages nur noch zu gut! Es war das erſte Mal, daß ich als Anwalt an den Schranken des Gerichtshofes erſchien. Ich rettete dem armen, braven jungen Mann das Leben. Es war eine abſcheuliche Intrigue, die man gegen ihn angezettelt. Er hatte das Mädchen, welches er ermordet haben ſollte, mit aller Glut eines jungen Herzens geliebt, und ſie hatte ihn, verführt von einem vornehmen Wüſtling, der damals ſich als Fremder in jener Stadt aufhielt und in ihres Vaters Haus eingeführt worden war, abſcheulich getäuſcht. Es war ein

ſchändliches Complott, das die Beiden gegen den armen Maler geſchmiedet haben.

„Nachdem der Verführer des Mädchens dieſes überredet, mit ihm in die weite Welt zu gehen, und die Unglückliche darein gewilligt, mußte ſie auf das Anſtiften ihres Entführers ihrem früheren Geliebten ein Rendezvous geben in der Nähe des Fluſſes, unweit der Stelle, wo man ihr blutbeflecktes Taſchentuch fand. Ueber die Unterredung, welche die Beiden hier hatten, weiß ich nichts Näheres. Aber ich weiß, daß das würdige Paar eine Stunde ſpäter in einem bereit gehaltenen Poſtwagen ſaß, mit dem Bewußtſein, jeden Verdacht einer Entführung verwiſcht zu haben. Der arme junge Mann kannte die Treuloſigkeit ſeiner Geliebten, allein er war zu edel, um durch die Enthüllung ſeines Geheimniſſes ſich zu retten, und wollte lieber unſchuldig leiden, als das Mädchen, welches er geliebt, der Schande Preis geben.

Er nannte mir auch unter dem Siegel des Geheimniſſes den Namen ihres Verführers. Er gehörte einer unſerer vornehmſten Familien an. Zum Glück bedurfte ich dieſer Enthüllungen nicht,

um ihn zu retten und aus der Tragödie eine Comödie zu machen.

„Ich konnte den Argumenten des Staatsanwalts gewichtigere Thatsachen entgegenstellen.

„Du wirst Dich erinnern, Molly, daß die Verhandlung in Folge eines von mir gemachten Einwurfs ausgesetzt werden mußte. Ich verlangte das Gutachten einer medizinischen Facultät über die Beschaffenheit des Bluts, mit welchem jenes gefundene Taschentuch ganz getränkt war. Wenige Tage darauf lief das Gutachten ein und zum allgemeinen Erstaunen erklärte die Fakultät, daß jene Blutflecken in dem Tuche nicht von Menschenblut, sondern von dem Blute einer Taube herrührten. Dies brach der ganzen Anklage die Spitze ab und der arme Mensch war gerettet!“

Die Beiden schwiegen eine Weile, ein Jeder versunken in die Erinnerungen an eine für sie so verhängnißvolle Zeit, die durch ihr Gespräch wieder so lebhaft vor ihre Augen geführt wurde. Dann fuhr die junge Frau in ihrer Rückschau fort:

„Wenige Tage später traf ich Dich in einer Abendgesellschaft und der Zufall wies mir meinen Platz neben Dir an... Was ich an jenem

Abend mit Dir geſprochen, ich weiß es nicht mehr, denn mein ganzes Weſen war verändert, meine Gefühle in gährender Aufregung und zitternd ahnte ich, daß auch mein Loos, das jeder Frau wird, gefallen, daß ich liebte! Den ſcharfen Augen meiner Freundin entging der Zuſtand meines bewegten Herzens nicht; ſie forſchte und drang in mich, und ich — unvermögend dem Drängen der Freundin zu widerſtehen — geſtand ihr meine Liebe.“

Wie viele Gründe Werner auch zu haben glaubte, der jungen Frau zu zürnen, ſo konnte er doch der Regung, die ihn bei dieſen Worten der Erzählung ergriff und ihn an jene vergangenen Tage erinnerte, nicht widerſtehen und indem er ſich zu ihr hinabbeugte, hauchte er einen Kuß auf ihre Stirn und in das duftige, aufgelockerte Haar der jungen Frau.

Molly bebte ſchauernd zuſammen unter dieſen Küſſen, die ſie demüthig hinnahm, wie ein unverdientes Glück.

Mit vor innerer Erregung bewegter Stimme ſprach ſie dann weiter: „Es gibt Menſchen, denen es beſtimmt zu ſein ſcheint, keine Freude koſten

zu können, ohne daß sich nicht ein bitterer Tropfen hineinmischt.

„In demselben Augenblick, in welchem ich meiner Freundin das Geheimniß dieser so schnell und glühend erwachten Liebe anvertraute, erfuhr ich auch durch sie, daß der Mann, den ich liebte, nicht mehr frei wäre, sondern eine verlobte Braut habe ... O, Werner! nur der allmächtige Gott weiß, was ich in jener Nacht gelitten, gekämpft und geweint! Und wenn ich dadurch schuldig wurde, daß ich diese Liebe zu Dir nicht aus dem Herzen reißen konnte, wenn ich dadurch eine Schuld auf mich lud, daß ich dann mein Ohr jenen berauschenden Worten lieh, mit denen Du meine Seele gefangen nahmst und mir das Geständniß meiner Liebe entlocktest — o, dann, Werner, darf ich wohl sagen, daß ich diese Schuld durch den Schmerz, den mir diese Liebe bereitet, schwer, sehr schwer gebüßt und gesühnt habe ...“

Sie hatte die Hände gefaltet, Thränen funkelten in ihrem Auge und mit einem Blick voller Innigkeit sah sie auf zu Werner, der in heftiger Bewegung, seinen Zorn und alle die Leiden vergessend, welche ihm die Liebe zu dieser Frau

bereitet, ſie in ſeine Arme ſchloß, indem er dabei in die Worte ausbrach: „Und auch ich, Molly, auch ich liebte Dich von dem erſten Augenblick an, wo ich Dich ſah; o! warum folgte ich nicht der Stimme meines Herzens, welche Leiden, welche Schmerzen wären uns erſpart worden ... Warum that ich es nicht? ... Weil ich mich ſcheute, ein Band zu löſen, welches mehr aus jugendlicher Uebereilung als aus Liebe und Zuneigung geſchloſſen wurde. Das Mädchen, welches ich damals meine Braut nannte, liebte mich ebenſo wenig, als ich ſie liebte. Sie und ich, wir wären beide glücklicher geweſen, wenn wir damals ſchon ein Verhältniß gelöſt, welches Keines von uns Beiden glücklich machen konnte. Wir thaten es nicht, und büßten dieſe Unentſchloſſenheit durch eine mehrjährige, unglückliche Ehe, die wir dann endlich doch löſten, als wir einſahen, daß ſie uns Beiden eine Qual war, die kaum länger zu ertragen ...“

„Es war unſere Beſtimmung,“ flüſterte Molly, „unſere Liebe ſollte durch Kummer, Schmerz und Thränen geprüft werden, ob ſie wahr und dauernd.“

Werner ſchüttelte verneinend das Haupt. „Das

iſt der Troſt duldender und weicher Naturen, die ſich ſcheuen, ihr Leben ſelbſt zu beſtimmen. Es iſt wahr: es gibt Nothwendigkeiten, denen wir uns unterwerfen müſſen, Einflüſſe, die außer unſerem Willen liegen, aber dieſe Einflüſſe beſtimmen doch unſere Geſchicke nur in ſeltenen Fällen, und häufig, nur zu häufig, nennen wir das Beſtimmung, was nichts Anderes als die natürliche Folge unſeres eigenen Thuns oder Laſſens iſt."

„Das iſt die Sprache eines Mannes, der das Leben beherrſchen kann, aber ſo können wir Frauen nicht ſprechen, deren Geſchicke beſtimmt werden."

„Laſſen wir das," entgegnete Werner wieder etwas finſter, „und erzähle mir weiter, wie es kam, daß Du trotz jener Verſicherung ewiger Liebe ſchon nach wenigen Monaten das Weib eines andern Mannes werden konnteſt."

Molly folgte dieſer Aufforderung und fuhr in der Erzählung ihrer Bekenntniſſe fort: „Du erinnerſt Dich noch jenes ſchmerzlichen Abſchiedes der unſerer Trennung voranging. Es war drei Tage vor Deiner Trauung mit der, welche Deine Gattin werden ſollte. Erlaſſe mir, Dir den Zuſtand meines Innern zu ſchildern, als ich die

Stadt verließ, wo ich den Mann meiner Liebe als den Gatten einer Andern zurücklaſſen mußte, um in meine Heimath zurückzukehren. Ich fühlte mich ſo unausſprechlich elend, zerknickt und im innerſten Mark meines Lebens gebrochen, daß mir der Tod in dieſem Augenblick als ein Geſchenk, eine Wohlthat des barmherzigen Gottes, der meine Leiden endigen wollte, erſchienen wäre... Aber der Tod erſcheint am wenigſten dann, wenn man ihm winkt, ihn begehrt... Zurückgekehrt in das väterliche Haus, drang meine Mutter in mich, die Hand eines wohlhabenden Kaufmanns, der ſich um mich bewarb, anzunehmen. Ihr praktiſcher, klug verſtändiger Sinn, ſtrebte vor Allem darnach, mir meine zukünftige Exiſtenz zu ſichern, und dies glaubte ſie am beſten dadurch zu erreichen, wenn ſie mich an einen wohlhabenden, ſoliden Mann verheirathete."

„Die kurzſichtige Politik der meiſten Mütter," warf Werner dazwiſchen ein, „die, unbekümmert um das ſonſtige Glück ihrer Kinder, nur darnach ſtreben, ihnen das tägliche Brod zu ſichern."

„Vielleicht," ſprach Molly weiter, „verdient meine Mutter dieſen harten Vorwurf nicht. Sie

wußte, daß mein Vater kein bedeutendes Vermögen hinterlassen würde. Er war zu sehr ein Mann des Lebensgenusses gewesen, um, trotz seines guten Einkommens, Schätze sammeln zu können. Verwöhnt, wie wir Kinder durch das luxuriöse Leben im elterlichen Hause waren, hielt meine Mutter im Hinblick auf die Zukunft ihren Plan für den besten. Trotz ihrer Bemühung zerschlug er sich aber. Die nächste Ursache lag in dem Widerstreben meines Vaters, denn ich war so gebrochen und ohne alle innere Sammlung, daß ich damals willenlos Alles gethan, was man von mir verlangt hätte. Mein Vater hatte mir und meiner Schwester eine Erziehung geben lassen, die uns über das Niveau der gewöhnlichen Mädchenbildung erhoben hatte. Gefühle, die sonst bei Frauenherzen weniger zugänglich sind, waren mir bekannt geworden ...

„Ehe ich Dich sah, mein Werner, erfüllten diese Gefühle, dieser Drang nach Ruhm und Ehre, erworben durch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, mein ganzes Wesen. Die Natur hatte mir eine klangreiche Stimme gegeben; mein Vater, der diese Gabe erkannte, ließ

meine Anlagen ausbilden und die Erfolge, die ich in den Concerten meiner Heimathsſtadt davon trug, wiegten mich in Träume einer glänzenden Zukunft ein. Da kam jener Beſuch bei meiner Freundin am Rhein dazwiſchen, ich lernte Dich kennen und lieben und fort wie ein Flug aufgeſcheuchter Tauben flatterten alle Gedanken an Ruhm und Ehre vor dem einen Gefühl, das mich mit aller Macht ergriff, vor der Liebe zu Dir! Das Sehnen nach Ruhm und Ehre kann ſich blos dann in ein Frauenherz ſtehlen, wenn ihm die Liebe fehlt, iſt aber dieſe da, dann beherrſcht ſie alle andern Empfindungen. Ich vergaß, daß ich einſt als berühmte Sängerin glänzen wollte und lebte nur in dem Gedanken an Dich! Aber meine Liebe zu Dir gehörte nicht zu jenen glücklichen, über denen ein günſtiges Geſchick waltet. Wir mußten uns trennen und ich ſtand allein mit meinem Schmerz und meinem gebrochenen Herzen. Da trat eines Tages mein Vater zu mir, mich fragend, ob ich die Gattin jenes Kaufmannes, der um meine Hand geworben, werden, oder meinen früheren Ideen folgen und mich der Kunſt, dem Geſange widmen wollte. Du kannſt

Dir denken, daß meine Wahl nicht lange unentſchieden blieb. Wenige Wochen ſpäter trat ich hier in Leipzig in einem der Gewandhaus-Concerte auf und erntete reichen Beifall. Von dieſem Abend an erfaßte mich wieder jener Durſt nach Ruhm und Glanz, der mich früher beſeelt, nur daß er jetzt fieberhaft wurde, mich verzehrend und aufreibend ...

„Ich dürſtete nach dem Lob in den Journalen, wie nach dem Beifallgeklatſch der Menge und dem Blumenregen, mit dem man mich empfing, und fühlte mich unglücklich, wenn man mich hie und da etwas weniger enthuſiaſtiſch aufnahm, als ich erwartet hatte. Ach, Werner, ich täuſchte mich ſelbſt, als ich glaubte, daß es der Ruhm ſei, nach dem ich ſo begierig war! Nachdem ich die Liebe kennen gelernt, konnte mich dieſer nicht mehr befriedigen und mein Herz erfüllen. Es war nichts, als das Streben, dieſe glühende verzehrende Leidenſchaft zu Dir in dem Rauſche jener Huldigungen zu betäuben — denn erſticken konnte ich ſie nicht, da ich fühlte, daß ſie nur mit meinem Leben enden würde. Aber nicht einmal dieſes Linderungsmittel für meinen Schmerz

ſollte mir bleiben. Schon öfter hatte ich, wenn ich mit jenem leidenſchaftlichen glühenden Ausdruck, der die Zuhörer begeiſterte, geſungen, in der Bruſt ein Stechen gefühlt, welches mich oft ſtundenlang quälte. Die Aerzte geboten mir Schonung und Ruhe, aber wie konnte ich dieſe haben, da ich ſtets neuer Huldigungen, neuen Beifallsrauſches bedurfte, um einen noch viel tieferen, ſtechenderen Schmerz zu betäuben? Was die Aerzte befürchtet hatten, trat endlich ein...

„Es war zu Amſterdam, wo inmitten eines glänzenden Concerts, bei welchem man mich wieder mit Beifall überſchüttete," fuhr die Baronin fort, „mein Geſang plötzlich durch Blutwellen unterbrochen wurde, die aus meinem Munde hervorbrachen . . . Hatte ich ſchon vorher das allgemeine Intereſſe erregt, ſo ſteigerte ſich dieſes noch durch dieſen Unglücksfall, und in den erſten Tagen nach jenem Blutſturz, als ich noch ſchwach und ohne Beſinnung mich unter den Händen der Aerzte und Krankenwärterinnen befand, wurde das Vorzimmer meiner Wohnung nicht leer von Beſuchern, die ſich alle nach meinem Befinden erkundigten. Nach faſt Monate langer Krankheit

genaß ich, aber mit der Ausübung meiner Kunſt war es vorüber. Ich durfte, konnte nicht mehr ſingen, da mir jede Anſtrengung ſogleich tödtlich zu werden drohte.

„In dieſer Zeit erhielt ich den Antrag des Bankiers von Hardenau. Hardenau war damals,“ und die Stimme der Sprecherin wurde, als ſie zu dieſem Abſchnitte ihres Lebens kam, bewegter und ergriffener, während auch ihr Körper von einem leiſen Beben erzitterte, „ein Mann von vielleicht 38 bis 40 Jahren und von nicht unangenehmem Aeußern. Er war ſehr reich und hatte ſich von den Geſchäften zurückgezogen und wollte fortan nur, wie er mir ſagte, den Freuden einer heitern Geſelligkeit leben. Er verlange auch von mir nicht eine leidenſchaftliche Liebe, da er wohl wiſſe, daß ich für ihn eine ſolche nicht empfinden könne, aber er würde glücklich ſein, wenn ich ihm beiſtehen wolle in der Erreichung jenes Zweckes: in heiterer, behaglicher Ruhe, umgeben von allen Genüſſen, die der Reichthum bietet, das Leben hinzubringen. Meine Freunde und ſelbſt mein Vater drangen in mich, den Antrag anzunehmen, und dennoch war ich unentſchloſſen und zögerte.

Ich dachte an Dich und unſere Liebe, und hielt es für ein Verbrechen, einem andern Mann anzugehören als dem, welchem ich ewige Liebe und Treue gelobt. O! wäre ich doch dieſer Stimme meines Herzens gefolgt, hätte ſich doch nie dieſer unſelige Ehebund geſchloſſen, wie viel Schmerz und Jammer und Thränen wären mir erſpart worden!“ Thränen und Seufzer erſtickten ihre Stimme, und ein Schauer, der ſie überflog, ließ ihre ganze Geſtalt erzittern. Mit trauriger Beſtürzung betrachtete Werner die junge, unglückliche Frau, und es dauerte lange, ehe er ein Wort des Troſtes für ſie finden konnte. Er ahnte noch trübere Mittheilungen, als ihm ſchon geworden, und dunkle, drohende Befürchtungen, die ſich wie ein Alp auf ſeine Bruſt wälzten, beklemmten ihn.

„Meine Molly,“ flüſterte er endlich, und ſich zu ihr hinneigend, ſo daß der Hauch ſeines Mundes ihre glühenden Wangen ſtreifte, „meine Molly, die Thränen ſind lindernde Balſamtropfen, welche auf die brennenden Wunden des Herzens fallen.“

„Der Kelch muß bis auf die Hefen geleert werden,“ murmelte die Baronin, „laß mich vollenden, Werner . . .“ Sie trocknete ihre Thrä-

nen und ſprach dann mit mühſam errungener Faſſung weiter: „In dieſer Ungewißheit, bedrängt von allen Seiten, ſchrieb ich an Dich, Werner, und indem ich Dir Alles mittheilte, bat ich um Deinen Rath und Beiſtand . . . Aber ich wartete vergebens auf Deine Antwort. Es vergingen zwei, drei und vier Wochen und ich erhielt keine Nachricht von Dir, nichts — nichts.“

„Ich war damals krank,“ entgegnete Werner traurig, „ein böſes Nervenfieber hatte mich gerade zu jener Zeit, wo Dein Brief ankam, ergriffen. Ich lag mehrere Wochen im heftigſten Delirium und erhielt Deinen Brief erſt volle zwei Monate ſpäter — ſo lange hatte man ihn mir vorenthalten.“

„Und in dieſen zwei Monaten hatte ſich indeſſen mein Geſchick entſchieden,“ fuhr die Baronin fort. „Beſtürmt von allen Seiten den Antrag Hardenau's anzunehmen, verlaſſen und ohne Kunde von Dir, willigte ich endlich ein, nachdem ich Hardenau offen erklärt, daß mein Herz einem Andern gehöre und ich wohl den Namen ſeiner Gattin tragen, aber in Wahrheit nicht dieſelbe ſein könne. Für den erſten Augenblick ſchien er etwas betroffen, aber gleich darauf hatte er ſich wieder gefaßt und

erklärte mir, daß er meiner Neigung durchaus keinen Zwang anthun wolle und daß er schon glücklich wäre, wenn ich nur den Namen seiner Gattin führen wolle. Darauf hin willigte ich ein, zumal da ich auch bemerkt zu haben glaubte, daß Hardenau eher aus freundschaftlichem Wohlwollen und ähnlichen Beweggründen, als aus Liebe, mir seine Hand angetragen habe."

„Aber wenn dies alles wahr ist, was Du mir da erzählst, Molly," unterbrach sie hier mit dem Ausdruck tiefen Erstaunens Werner, „wie kam es dann, daß Du meine Briefe, die ich zu jener Zeit Dir schrieb, unbeantwortet ließest, und sie später als mit „nicht angenommen" bezeichnet, zurück schicktest?"

„Das ist eine Lüge, eine abscheuliche Lüge," rief erglühend die junge Frau, indem sie empor sprang, „wer hat Dir das gesagt? Ich habe keinen, keinen einzigen Brief seit meiner Vermählung von Dir erhalten."

„Wie, keinen einzigen?" rief jetzt Werner von Neuem in Zorn auflodernd aus, „keinen einzigen sagst Du? Und dennoch kann ich Dir alle diese mit den Poststempeln bedeckten, nicht angenomme-

nen und zurückgesendeten Briefe zeigen, denn ich behielt sie als Erinnerung an Deine abscheuliche Untreue; dennoch habe ich in meiner Brieftasche einen Brief, worin mir einer Deiner Freunde schreibt, in Deinem Namen, wie er sagt, Dich mit aller weiteren Correspondenz zu verschonen."

Und mit bebender Hand hielt er der über diese leidenschaftlichen Anklagen erstarrten Frau jenen Brief, den er kurz vor ihrer Begegnung in Gerhardt's Garten auf der Bank am Elsterufer gelesen, und der so bittere Gedanken in ihm erweckt, vor die Augen . . .

Die junge Frau warf einen raschen Blick auf das Papier. Aber kaum hatte sie die Schriftzüge erkannt, als sie zusammenzuckte und eine tiefe Bläſſe ihr Gesicht überzog.

„Ah!" murmelte Werner finster, der diese Veränderung ihrer Züge als Zeichen des Einverständnisses ihrer Schuld, ihrer Treulosigkeit deutete: „ah! regt sich endlich das Gewissen?"

Die junge Frau schüttelte mit einem schmerzlichen Lächeln das Haupt.

„Immer noch diesen Argwohn, Werner?" antwortete sie zitternd. „Doch nein, nein," fuhr

ſie in heftiger Bewegung fort, „ich darf Dir keinen Vorwurf machen, Du haſt Recht, Werner, mich für treulos zu halten, Dein offener, edler Sinn konnte nicht eine ſo abſcheuliche Hinterliſt, eine ſo wohl überlegte Schändlichkeit vermuthen.“ . . . Sie ſchwieg, tief Athem holend einen Augenblick, und fuhr dann, während Werner erſtaunt, befremdet und den Sinn ihrer Worte nicht verſtehend, ſie anblickte, fort: „Bei dem ewigen Gott, Werner, ſchwöre ich Dir, daß ich von dieſem Briefe hier, den Du in Deiner Hand hältſt, nichts weiß, daß ich von Dir ſeit meinem Brief vor meiner Verheirathung keine Zeile erhalten, daß ich keinen Deiner Briefe zurückgeſendet, und daß mir von den Briefen, die Du während jener Zeit an mich geſchrieben, keiner zu Händen gekommen . . . Wir Beide ſind die Opfer einer ſchändlichen, abſcheulichen Intrigue geworden.“

„Aber dann, dann Molly,“ rief Werner mit zornblitzenden Augen vom Sopha aufſpringend und den Brief in der Fauſt zuſammenballend, „dann nenne mir jenen Schurken, dieſen gemeinen Intriguanten, und bei Gott! wenn er noch unter den Lebenden iſt —“

Ein wiederholtes leiſes Pochen an der Thü= unterbrach ihn. Das Kammermädchen erſchien auf der Schwelle, und indem ſie vor dem unwillig funkelnden Blick ihrer Frau, welche ihr jede Stö= rung unterſagt, die Augen ſenkte, ſtammelte ſie verlegen und erröthend: „Gnädige Frau, es iſt nicht meine Schuld, wenn ich Sie ſtöre, aber der Herr Baron wollte ſich durchaus nicht abweiſen laſſen —“ und ſie deutete dabei auf einen elegant gekleideten Herrn, der ihr auf dem Fuße gefolgt und zu gleicher Zeit mit ihr in's Zimmer getre= ten war.

## III.

Dieſe Worte und die Erſcheinung des Fremden, welcher artig grüßend über die Schwelle trat, brachten eine eigenthümliche Wirkung hervor.

Die Baronin wurde noch bläſſer als zuvor, ein heftiges Zittern lief über ihre Geſtalt, und ihre weit geöffneten Augen blickten mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Schreckens auf den Eingetretenen, deſſen ſchwarze funkelnde Augen nach einem ſchnellen, flüchtigen Blick, welcher die junge Frau geſtreift, auf Werner fielen und dieſen einer ſcharfen Muſterung unterwarfen. Werner hielt dieſen Blick des Fremden, in welchem ſich zugleich etwas Herausforderndes, Feindſeliges und Spähendes zeigte, nicht allein ruhig aus, ſondern erwiderte ihn auch mit einer ſo kalten, faſt verächtlichen und überlegenen Ruhe, daß Jener ſeine funkelnden, ſchwarzen Augen vor dem eiſig kalt

auf ihm ruhenden Blick dieſer klaren blauen Augen ſenken mußte . . .

Dieſe gegenſeitige Muſterung und Blickewechſel geſchah natürlich in viel kürzerer Zeit, als die iſt, welche wir zur Beſchreibung dieſer Scene nöthig haben . . .

„Sie entſchuldigen, Frau Baronin," begann der Fremde, nachdem er Werner höflich kalt und mit einer vornehm zurückhaltenden Miene begrüßt, „Sie entſchuldigen, Frau Baronin, wenn ich ſo kühn bin, mich ſogleich ſelbſt anzumelden und mich einzuführen. Allein ich hörte bei meiner Durchreiſe, daß Sie hier in Leipzig wären, und ich konnte es nicht über's Herz bringen, dieſe Stadt zu verlaſſen, ohne Sie wenigſtens begrüßt zu haben."

Jedes dieſer ſo harmlos klingenden Worte ſchien ein Meſſerſtich für die junge Frau zu ſein, und wenn Werner's Blicke nicht ſo ausſchließlich auf den Fremden geheftet geweſen wären, ſo würde er bemerkt haben, wie Frau von Hardenau während dieſer Anrede mehr als ein Mal zuſammengezuckt war.

„Mein Herr," antwortete ſie endlich ſtammelnd

und mit gepreßter Stimme, „ich weiß nicht, wie ich dieſe . . . dieſe Ehre . . .“ Sie ſtockte, es war, als wenn ihr die Kehle zugeſchnürt, und ſie konnte kein Wort weiter hervorbringen. In dieſem Augenblick wendete ſich Werner nach ihr, und als er die Veränderung in Molly's Zügen erblickte, ſchrieb er dieſe der Verlegenheit über das tête à tête zu, bei welchem ſie der Fremde mit ihm, Werner, überraſcht. Die Beziehung nicht kennend, in welcher der Fremde zu der jungen Frau ſtand, hielt er es für's Beſte, die Beiden allein zu laſſen und ſich zu entfernen.

Indem er daher nach ſeinem Hut griff, ſprach er mit einer leichten Verbeugung gegen die Baronin gewendet, und aus Rückſicht auf die Anweſenheit des Fremden einen ceremoniöſen Ton annehmend: „Sie erlauben es, Frau Baronin, mich Ihnen zu empfehlen. Indeſſen hoffe ich,“ ſetzte er mit einem bedeutungsvollem Lächeln hinzu, „daß Sie mir geſtatten werden, ſich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ihr Diener, mein Herr.“

„Empfehle mich ergebenſt, Herr Profeſſor,“ antwortete wieder grüßend der Fremde, während

die Baronin vergebens sich besann, wie sie Werner zurückhalten könnte.

„Sie kennen mich, mein Herr?“ fragte Werner, überrascht sich gegen den Fremden wendend, „dürfte ich wissen, wie ich . . .“

„Mein Name ist Baron Roller,“ antwortete der Andere, sich verbeugend; und indem ein eigenthümliches Lächeln seine Züge überflog, fuhr er fort: „Sollte es Sie wundern, wenn mir die Persönlichkeit eines unserer gefeiertsten Rechtslehrer und Schriftsteller bekannt wäre? Zur Zeit jenes berühmten Prozesses, der Ihren Ruf als Sachwalter begründete, und dem sie später die Berufung an eine unserer ersten Hochschulen verdankten, gab es keinen Bilderladen, in welchem man nicht Ihr Portrait gefunden — und Sie müssen gut getroffen gewesen sein, denn ich habe Sie sofort wieder erkannt.“

Ein etwas eitlerer Mann, als es der junge Professor war, würde sich wahrscheinlich durch diese Worte sehr geschmeichelt gefühlt haben, aber in Werner wurde ein anderes Gefühl, als das der Eitelkeit rege, das Gefühl des Mißtrauens, und indem er sich vornahm, dem Fremden gegen-

über auf der Hut zu ſein, falls er ihm noch öfters begegnen ſollte, empfahl er ſich, der Baronin das Verſprechen gebend, bald, vielleicht ſchon am Abend, wieder zu kommen . . .

Werner hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als ſich der Ausdruck der Geſichtszüge des Herrn von Roller ſeltſam veränderten.

Ein wildes, leidenſchaftliches Feuer flammte in ſeinem Auge auf und eine verzehrende, eiferſüchtige Wuth bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens. Die junge Frau ſaß mit geſenktem Haupte da, ſtill, unbeweglich und wie betäubt.

„Sie ſcheinen," begann er mit aufgeregtem Weſen, während ſeine Blicke die junge Frau gierig verſchlingen zu wollen ſchienen, „Sie ſcheinen das Sprichwort: alte Liebe roſtet nicht, beſonders zu Ehren bringen zu wollen, Frau Baronin."

Die Baronin antwortete nicht auf dieſe Bemerkung. Das Geſicht mit den Händen ſich bedeckend, lehnte ſie ſich in die Ecke des Sophas zurück und ließ ein leiſes Schluchzen hören. Herr von Roller war fieberhaft erregt; er ließ ſeinen dunkeln Knebelbart durch ſeine Finger laufen und ſeine Blicke zeigten ein eigenthümliches Gemiſch

von Leidenſchaft, Mitleid und Drohung. Es war ein peinliches Stillſchweigen, das in dem Zimmer herrſchte, nur durch das ſtille Weinen der jungen Frau und das leiſe Picken der Pendeluhr auf dem Secretair unterbrochen.

„Es hat mir viele Mühe gemacht,“ begann er endlich wieder, „Ihren diesmaligen Aufenthaltsort auszukundſchaften . . . Sie verabſchiedeten Ihre ſämmtliche frühere Dienerſchaft und reiſten allein . . . Aber dennoch gelang es mir, Sie zu entdecken . . . O, glauben Sie mir, Molly, die Liebe hat ein ſcharfes, ſehr ſcharfes Auge und ich würde Sie entdecken, wenn Sie ſich in eine afrikaniſche Sandwüſte oder in die Einſamkeit eines amerikaniſchen Urwaldes zurückzögen!“

Ein ſichtbarer Schauder überlief bei dieſen Worten die junge Frau. Der Baron bemerkte es und ein drohendes, zorniges Feuer ſprühte aus ſeinen dunklen Augen.

„Warum erbeben Sie bei dieſen Worten, Molly?“ rief er mit heftiger Stimme, „warum ſchaudern Sie, wenn ich Ihnen von meiner Liebe ſpreche? Können Sie das Band zerreißen, das uns aneinander kettet? Können Sie einen Tag,

können Sie den ersten November aus Ihrem Leben verwischen?“

„Gnade! . . . Barmherzigkeit . . . halten Sie ein!“ schluchzte die junge Frau, ihren Thränen freien Lauf lassend.

Eine mächtige Bewegung ergriff den Baron. „Molly,“ rief er, indem er zu den Füßen der jungen Frau stürzte und ihre Linke ergriff, die sie ihm vergebens zu entziehen suchte, „Molly, warum stoßen Sie mich und meine Liebe zurück? Weshalb foltern und martern Sie mich selbst, warum zwingen Sie mich, Sie zu verfolgen, warum enden Sie nicht dieses ruheloſe Dasein durch das einzige Wort: ich will Dein sein?“

„Lassen Sie mich . . . Herr von Roller,“ weinte die junge Frau, „es ist unmöglich . . . unmöglich.“

„Und warum unmöglich? Was sollte Sie hindern? Sind Sie nicht Ihre eigene Herrin? Oder sollte wirklich dieser blonde Siegfried,“ rief er in zornigem Spott, „dieser Professor Schilden zu fest in Ihrem Herzen sich eingenistet haben? Dann, dann, Molly,“ und ein rachsüchtiges Funkeln glänzte in seinen Augen, „dann möge er sich hüten.

Sie kennen mich hinreichend und wiſſen, daß ich Jeden zermalme, der mir bei Ihnen in den Weg tritt. Sie ſollen und müſſen mein werden, und dieſer Pandektenheld ſoll mich, bei Gott! nicht davon abhalten.“

Dieſe Worte riefen eine dunkle, brennende Röthe auf die Wangen der jungen Frau, und indem ſie ihre Hand mit einer ungeſtümen Bewegung der des Barons entzog, ſprach ſie, ſich erhebend mit einer Energie, wie ſie jener lange nicht bei ihr gefunden:

„Sprechen Sie nicht ſo von Werner Schilden, Herr von Roller. Eine unbefleckte Vergangenheit liegt hinter ihm und dies iſt ſein beſter Schild gegen alle Ihre Angriffe.“

„Sie vergeſſen,“ antwortete der Baron höhniſch, „daß der Herr Profeſſor ſeine unbefleckte Vergangenheit weder gegen eine Piſtolenkugel, noch gegen einen Degenſtich ſichern kann.“

„Ach! Sie verlaſſen ſich auf Ihre Duellantengeſchicklichkeit,“ entgegnete mit einem ſchmerzlichen und zugleich verächtlichen Lächeln die junge Frau, „aber Sie können mir glauben, Schilden würde weder Ihre Kugel noch Ihren Degen fürchten.“

„Das würde ſich finden," murmelte der Baron ſich zornig auf die Lippen beißend.

„Indeſſen, wozu dieſe unnützen Drohungen," fuhr die junge Frau traurig fort, „Schilden wird nie in dem Sinne, in welchem Sie es fürchten, Ihr Nebenbuhler werden . . . Kann ich, ohne ihn zu täuſchen, jemals die Seine werden? Und würde er, wenn er Alles, Alles erführe, jemals ſein Geſchick mit dem meinigen verbinden? Würde er nicht mit Abſcheu meine Hand zurückſtoßen? Dieſen Morgen freilich," fuhr ſie flüſternd und wehmüthig vor ſich hinblickend fort, „dieſen Morgen, als ich ihn durch einen jener wunderbaren Zufälle, die zuweilen unſer Leben beherrſchen, wiederfand: da glaubte ich einen Augenblick daran daß ich an ſeiner Seite noch ein Mal in dieſem Leben glücklich werden könnte, aber Ihre Erſcheinung ſtörte nur zu bald dieſe Illuſion und ſagte mir, daß für mich auf dieſer Welt kein Glück mehr blühe, daß mein Geſchick rettungslos den dunklen, finſtern Mächten verfallen ſei!"

„Aber warum?" entgegnete der Baron, „warum, Molly, faſſen Sie Ihr Geſchick ſo romanhaft auf, warum quälen Sie ſich ſelbſt, warum ver-

ſchmähen Sie das Mittel Ihrer Rettung, welches ich Ihnen vorhin nannte? Glauben Sie," ſchloß er mit weicherem Tone und einem Ausdruck, aus dem in der That etwas wie Liebe herausklang, „glauben Sie, daß mein Herz nicht blutet, wenn Sie mich durch ihre Härte, durch die Sprödigkeit, mit welcher Sie meine Liebe zurückweiſen, zwingen, jenes Geheimniß, welches uns verbindet, wie das Schwert des Damokles drohend über Ihrem Haupte ſchweben zu laſſen?"

„Ich kann nicht anders . . ."

„Das iſt ſeit drei Jahren Ihre ewige, einzige Antwort, Molly. Aber bauen Sie nicht zu feſt auf meine Schwäche, Nachſicht und Geduld. Ich fühle es, daß dieſe bald zu Ende geht und dann, dann, wenn Sie ſich immer noch weigern, mein zu werden, dann klagen Sie mich nicht an, wenn ich endlich jene Drohung wahr mache und das Unglück wild fluthend über uns hereinbrechen laſſe."

Er ſah, wie bei dieſen Worten ein Zittern über die Geſtalt der jungen Frau lief und hielt einen Moment inne; dann fuhr er in ruhigerem, gemäßigterem Tone fort:

„Sie ſind bewegt und aufgeregt, Frau Ba-

ronin. Ich will jetzt nicht weiter in Sie dringen, aber ich werde wiederkommen und ich hoffe, daß Sie dann eine andere Antwort, als dieſes ewige: Nein, nein, für mich haben werden."

Er erhob ſich, nahm ſeinen Hut und ging, die junge Frau höflich grüßend und die Verſicherung zurücklaſſend, bald wieder zu kommen.

Die Baronin athmete wieder auf, wie von einer ſchweren Laſt befreit, als ſie ſeine Schritte auf dem Vorſaal verhallen hörte, dann klingelte ſie haſtig ihrem Kammermädchen und nachdem ſie dieſer befohlen, ſchleunigſt die Koffer zu packen, da ſie noch dieſen Abend von Leipzig abreiſen wolle, ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch nieder.

Dieſer plötzliche Entſchluß zur Abreiſe kam dem Kammermädchen ſo überraſchend, daß ſie falſch gehört zu haben glaubte und zögernd frug ſie:

„Ich ſoll die Koffer zur Abreiſe packen?"

„Ja doch, mein Kind," entgegnete etwas ungeduldig die junge Frau, „haſt Du nicht gehört, was ich Dir eben geſagt?"

„Ich glaubte die gnädige Frau falſch verſtan-

den zu haben, da Sie noch gestern meinten, den ganzen Winter hier zubringen zu wollen . . ."

Die Baronin bewegte ungeduldig das Haupt, ohne weiter etwas darauf zu erwiedern, und Louise ging an das Einpacken, noch ganz erstaunt über die seltsame, wunderliche Laune ihrer Herrin, die so schnell ihre Entschlüsse änderte.

Indessen saß der junge Professor der Rechte, Werner Schilden, in seinem, in einem Haus der Petersstraße vis à vis den „drei Rosen" gelegenen Zimmer und suchte sich über sein Verhältniß zu Molly und die Gestaltung, die durch dieses plötzliche Wiederfinden sein Leben erhalten, klar zu werden. Mit raschem Blicke überflog er sein ganzes Leben von dem Moment an, wo er noch als ein junger, unbekannter Anwalt an einem rheinischen Gerichtshof Molly Western kennen gelernt, bis zum heutigen Tage, wo er einer der gefeiertesten Rechtslehrer und Schriftsteller war. Die Trennung von der Geliebten, seine unglückliche, freudenlose Ehe mit einer Frau, die weder ihn, noch die er geliebt, und die er in strengem Rechtlichkeitsgefühl geheirathet, um einem früheren Versprechen nachzukommen, die Trennung dieser un-

gleichen traurigen Ehe, die Vermählung Molly's mit dem reichen Bankier v. Hardenau und deſſen nach kaum zweijähriger Ehe erfolgter plötzlicher Tod, den er damals aus den Zeitungen erfahren — und endlich dieſes ſeltſame Wiederfinden der Geliebten in Leipzig. Alles trat ihm wieder vor die Seele!

Und in der That, es war ein ſeltſamer Zufall dieſes Wiederfinden!

Mitte Sommers nach Leipzig gekommen, um hier unter Benutzung der beiden großen Bibliotheken, der Univerſität- und Stadtbibliothek, ein umfangreiches Werk über eine noch wenig bearbeitete Materie der Rechtswiſſenſchaft zu vollenden, hatten ihn Anſtrengung und nächtliches Arbeiten, verbunden mit einem immer nagenden inneren Schmerz über die vermeintliche Untreue Molly's auf's Krankenlager geſtreckt . . . Soweit wieder geneſen, daß er ausgehen und friſche Luft ſchöpfen konnte, hatte ihm der Arzt gerathen, eine Trinkkur in Gerhardt's Garten zu brauchen, und hier mußte er durch eine ſeltſame Fügung des Schickſals die Frau wieder treffen, an der ſein Herz einſt ſo innig gehangen und noch hing, wenn ſie auch, wie er glaubte, den Schwur der Treue,

den ſie einſt geleiſtet, durch jene Vermählung mit dem Bankier von Hardenau und noch mehr durch ihr ſpäteres Benehmen gebrochen hatte . . .

Aber ſie war ja nicht ſchuldig, wie ſie ihm verſichert und gelobt, ſie war ihm treu geblieben und hatte ihm ihre Liebe bewahrt; nur eine abſcheuliche Intrigue war mit ihnen geſpielt worden. Und durfte er an dieſen Verſicherungen Molly's zweifeln? Hatte ſie doch das Medaillon mit der Locke ſeines Haares, welches er ihr einſt, bei ihrer Trennung, geſchenkt, treu bis zu der Stunde, wo er ſie wiederfand, auf ihrem Herzen getragen! Und dann ihre Freude, ihre Worte, ihre Blicke! Nein, nein, es war nicht möglich, dieſe Frau konnte ihn nicht getäuſcht, ſie konnte ihn nicht betrogen haben . . . Aber mitten in dieſem Gedankengang ſtieg wieder ein unbeſtimmter, unklarer Zweifel in ſeiner Bruſt auf; eine dunkle Ahnung, die ihm zuzuflüſtern ſchien: noch ſteht etwas zwiſchen ihr und dir, noch kann ſie nicht ganz dein ſein, noch hängt ſie mit gewiſſen Banden an der Vergangenheit! Wie geſagt, es waren dies blos unklare Gefühle, ohne einen greifbaren Grund, aber eben deshalb quälten und peinigten

ſie ihn um ſo ſchmerzlicher . . . Und plötzlich ſtieg die Erſcheinung jenes Fremden, jenes Baron Roller, vor ſeinen Augen auf, und er frug ſich, in welchen Beziehungen dieſer Mann, deſſen Weſen trotz ſeines eleganten, höflichen Aeußern, einen ſo abſtoßenden Eindruck auf ihn ausgeübt, zu Molly ſtehe . . .

Es trieb ihn, ſich Gewißheit darüber zu holen. Er nahm ſeinen Hut und ging zur Petersſtraße hinab, über den Markt, nach dem Hotel „zum großen Blumenberge“. Es war in der fünften Nachmittagsſtunde, und es begann bereits zu dunkeln. Es ſchneite und regnete, ein kalter rauhen Art ſtrich durch die Straßen; es war jenes ſpätherbſtliche Wetter eingetreten, welches in dieſer Weiſe nur in Mittel- und Norddeutſchland zu finden iſt. Hie und da brannten ſchon einige Gaslaternen, und warfen ihren Schimmer herunter auf die Trottoirs und die Straßen, indeſſen trotzdem konnte man wegen des Regens, Schnees und Nebels nur wenige Schritte weit vor ſich hinſehen.

Der junge Profeſſor war etwas kurzſichtig, dazu hatte er den Hut tief in die Stirn gedrückt,

und so kam es ohne seine Schuld, daß er dicht an der Ecke der Hainstraße und des Marktes mit einem eben um dieselbe Ecke biegenden jungen Mädchen in Hut und Mantel zusammenprallte.

Er blickte rasch empor und erkannte Louise, das Kammermädchen der Frau v. Hardenau.

„Verzeihung, mein Kind," sprach Schilden, sich entschuldigend, „aber die Dunkelheit, der Regen und Schnee trägt an diesem Zusammenstoß mehr Schuld als ich."

„O ich bitte, Herr Professor," entgegnete lächelnd das junge Mädchen, „dieses Zusammentreffen erspart mir einen langen Weg."

„Und wie so?"

„Ich war eben im Begriff, einen Brief an den Herrn Professor zur Post zu tragen."

„Einen Brief an mich? Und von wem?"

„Von der Frau Baronin."

„Geben Sie, mein Kind," und er streckte die Hand darnach aus.

Louise zögerte einen Augenblick, denn ihre Frau hatte es ihr ausdrücklich und wie wir sehen werden, absichtlich anbefohlen, den Brief zur Post zu tragen. Indessen, der Professor hatte schon

die Hand darnach ausgeſtreckt, und ſo gab ſie ihm den Brief.

„Warten Sie, Louiſe, einen Augenblick Geduld,“ ſprach Schilden und trat unter den Thorweg eines Hauſes, in welchem eine Gaslaterne brannte. Heftig ſtreifte er das Couvert, entfaltete den Brief und las:

„Mein theurer, theurer Freund!

„Das tiefſte Weh, der herbſte Schmerz meines Lebens drängt ſich in aller ſeiner Bitterkeit in dieſen wenigen Augenblicken, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, zuſammen .... Sind es doch Worte des Abſchiedes, die ich dem geliebten Manne zurufen muß, dem Freunde, den ich, kaum gefunden, ſchon verlaſſen muß ... O! Werner, forſche nicht nach dem Grund, der mich wieder von hier und von Dir forttreibt, bei Deiner Liebe zu mir bitte ich Dich darum! Es iſt ein düſteres, finſteres Verhängniß, das über mir ſchwebt, ein Verhängniß, dem ich verfallen, unrettbar und unwiderruflich! Es giebt nur ein Mittel für mich, ihm zu entgehen: den Tod, nur eine Freiſtatt, in der ich Ruhe finden werde: das Grab.

„Es iſt entſetzlich, Werner, wenn ein Menſch,

der noch in voller Blüthe und Kraft des Lebens steht, dies sagen muß, allein es ist Wahrheit. Möge der Allmächtige stets ein gleiches Schicksal von Dir fern halten. Aber, nein, nein, Du bist zu gut und zu edel, um ihm je anheim zu fallen. Du besitzest mehr Kraft als ich, und den Muth, die bösen Dämonen, die in schwachen Stunden zuweilen uns nahen, zurück zu weisen; Du besitzest mehr Kraft, als ich, ein schwaches, unerfahrenes Weib, welches, um einer qualvollen Existenz zu entgehen, einer noch entsetzlicheren sich ergab . .

„Und nun vergieb mir noch, daß ich nicht auf eine andere Weise Dir Lebewohl sagte!

„Ich fühle mich zu schwach, zu matt dazu; es wäre mir unmöglich gewesen, Dich zu sehen und Dir sagen zu müssen: wir müssen uns wieder trennen, müssen scheiden! Es ist besser so! Werner! Lebe wohl! Lebe wohl! mein Werner! Adieu, adieu, für immer! Meine Liebe, die Dir immer gehört, wird ewig dauern, bis zum Grab und darüber hinaus!

„Ich küsse Dich im Geiste, mein Werner, mit aller Gluth und allem Schmerz der Liebe!

Noch einmal, lebe wohl, und sei zuweilen eingedenk

Leipzig, den 1. Nov. 1847. Deiner Molly."

Als der Professor mit dem Lesen zu Ende, wirbelte es ihm anfangs im Kopfe herum und er konnte keinen einzigen Gedanken festhalten. Doch bald tauchte aus dem Chaos von Vermuthungen, Ahnungen und Befürchtungen eine bestimmte Gestalt auf und mit einer fast instinktmäßigen Sicherheit sagte sich Werner, daß diese eilige Flucht Molly's mit dem Erscheinen des Fremden, jenes Barons von Roller, zusammenhänge.

Er drehte sich rasch nach dem unter dem Thorweg auf ihn wartenden Kammermädchen um und frug rasch und heftig:

„Die Baronin ist noch im Hotel?"

„Ja, mein Herr."

„Wann wollte sie abreisen?"

„In zwei Stunden, mit dem nächsten Zug, der nach Dresden fährt."

„So lassen Sie uns gehen."

„Aber ich weiß nicht, Herr Professor . . . ob . . . ob die Frau Baronin jetzt Besuch . . . an-

nehmen . . . wird," ſtammelte zögernd und ängſtlich das Mädchen, welches jetzt ſtärker als früher zu fühlen ſchien, daß ſie ſich durch die Uebergabe des Briefes an den Profeſſor eines Ungehorſams ſchuldig gemacht, der ihr vielleicht ihre Stellung bei der Baronin koſten konnte. Schilden, der die Urſache ihre Verlegenheit und Unruhe durchſchaute, beruhigte ſie mit den Worten:

„Seien Sie unbeſorgt, mein Kind, ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich." Und die Beiden gingen raſch zur Hainſtraße hinab.

Die Baronin ſaß ſchon in Reiſekleidern, träumend den Kopf in die Hand geſtützt auf dem Sopha, als Werner lebhaft und im Innerſten erregt zu ihr in's Zimmer trat.

Wie ſie ihn erblickte, ſchreckte ſie von ihrem Sitz empor und ein leiſer, ſchmerzlich klingender Ausruf glitt über ihre Lippen. Der Profeſſor ſchritt ſchnell auf ſie zu und indem er vor ihr ſtehen blieb, die Hand leicht auf ihre Schulter gelegt und ihr tief in's Auge blickend, ſprach er:

„Du wollteſt mich fliehen, Molly, verlaſſen, nachdem ich Dich kaum wieder gefunden? .Und

dazu unglücklich, elend und gebrochen, krank im innersten Mark Deines Lebens!“

Sie versuchte einige Worte zu stammeln, aber die Stimme versagte ihr, und er fuhr mit warmem, zum Herzen dringenden Tone fort:

„Du sprichst von Deiner ewigen, unwandelbaren Liebe zu mir, Molly, und hast nicht einmal so viel Vertrauen zu dem Manne Deiner Liebe, um das, was Dein Herz drückt, was Dich beängstigt und quält, ihm mitzutheilen? O Molly, mein liebes, theures Weib, habe ich mich so wenig Deines Vertrauens würdig gezeigt, daß ich dieses Mißtrauens verdiene? Sprich, theure Molly“ und er zog sie sanft an seine Brust und küßte ihre Stirn und ihre Augen, „vertraue mir Alles, Alles — und so wahr, als ich an einen Gott der ewigen Liebe glaube, ich werde Dir beistehen und Dir helfen, so weit als die Kraft und die Macht eines Mannes reicht, der entschlossen ist, selbst sein Herzblut für die, welche er liebt, hinzugeben.“

Diese mit Innigkeit und Zuversicht gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung auf die junge Frau nicht, und indem sie ihren Thränen freien

Lauf ließ, ſchlang ſie ihre Arme um den Hals des geliebten Mannes und ſchluchzte:

„Du ſollſt Alles, Alles erfahren, mein Werner . . . Du biſt gut und mild, Du wirſt nicht allzu hart über die Sünderin richten.“

Werner erſchrak doch bei dieſen Worten, die er nach anderer Weiſe deutete. Indeſſen bezwang er ſich und ſprach mit mildem Tone, indem er die junge Frau neben ſich auf das Sopha niederzog und ihren Kopf an ſeine Bruſt lehnte.

„Faſſe, ſammle Dich, meine Molly, und vertraue dem Freund, der Dich ſo innig liebt, wie Niemand auf der weiten Welt.“

Ein warmer Händedruck der jungen Frau war ihre Antwort. Dann trocknete ſie ſich mit ihrem Taſchentuch die thränennaſſen Augen und begann mit ſchwacher, matter Stimme und die Augen zur Erde geſenkt:

„Vielleicht würde ich Dir das, was ich Dir jetzt erzählen will, dieſes Bekenntniß meiner Schuld, ſchon dieſen Morgen mitgetheilt haben, wenn nicht die plötzliche Erſcheinung eines Mannes, den das Geſchick mir als böſen Dämon begegnen ließ, mich davon abgeſchreckt und mich davon zurück-

gehalten hätte . . . Denn ſobald ich ihn ſah, trat die entſetzliche Geſchichte jener Tage mir in ſolcher grauenhaften Klarheit wieder vor die Seele, daß ich den Muth des Bekennens, die Zuverſicht des Vertrauens wieder verlor und zu fliehen beſchloß, um mich in dem entfernteſten Winkel der Erde vor jenem Entſetzlichen zu verbergen."

„Du ſprichſt von dem Baron Roller?" frug Werner mit dumpfem Tone und indem in ſeinen blauen, ſcharfblickenden Augen ein Strahl auflodernden Zornes blitzte . . .

Molly erbebte, als der junge Profeſſor den Namen des Barons nannte und ſie bejahte mit einem leiſen, ſtummen Neigen des Kopfes. Dann fuhr ſie in jenem früheren, flüſternden Tone fort:

„Du weißt, Werner, unter welchen Verhältniſſen und Bedingungen ich des Bankiers von Hardenau Gattin wurde, das heißt: ſeinen Namen annahm. In Wahrheit blieb ich Molly Weſtern, kein Band ehelicher Gemeinſchaft vereinigte mich mit dem Manne, der vor der Welt den Namen meines Gatten trug und es doch in keiner Hinſicht war . . .

„Im Anfang ſchien Hardenau damit zufrieden,

und ich war so weit glücklich zu nennen, wenn man unter Glück hier das versteht: nicht gezwungen zu sein, jeden Tag, jede Stunde seine Liebe zu verleugnen, und sich einem ungeliebten Manne hinzugeben. Denn in meinem Herzen trug ich nur das Bild eines Mannes, und das warst Du, Werner; Einem nur hatte ich ewige Treue und Liebe gelobt, Dir, Werner, den ein feindliches Geschick in dem Augenblick von mir getrennt, als unsere Herzen sich gefunden hatten."

Sie schwieg und Werner hauchte einen leisen Kuß in das weiche, duftige Haar der jungen Frau, deren Haupt sich auf seine Schulter lehnte und deren Nacken er mit der Rechten umschlungen hatte. Wie am Morgen nahm sie diesen Kuß demüthig hin und fuhr dann fort:

„Hardenau machte ein großes Haus, hielt fast täglich offene Tafel, an welcher Jeder, der ihm irgend ein Mal vorgestellt war, immer ein Couvert für sich fand, und in seinen Salons vereinigte sich die beste Gesellschaft. Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Diplomaten, hübsche junge Frauen — Alles dies fand man in seinen Abendgesellschaften . . . Außerdem hatte ich vollkommene

Freiheit, Jeden, der mir gefiel, zu empfangen, und ich konnte zu jeder Stunde des Tags Gesellschaft bei mir sehen. Ich unterstützte die Künste, die Wissenschaften, die Literatur, und indem ich mich mit Schriftstellern, Dichtern und Künstlern umgab, fühlte ich darin einen Ersatz für jenes verlorne Glück des Lebens, welches mir nur an Deiner Seite, Werner, hätte blühen können."

„Ich kenne diese Episode Deines Lebens," warf Werner, und nicht ganz ohne Bitterkeit dazwischen, „ich las in den Feuilletons der Journale von der schönen und reichen Beschützerin der Künste und Wissenschaften, die in der Frau Baronin von Hardenau erstanden war. Indessen meinten Manche, daß diese Protection mehr den Personen, als der Sache gälte. Man sprach recht frivol darüber."

Die junge Frau blickte ihn mit einem traurigen Lächeln an. „Du kennst ja die Welt und ihre Weise, Werner," flüsterte sie. „Soll ich mich auch Dir gegenüber rechtfertigen?"

Werner schwieg, blickte aber einen Moment verlegen zur Seite, Molly sprach weiter:

„Dies dauerte einen Winter und einen halben

Sommer bis gegen Ende des Monats Juli. Da trat eines Morgens der Herr von Hardenau zu mir in's Zimmer, und indem er sich auf einen Stuhl mir gegenübersetzte, sagte er: „„Meine Freundin, ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen.“ “

„„Und die wäre?““ fragte ich, wenig neugierig auf das, was er mir sagen würde, und indem ich das Buch, welches ich eben las, aus der Hand legte.

„„Die wäre,““ fuhr Hardenau fort, „„daß wir heute Abend zum letzten Mal in unsern Salons empfangen und morgen in's Seebad von Ostende reisen.““

„Ich lächelte über die Betonung und Wichtigkeit, mit welcher mir der Baron diese Mittheilung machte, und indem ich mein Buch wieder aufnahm, frug ich:

„„Weiter nichts?“ “

„„Weiter nichts, Frau Baronin.“ “

„Dieser Ton frappirte mich plötzlich. Er klang so wenig ähnlich dem gewöhnlichen leichten Umgangston, in welchem Hardenau mit mir zu verkehren pflegte, daß ich unwillkürlich und über-

rascht aufsah. Ein seltsamer Ausdruck lag in seinen auf mich gerichteten Blicken. Ich kann ihn nicht beschreiben, diesen Ausdruck, aber wenn ich ein Maler wäre, ich wollte ihn malen, diesen Blick, der mir einen leichten Schauer über den Körper trieb. Indessen setzte der Baron nichts weiter hinzu; er erhob sich, grüßte mich artig, indem er mir die Hand küßte und entfernte sich . . .

Am andern Morgen waren wir, der Baron und ich, auf dem Wege nach Ostende. Es war seit meiner Verheirathung das erste Mal, daß ich mit meinem Gemahl auf längere Zeit allein und in so nahem Beisammensein war. Bis jetzt hatten wir uns immer nur in Gesellschaft getroffen, unser ganzes Beisammensein hatte immer vor fremden Augen stattgefunden. Mit einem Mal befanden wir uns allein einander gegenüber. Dieser Umstand machte mich etwas befangen; ich war einsilbig und überließ mich meinen Gedanken und Träumereien. Hardenau dagegen zeigte sich munterer, gesprächiger als sonst. Seine Aufmerksamkeit und Besorgniß für mich schien sich, wenn das überhaupt möglich war — denn er

war ſtets allen meinen Wünſchen zuvorgekommen — noch vermehrt zu haben, ſo daß mir dieſes Benehmen ein ſeltſames Gefühl verurſachte, und ich faſt wünſchte, mein Gemahl möchte weniger zuvorkommend gegen mich ſein . . . In Oſtende angekommen, ſetzte Herr v. Hardenau dieſes ſein Benehmen gegen mich fort, und wenn ich zuweilen aufſah, bemerkte ich, daß ſeine Blicke mit einem Ausdruck auf mir ruhten, der mich beunruhigte und ängſtigte. Ich wußte nicht, wie ich dieſe Blicke deuten ſollte, und um ihnen auszuweichen, ſuchte ich ſo viel als möglich ein längeres Alleinſein mit meinem Manne zu vermeiden.

„Das bewegte Badeleben in Oſtende erleichterte mir auch dieſes Beſtreben, obgleich ich bemerkte, daß Hardenau es ſichtlich vermied, an den Fêten und Vergnügungen, welche die Saiſon daſelbſt mit ſich führt, Theil zu nehmen.“

„Wir trafen auch einige unſerer Bekannten aus Amſterdam, allein da Hardenau ihnen abſichtlich auswich, ſo kamen wir nur ſelten mit ihnen zuſammen, einen einzigen ausgenommen, der ſchon den vorigen Winter ein täglicher Beſucher unſeres

Salons gewesen war . . . Dieser Mann, ein Landsmann von mir, hieß," und Molly erbebte, als sie seinen Namen nannte, „Baron Roller. Er gab vor — oder in der Gesellschaft sagte man es wenigstens, und er widerlegte auch diese Gerüchte nicht — daß er eines Duelles wegen, in dem er seinen Gegner getödtet, aus Deutschland hätte flüchten müssen und sich so lange im Ausland aufhalten wolle, bis die Angelegenheit entweder vergessen oder sonst wie beigelegt sei.

„Irgend einer der zahlreichen Bekannten Hardenau's hatte ihn in dem vergangenen Winter in unsere Salons eingeführt, und da der Baron ein sehr gewandter Gesellschafter war, viele Kenntnisse und reiche Lebenserfahrungen besaß, so war er bald in unsern Kreisen eine nicht ungern gesehene Persönlichkeit. An Hardenau schloß er sich besonders an, während er mir gegenüber eine Zurückhaltung zeigte, die fast an Kälte grenzte, im Gegensatz zu allen übrigen Besuchern unserer Salons. Vielleicht war dieses Anschließen an ihn auch der Grund, weßhalb Hardenau dem Baron mit so besonderer Freundlichkeit entgegen kam, als ihn vielleicht drei Tage nach unserer Ankunft

in Oſtende bei einem Spaziergang längs der Dünen begegneten.

„Er war an dem Tage erſt angekommen und ſchien ſehr verwundert, uns zu treffen, da er geglaubt habe, wir wären nach Spaa gereiſt. Sein eigenthümliches, zurückhaltendes Benehmen gegen mich zeigte ſich auch bei dieſer Gelegenheit, und während er Hardenau mit der Herzlichkeit eines Freundes grüßte, kehrte er mir gegenüber die gemeſſenen Formen der Convenienz heraus. Eine Andere hätte vielleicht dieſe auffällige Kälte verletzt, mir hingegen erwies der Baron, gegen den ich bei allen ſeinen geſellſchaftlichen Talenten, die er beſaß, von Anfang an einen gewiſſen Widerwillen gehegt, einen Gefallen damit.

„Ganz das Gegentheil war bei Hardenau der Fall. Der Baron wurde bald ſein unzertrennlicher Begleiter und es gab keine Spazierfahrt und keinen Ausflug, bei welchem nicht der Baron Roller geweſen wäre. So abſtoßend auch die Perſönlichkeit des Barons auf mich wirkte, ſo war ich dennoch gewiſſermaßen froh, daß er unſer Begleiter auf dieſen Ausflügen und daß ich auf dieſe Weiſe nicht allein mit Hardenau war, deſſen Be-

nehmen gegen mich in mir von Tag zu Tag eine größere Angst wach rief."

„Ich fange an zu begreifen," murmelte Werner, die Erzählerin unterbrechend, und indem er mit seinem klaren Auge die junge Frau mitleidig betrachtete, „der Herr v. Hardenau wurde es müde, blos der höfliche Freund seiner Frau zu sein, er wollte auch ihr Mann, ihr Gatte sein."

Eine dunkle Röthe schoß über Molly's Stirn und Wangen, und eine Bewegung ihres Hauptes sagte dem Professor, daß er das Rechte getroffen.

„Fahre fort, fahre fort, mein armes Kind," sprach Werner, indem er mit seiner Hand leise über die dunkeln Scheitel ihres duftig-weichen Haares glitt.

„Lange, lange," sprach sie weiter, „verhehlte ich mir die Möglichkeit dieses Gedankens, der mich wahnsinnig hätte machen können; ich suchte mich zu überreden, daß ich mich getäuscht, mit einem Wort: ich legte dem veränderten Benehmen Hardenaus gegen mich jeden anderen Beweggrund unter, als den, daß er mich liebe."

Unwillkührlich zeigte sich bei diesen Worten

ein feines Lächeln auf den Lippen des jungen Gelehrten.

„Aber, mein Gott, Molly, diese Regung finde ich so natürlich, daß ich den Herrn von Hardenau für einen Cretin halten müßte, wenn er anders empfunden hätte.“

Die Baronin hatte das Lächeln, welches bei diesen Worten um ihres Freundes Mund schwebte, bemerkt, und indem sie eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte, sprach sie hastig:

„Scherze nicht darüber, Werner, bei der Barmherzigkeit Gottes nicht, denn dieses unselige Gefühl, welches in Hardenau's Brust sich regte, kostete ein Menschenleben und die Ruhe und den Frieden eines andern Lebens.“

„Was sprichst Du da?“ rief der Professor aus, und seine Wange bleichte sich ein wenig, während eine dunkle, finstere Ahnung ihn durchzuckte. Molly rang weinend und seufzend die Hände . . .

„O! das ist es ja, was seit zwei Jahren wie ein Alp auf meiner Brust lastet, mich in stiller Nacht peinigt und quält, meine Träume zu entsetzlichen Schreckensbildern gestaltet, zu wüsten

Larvengesichtern, die mich im Schlaf verfolgen und hetzen, das ist es ja, was mich erbeben macht vor dem Rascheln des Windes in dem dürren Laube der Bäume, was mir Frieden, Ruhe, Gesundheit des Körpers wie der Seele — Alles, Alles geraubt hat."

Es entstand ein tiefes, langes Stillschweigen, nur unterbrochen von dem Anschlagen des Regens und des Schnees, den der Herbstwind gegen die Fensterscheiben trieb und durch das dumpfe Rollen der Wagen, die auf der Straße im schnellen Lauf dahin fuhren. Die Kerzen flackerten trübe und matt, und warfen ein schwankendes, ungewisses Licht auf die bleichen Züge des Professors und die in Schmerz zusammengesunkene Gestalt der jungen Frau, welche das Gesicht sich mit den Händen verhüllt, während ein krankhaftes Schluchzen aus ihrer Brust hervordrang.

Endlich erhob sich die junge Frau, und indem sie mit wankenden Schritten nach dem Schreibtisch ging, sprach sie mit tiefer, fast unhörbarer Stimme:

„Ich traute mir die Kraft zu, Dir dieses unselige Geheimniß meines Lebens selbst mittheilen

zu können, aber ich fühle, daß es unmöglich ... Hier, hier, Werner, lies diese Blätter meines Tagebuchs aus jener traurigsten Zeit meines Lebens, und dann, dann, wenn Du gelesen, und Alles weißt, dann fälle das Urtheil über mich, und wie es auch ausfalle, ich will mich ihm unterwerfen."

Werner nahm diese beschriebenen und hie und da wie von darauf gefallenen Thränen verwischten Blätter und las die folgenden Bekenntnisse, während Molly mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte neben ihm saß.

„Ostende, 1. August 1844.

„Meine Ahnung, diese entsetzliche, mir das Herz zusammenschnürende Ahnung, ist zur Gewißheit geworden. Hardenau liebt mich und verlangt Gegenliebe von mir, die er sein angetrautes Weib nennt! Und ich, o ich Unselige, ich schaudere, wenn ich an diese Liebe denke, die ich niemals erwiedern kann ... Mein Herz gehört Dir, nur Dir, Werner, und ich besitze selbst so wenig Verstellungskunst, um auch nur einen Schein von Liebe heucheln zu können.

„O, warum schloß ich diese Ehe, welche das

Unglück meines Lebens werden wird? Es war ein gewagtes, verwegenes Spiel, ein Spiel, bei dem ich selbst mit Leib und Seele der Einsatz war und ich habe es verloren! Aber wie? Hat Hardenau ein Recht, von mir diese Liebe zu verlangen? Habe ich ihm nicht, da er mir seine Hand antrug, erklärt, daß ich niemals ein tieferes Gefühl für ihn empfinden könnte; war er nicht damit zufrieden, als ich unter der Bedingung einwilligte, zwar seinen Namen zu tragen, ihm das Leben, soweit es ohne das Gefühl der Liebe möglich ist, zu erheitern — aber niemals ihm das zu werden, was die Gattin dem Gatten sein soll!... O, ich fühle es jetzt, daß es ein falsches, unnatürliches Verhältniß war, in welches wir zu einander traten, aber wie kann ich es jetzt ändern? Ich möchte fliehen, fliehen bis an das äußerste Ende der Erde, aber Hardenau beobachtet jeden meiner Schritte mit Argusaugen. Er hat, wie ich weiß, die Bedienung bestochen, und wohin soll ich ohne Geld, ohne Mittel?“

„Meine Lage wird immer verzweifelter, und Neues gesellt sich zu den schon vorhandenen Bedrängnissen ... Dieser Baron Roller, Hardenau's

unzertrennlicher Begleiter, flößt mir, ohne daß ich dafür einen Grund angeben könnte, ein gewisses Grauen ein, das mich stets überfällt, wenn er in meine Nähe kommt. Trotz der Kälte, welche er mir gegenüber zur Schau trägt, habe ich doch bemerkt, daß zuweilen seine Augen mit einem Ausdruck auf mir ruhen, der mir Angst und Schrecken einflößt. Einmal schien er es zu bemerken, daß ich seine Blicke beobachtete und plötzlich erlosch das unheimlich glimmende Feuer seines Auges und an seine Stelle trat eine Gleichgültigkeit, ja Ausdruckslosigkeit des Blickes, die mich von Neuem aufschreckte. Dieser Mensch scheint eine große Verstellungsgabe zu besitzen und ein gefährlicher Charakter zu sein. Ich werde mich vor ihm zu hüten suchen."

„Den 9. August.

„Mein Gott, mein Gott, gieb mir Kraft, Muth und Geduld! Das war ein schwerer Tag, dieser 9. August, und er wird mir immer unvergeßlich sein."

„Es war Abends gegen sechs Uhr nach dem Diner, das wir wie gewöhnlich an der table d'hôte unseres Hotels eingenommen, als Hardenau

zu mir in's Zimmer trat. Beim erſten Blick erkannte ich an ſeinen funkelnden Augen und dem dunkelroth gefärbten Geſicht, daß er ſich in einem Zuſtand der Aufregung befand, den er vielleicht abſichtlich herbeigeführt hatte. Schon während der Mahlzeit hatte er häufiger als ſonſt ſein Glas geleert und nach dem Diner hatte er noch Champagner verlangt und war, während ich mich auf mein Zimmer zurückzog, mit dem Baron Roller an der Tafel ſitzen geblieben."

„„Molly,"" begann er, indem er ſich auf der einen Seite des Sophas neben mir niederließ, während ich weit ab in die entfernteſte Ecke rückte, „„Molly, wollen Sie mich ewig ſchmachten laſſen, können Sie es nicht über ſich gewinnen, mich ein wenig, nur ein klein wenig lieb zu haben? Bin ich wirklich ſo häßlich und abſtoßend?"" und er ergriff dabei meine Hand und drückte ſie an ſeine brennenden Lippen ..."

„Ein Mann, der um Liebe und Liebesgenuß bettelt, der bettelt, wo er weiß, daß ihm auch nicht ein Hoffnungsſchimmer von Gegenliebe blüht, iſt mir immer als ein bedauernswerthes, jämmerliches Weſen erſchienen und ich hätte nie geglaubt, daß

es, außer in Romanen, ſolche Männer in Wirklichkeit geben könnte. Jetzt wußte ich, daß es möglich ſei.

Ich entgegnete meinem Manne, ob er die Bedingungen vergeſſen, unter welchen ich ſeine Hand angenommen, und mit denen er einverſtanden geweſen wäre. „„Wie? und Sie können noch glauben, daß dieſes mein aufrichtiger Wille geweſen?““ rief er, indem er zu meinen Füßen niederſank und mit leidenſchaftlicher Geberde meine Knie umfaßte, „„Sie haben mich wirklich für einen ſo herzloſen und unempfindlichen Menſchen gehalten, der Ihnen gegenüber kalt bleiben könnte?““ Und dabei flammten ſeine Augen von einem glühenden, verzehrenden Feuer und ſeine Stimme verrieth jenes Beben, welches das Zeichen der heftigſten Leidenſchaft iſt, die im Begriff ſteht, Alles, was ſich ihr entgegenſtellt, niederzuwerfen ... Ich weiß nicht, wie dieſer Auftritt geendigt haben würde, wenn man nicht plötzlich an die Thür geklopft hätte. Hardenau ſprang empor und auf mein entrez! das ich noch nie ſo raſch gerufen, trat der Baron Roller in's Zimmer.

So unangenehm mir auch immer die Erſchei-

nung dieſes Mannes geweſen, dieſes Mal erſchien er mir wie ein Retter aus großer Gefahr und ich vergaß auf einen Augenblick den Widerwillen, den er mir bis jetzt ſtets eingeflößt. Ich weiß nicht, ob der Baron etwas von dem bemerkt hat, was zwiſchen mir und Hardenau vorgefallen, indeſſen, wenn er einigen Scharfblick beſitzt — und dieſen traue ich ihm zu — kann ihm unſere beiderſeitige Aufregung nicht entgangen ſein.

Er ſelbſt ließ ſich als gewandter Weltmann durchaus nichts anmerken. Hardenau ſchien verſtimmt über des Barons plötzlichen Eintritt und es war das erſte Mal, daß er ſeine Einladung zur Abendpromenade an den Dünen ausſchlug. Doch beſann er ſich nach einer Weile und ging doch mit. Nun bin ich wieder allein und athme leichter auf, aber wie wird das Alles enden? O, Werner, Werner, warum kannſt Du nicht bei mir ſein und mich ſchützen, haſt Du Deine Molly ganz vergeſſen? Du ſchreibſt mir nichts mehr, läßt nichts von Dir hören, gleich als wärſt Du todt für mich, und doch weiß ich, daß Du lebſt."

„Den 15. Auguſt.

„Meine Lage fängt an, wieder etwas erträg-

licher zu werden, Hardenau beginnt wieder in das alte, frühere Geleis einzulenken. Er wird erkennen, daß Liebe sich nicht erzwingen läßt, eben so wenig, wie sie sich erkaufen läßt... Mit Roller steht er wieder ganz auf dem früheren vertrauten Fuß und heute hat er ihn wieder eingeladen, den Herbst auf seinem Jagdschloß in den Ardennen, unweit von St. Hubert im Luxemburg'schen, mit ihm zuzubringen. Der Baron hat zugesagt, da er ein großer Jagdfreund sei und die Jagd in dem Ardennenwald große Reize für ihn habe."

Unter dem 25. August fand sich nur folgende Notiz:

„Heute reisen wir nach den Ardennen ab, der Baron ist unser Begleiter."

An dieser Stelle war das Tagebuch abgebrochen und einige Zeit nicht fortgesetzt, denn der nächste Datum, den Werner las, war der 15. October. Ueber diesen Tag hatte die junge Frau Folgendes geschrieben:

„Wache ich oder träume ich, bin ich bezaubert oder habe ich im Fieber gelegen, und glaube nun das Alles wirklich erlebt zu haben, was nur die wüsten, irren Bilder einer krankhaften Phantasie, eines fieberhaft entzündeten Gehirns waren? Aber

nein, nein, es ist Wahrheit, thatsächliche Wirklichkeit, die mich umgibt. Sind diese Waldberge, die ich von dem Fenster aus, an dem ich jetzt sitze, sehe, nicht die Höhen der Ardennen; kommt jener rothe, feurige Schein, der durch die Bäume leuchtet, nicht von der Glut der Hochöfen, deren dumpfes Getöse mir Tag und Nacht in die Ohren klingt? Höre ich nicht das Geschrei der Waldvögel und den Ruf der Hirschkuh, die ängstlich nach ihren Jungen schreit? Nein, nein, es ist keine Täuschung, keine trügerische Fata Morgana, die ich erblicke, es ist Alles Wahrheit, was ich erlebt habe... Wenn ich sonst die Ungeheuerlichkeiten las, welche nur die Phantasie der französischen Romandichter in ihren Erzählungen zum Besten geben, lächelte ich oft unwillkürlich darüber, warf aber auch oft das Buch unwillig bei Seite und jetzt, jetzt könnten meine eigenen Erlebnisse in diesen letzten Wochen einen Romanstoff für Alexander Dumas, Eugen Sue oder Friedrich Soulié abgeben...

„Und was das Wunderbarste bei Allem ist: ich kann noch über Alles das denken, meine Gedanken niederschreiben!

Iſt das die Folge der Reſignation, der Ergebung in das Schickſal, das meiner harrt oder das Anzeichen, daß meine Leiden nicht lange mehr dauern werden und daß ich auf dieſe oder jene Weiſe davon befreit werde?

Durch den Tod vielleicht! O, es ſpricht und ſchreibt ſich ſo leicht hin, dieſes kleine Wort mit den drei Buchſtaben und doch iſt es das ſchwerſte, verhängnißvollſte Wort, das dem Mund entgleiten und aus der Feder fließen kann. Zumal wenn junge Lippen, friſche, roſige Lippen dieſes Wort ausſprechen und das wünſchen, was es bedeutet: Vernichtung, Ende! Und ich, ich bin noch jung, noch klopft das Herz friſch und laut in meiner Bruſt, noch fließen meine Blutwellen leicht durch meine Adern, noch glänzen meine Augen von dem Feuer der Jugend! Und dennoch, dennoch begehre ich den Tod!

„Wir ſind ſchon länger als vier Wochen auf dieſem Jagdſchloß meines Mannes und noch bin ich nicht außerhalb der Mauern, die es umſchließt, geweſen. Ich lebe hier das Daſein eines Gefangenen. Unſere Bedienung beſteht aus einem früheren Wildwärter, welcher jetzt den Caſtellan

dieſes Jagdſchloſſes vorſtellt, ſeiner verwittweten, dreißigjährigen Tochter, die ihm die Wirthſchaft führt, und einem Bauernburſchen und einem Bauernmädchen aus der Umgegend, welche die Hausgeſchäfte beſorgen. Unſere ganze Dienerſchaft, ſowohl Hardenau's Diener als mein Kammermädchen, iſt zurückgeblieben. Es war Hardenau's ausdrücklicher Wille... O, und welche traurige Tage habe ich in dieſen verfloſſenen Wochen verlebt! Hardenau bedrängt mich von Neuem mit ſeiner Liebeswerbung, er droht mit dem Aeußerſten und ich habe Niemand, Niemand, dem ich mich vertrauen kann. Seit einigen Tagen iſt auch der Baron Roller abgereiſt, der bis dahin unſer einziger Geſellſchafter war. Ich bin eines Theiles froh, daß er fort iſt, denn dieſer Menſch erregte ſtets in mir ein Gefühl, das der Furcht, dem Grauen glich und andern Theils erſchreckt es mich wieder, daß ich nun ganz allein mit Hardenau. Mein Gott, mein Gott, wie ſoll es enden?"

Am Abend deſſelben Tages hatte die Baronin ...er geſchrieben:

„Ich bin eine Gefangene, eine Gefangene

meines Man—, ich kann das Wort nicht aus-
ſchreiben. O, es iſt ein abſcheuliches Complott,
das man gegen mich geſchmiedet hat! Der Kopf
wirbelt mir von allen Dem, was ich in den letz-
ten 24 Stunden erfahren, und es flimmert und
ſchwirrt vor meinen Augen, daß ich kaum die
Buchſtaben, die ich ſchreibe, unterſchreiben kann...

„Doch ich will mich zu faſſen ſuchen, meine
Gedanken ordnen und ſie meinem einzigen Freunde,
der mir geblieben iſt, meinem Tagebuch anver-
trauen.

„Der Reiſe nach dieſem einſam gelegenen Jagd-
ſchloß lag ein wohl berechneter Plan zu Grunde.
Hardenau wollte mich ganz in ſeiner Gewalt
haben, er hofft ſo meinen Widerſtand gegen ſeine
ſtürmiſche Leidenſchaft am Schnellſten zu brechen.
Deßhalb wurde er nach jener Scene in Oſtende,
wo Roller dazwiſchen kam, ſo kalt und kühl; er
wollte mich ſicher machen, täuſchen. Von dem
erſten Augenblicke an, wo wir dieſes Jagdſchloß
betraten, war ich beobachtet und unter die heim-
liche Aufſicht des Caſtellans und ſeiner Tochter
geſtellt, Geſchöpfe, die Hardenau unbedingt ergeben
ſind, da er der Beherrſcher ihrer Exiſtenz iſt.

Wenn ich ſpazieren gehen wollte, war Hardenau ſtets mein Begleiter, oder wenn dieſer mit dem Baron auf der Jagd war, die Tochter des Caſtellans, die immer einen Vorwand zu finden wußte, ſich mir anzuſchließen ...

„Sobald ich dies bemerkte, ging ich gar nicht mehr aus und blieb auf meinem Zimmer, und ſelbſt dann, wenn mich Hardenau zu einer Promenade aufforderte, ſchlug ich es aus ....

„Ich möchte fliehen! Aber wohin, ohne Mittel zur Flucht?

„Es iſt dies der ewige, traurige Refrain meines Nachſinnens.

„O, Werner, Werner, komm und befreie Deine Molly.“

„Am 20. October.

„Mein jetziges Leben iſt eine fortgeſetzte Kette von Ueberraſchungen und den ſeltſamſten Zufällen. Als ich heute Morgen aufſtehe, und an's Fenſter trete, um das Spiel des Windes mit dem dürren Gezweige und den abgefallenen Blättern zu betrachten, finde ich auf dem äußern Fenſterbrett einen Strauß friſch gepflückter Herbſtblumen. Ich ergreife ihn und finde inmitten der Blumen

ein dicht beſchriebenes Billet, das Folgendes enthält:

„Sie empfangen dieſe Zeilen von einem Manne, Frau Baronin, von dem Sie glauben, daß er jedes andere Gefühl, als das der Liebe für Sie hegt. Und doch, doch liebt er Sie, liebt Sie mit einer Leidenſchaft, einem Feuer, das ihn zu verzehren droht, wenn Sie nicht die Seinige werden. Dieſer Mann, Frau Baronin, nennt ſich — vielleicht haben Sie ſeinen Namen ſchon errathen — Eduard von Roller. Ja Molly, der Baron Roller, dieſer Menſch mit dem kalten, gleichgültigen Blick, mit dem abſtoßenden, faſt an das Beleidigende grenzenden Benehmen gegen Sie, er iſt es, der Sie liebt, ſo liebt, daß die Sprache dafür kaum Worte hat! . . . Sie ſtaunen, Sie können dieſes Räthſel nicht löſen?

„Wohl, ſo will ich es Ihnen löſen!

„Ich liebte Sie, Molly, von dem erſten Augenblick an, wo ich Sie ſah, aber ich ſah auch zugleich, daß ich einen Nebenbuhler hatte, der Sie, ohne daß Sie auch nur eine Ahnung davon zu haben ſchienen, faſt mit gleicher Stärke, wie ich, liebte. Hören Sie, Molly, und merken Sie ſich

das Wort: faſt mit gleicher Stärke! es iſt das viel, viel geſagt! Dieſer Andere, der Sie mit ſolcher Leidenſchaft liebte, war Ihr Mann: der Baron von Hardenau! Ich kannte ſchon, denn im Publikum war es kein Geheimniß oder wenigſtens eines jener ſogenannten öffentlichen Geheimniſſe, die Bedingung, unter welcher Sie ſich dazu verſtanden hatten, die Gattin des Herrn von Hardenau zu werden, und ich bekenne offen, daß mich vielleicht zuerſt dieſe Seltſamkeit bewog, mich in die Cirkel Ihres Hauſes einführen zu laſſen. Ich wollte den Mann kennen lernen, der es über ſich gewinnen konnte, neben einer Frau, wie Sie es ſind, einen Stoicismus zu zeigen, der Allen unbegreiflich war. Kurzſichtige Thoren! Ich bemerkte an dem erſten Abend, den ich in Ihren Salons zubrachte, daß Ihr Mann eine glühende, flammende Leidenſchaft für Sie hegte, daß ihn eine freſſende Eiferſucht verzehrte, wenn er Sie umringt von jenem Kreis von Anbetern ſah, die ſich um die Wette ſtritten, ein Lächeln Ihres Mundes oder einen Blick Ihres Auges zu erhaſchen . . . .

„Aber bei all ſeiner Leidenſchaft für Sie ver-

ſtand er es, ſich meiſterhaft zu verſtellen und unter einem eiſigen Phlegma und einer liebenswürdigen Bonhommie tauchte die Glut, welche ihn durchloderte, in ſeinem Auge als eine plötzliche, eiferſüchtige Wuth auf, welche die Bewunderer und Schmeichler, die Sie umgaben, zu vernichten drohte. Erkennen Sie jetzt auch den Grund der freundſchaftlichen Geſinnung Hardenau's, warum er ſich ſo feſt an mich anſchloß? Ich allein unter Allen, die Sie umgaben, blieb kalt, ich allein ſtreute Ihnen keinen Weihrauch, ſagte Ihnen keine Schmeicheleien und verfolgte Sie nicht mit meinen Huldigungen. O, glauben Sie mir, Molly, es koſtete mir unendliche Kämpfe, ſtatt der Glut und Leidenſchaft, die in mir brannte, Ihnen Kälte, ja Nichtbeachtung zu zeigen; aber ich fühlte, ich berechnete, daß ich nur ſo dem Mißtrauen Hardenau's vorbeugen konnte, daß ich nur auf dieſe Weiſe mich der vorbereitenden Kataſtrophe entziehen könnte. Ich wußte es im Voraus, daß Hardenau eines Tages dieſem bunten Schwarm von Anbetern und Verehrern ſein Haus verſchließen und zu ihnen ſagen würde: Was wollt Ihr hier, dieſe Frau iſt mein und Ihr habt keiner

Theil an ihr. Ich wußte das wohl, Molly, und um nicht das Schickſal Jener zu theilen, zeigte ich mich ſo kalt und gleichgültig, wie Sie mich kennen lernten."

„Begreifen Sie nun die Stärke meiner Liebe?

„Doch Sie ſollen noch mehr Beweiſe haben! Es war wenige Tage nach jener Scene in Oſtende, bei welcher ich Hardenau zu Ihren Füßen überraſchte, als er mir den Vorſchlag machte, ihn auf ſein Jagdſchloß in den Ardennen, wo er dieſen Herbſt zubringen würde, zu begleiten.

„Ich zögerte anfänglich, die Einladung anzunehmen, als ich aber aus einigen Andeutungen wahrnahm, daß es nicht blos das Jagdvergnügen und der Herbſt ſei, welche Ihren Gemahl nach den Ardennen lockten, ſondern daß ein geheimer Plan in Bezug auf Sie zu Grunde lag, nahm ich ſein Anerbieten an, indem ich vorgab, daß mich die Ausſicht auf einige Wochen luſtigen Jägerlebens animirt hätte, ſeinen Vorſchlag anzunehmen.

„Und es war zu Ihrem Glück, Molly, daß ich es that. Ich weiß, daß Sie niemals Liebe für Hardenau empfinden können, ich weiß, daß

Sie eher ſterben, als die Seinige werden wollen. Sie glauben Hardenau zu kennen, Sie kennen ihn nicht. Hardenau liebte Sie ſchon, als er Ihnen die Hand bot, und daß er auf jene Bedingung, die Sie ihm ſtellten, einging, war nichts als eine Liſt. Er wollte erſt Ihr Gatte ſein, erſt Gewalt über Sie haben, um dann das, was er ſein Recht als Ehegatte nennt, geltend machen zu können. Hardenau gehört zu jenen reichen Männern, welche alle Freuden des Lebens genoſſen haben, die ihnen das Geld gewähren konnte. Blaſirt und abgeſtumpft gegen die käuflichen Genüſſe, vegetiren dieſe Menſchen gewöhnlich, bis der Tod die Langeweile eines Daſeins endet, das ihnen am Ende ſelbſt läſtig geworden, weil es ihnen keinen Genuß, keine Ueberraſchung mehr, ſondern nur noch ein ewiges Einerlei bot. Geſchieht es aber dennoch, daß dieſe überſättigten Menſchen von der Gewalt einer tiefen und letzten Leidenſchaft ergriffen werden, dann verfallen ſie ihr ganz, dann beherrſcht dieſe alle ihre Empfindungen und ſteigert ſich, ſo bald ihr Hinderniſſe entgegen treten, zu einer krankhaften Manie. Und dies iſt bei Hardenau der Fall.

779058 A

„Erkennen Sie nun die Gefahr, die Ihnen droht? Begreifen Sie nun, Molly, daß Sie, wenn Niemand Sie rettet, das Opfer einer Brutalität werden? Getäuscht durch meine geflissentlich zur Schau getragene und erkünstelte Abneigung gegen Sie, machte mich Hardenau zu seinem Vertrauten und ließ mich einen tiefen Blick in seine Pläne werfen. Ich hätte Ihnen schon während meines Aufenthalts auf dem Jagdschloß einen Wink geben können, allein damals hatte ich noch keine Vorbereitung zu Ihrer Rettung, das heißt zu Ihrer Flucht, treffen können, und ein unvorsichtiges Wort, eine unbewachte Miene und Geberde würde uns dem nur zu leicht zum Mißtrauen geneigten Hardenau verrathen und alle meine Entwürfe vereitelt haben . . .

„Sie staunen von Neuem und lächeln wohl gar über diesen romantischen Anstrich, welchen ich meiner Schilderung zu geben suche? O, täuschen Sie sich nicht, Molly, nur die Flucht kann Sie vor Hardenau's Absichten retten. Aber dazu bedürfen wir der List und der Kühnheit. Denn Sie sind eine Gefangene Ihres Mannes, Molly, eine Gefangene im eigentlichen Sinne des Wortes.

Sie sind auf jedem Schritt und Tritt bewacht und ohne Hardenau's Willen dürfen Sie sich nicht fünf Minuten weit vom Schlosse entfernen Und wohin wollen Sie in dieser Waldeinsamkeit allein, ohne Schutz und Mittel fliehen? Der nächste Ort ist die Stadt St. Hubert und diese ist etwa fünf Stunden von dem Jagdschloß Ihres Gemahls entfernt. Fünf Stunden Wegs in dem wilden, rauhen Ardennenwalde ist für eine junge, zarte Frau eine größere Aufgabe, als wenn ein Mann einen amerikanischen Urwald durchstreifen sollte.

„Oder bauen Sie auf den Schutz der Behörden? Wie wollen Sie ihn anrufen? Und kennen Sie die Rechte, welche der Code civil dem Gatten verleiht? Aber Sie werden nicht ein Mal die Gelegenheit oder die Macht haben, die kleinste Beschwerde an die Behörden gelangen zu lassen, denn, wie gesagt, jeder Ihrer Schritte wird beobachtet. Es bleibt demnach für jetzt nur ein Mittel zu Ihrer Rettung, und dieses heißt Flucht! Und damit Sie sehen, theures, angebetetes Weib, daß ich nicht zu jenen Männern gehöre, die ihre Liebe nur durch Worte und nicht durch Thaten beweisen, so hören Sie Folgendes:

„Ich bin nicht nach Amsterdam abgereis't, sondern halte mich in der Nähe von St. Hubert auf. In wenigen Tagen, am Morgen des ersten November, werde ich nach Ihrem Jagdschloß kommen; aber damit dies möglich ist, ist es nöthig, daß Sie, Molly, gleichfalls etwas zu Ihrer Rettung thun. Sie werden in den nächsten Tagen einen zweiten Blumenstrauß auf Ihrem Fensterbrett finden und darin ein einschläferndes Pulver, welches übrigens vollkommen unschädlich, den, der es genießt, in einen lethargischen Zustand versetzt, welcher 24 Stunden anhält.

„Sie begreifen mich, Molly, und erkennen auch, daß wir diese Zeit zu Ihrer Flucht benutzen müssen. Ihre Wächter, der Castellan und seine Tochter, durch den vermeintlichen Tod Hardenau's — denn für einen solchen müssen wir seinen Zustand ausgeben — getäuscht, werden bestürzt sein, Sie sind dann die alleinige Herrin und es wird Ihnen keinerlei Hinderniß in dem Weg stehen . . . Stoßen Sie die Hand, die ich Ihnen biete, nicht zurück, sie ist die einzige, die Ihnen Hülfe bringt. Und wenn Sie wüßten, welche Schwierigkeiten ich zu besiegen hatte und noch habe, um Alles das

möglich zu machen? Doch die Liebe giebt Muth und Ausdauer zu Allem. Befolgen Sie meine Warnungen und Rathschläge; sie kommen von einem Manne, der Sie mehr liebt, als sich selbst und der sich nennt

Eduard von Roller.“

An dieser Stelle war das Tagebuch wieder abgebrochen und am Ende der Seite stand die letzte, nur wenige Zeilen enthaltene Mittheilung. Sie war vom ersten November datirt, lückenhaft, unleserlich und offenbar in der höchsten Aufregung geschrieben. Sie lautete so:

„Entsetzliches, furchtbares Verhängniß . . . Hardenau ist todt, todt . . . der Baron ist hier. Ich soll fliehen, fliehen mit ihm. Gefahr, Schande, Kerker, Schaffot und Henker bedrohen mich. Mein Gott, mein Gott, ich werde wahnsinnig! O, es wäre eine Gnade des Himmels, eine Barmherzigkeit Gottes für die . . . Mörderin!“

Der Professor ließ entsetzt das Blatt fallen und sprang mit einem dumpfen Ausruf des Schreckens vom Sitze auf.

„Unglückliche,“ rief er endlich, nachdem er seiner ersten Bewegung Meister geworden, „der

Elende gab Dir Gift! Jenes Pulver, es ſollte Hardenau nicht einſchläfern, es ſollte ihn tödten, damit Du deſto ſicherer die Beute des Schurken werden ſollteſt!“

Bei dieſen Worten richtete Molly ihr von Thränen überfluthetes Geſicht empor, und indem ſie die Hände nach Werner ausbreitete, ſchluchzte ſie: „Bei dem ewigen Gott, Werner, dem Allwiſſenden und Allgegenwärtigen, ſchwöre ich, daß ich die tödtliche Beſchaffenheit und Wirkung jenes Mittels nicht kannte . . . Ich wollte fliehen, fliehen, um mich vor den Brutalitäten Hardenau's zu retten! Mein Kopf war verwirrt, mein Geiſt ſchwach, ich ſah und fürchtete nur Eins! Da nahte ſich mir jener Entſetzliche, wie der Verführer, ein Satan in menſchlicher Hülle, er zeigte mir einen Ausweg aus meiner Noth, eine Rettung aus der Verzweiflung, die mich erfaßt — und ich — ich fiel in ſeine Schlingen. Ich verfiel dem Böſen, weil ich die Hülfe des Böſen annahm!“

„Ich begreife, ich begreife Alles,“ murmelte der junge Gelehrte, indem er mit ſinnendem Blicke vor ſich hinſah, beſtrebt, das innere Getriebe aller

dieſer Dinge zu erforſchen, „und nun quält und peinigt Dich dieſer Menſch mit ſeiner Leidenſchaft und ſeinen Wünſchen, nun hetzt und verfolgt er Dich von Land zu Land, von Ort zu Ort. Nun droht er mit Entdeckung, Schande und Strafe und läßt das Beil des Nachrichters vor Deinen Augen blitzen . . .“

„Gnade, Gnade, Werner,“ wimmerte Molly zuſammenſchaudernd bei dieſen Worten, „o, ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber vor dieſem entſetzlichen, ſchmachvollen Tode! — o! vor dieſem graut mir.“

Werner antwortete nicht und blickte noch immer ſinnend und grübelnd vor ſich nieder. Er war zu ſehr Juriſt und beſonders zu lange Advokat geweſen, als daß nicht ſeine juriſtiſche Natur ihr Recht gegenüber ſeiner Gemüthsbewegung hätte geltend machen ſollen bei einer Angelegenheit, die eine ſo ausgeprägte criminaliſtiſche Färbung hatte. Blos die rechtliche Seite der Verhältniſſe in's Auge faſſend, ſuchte und prüfte ſein Geiſt im Nu alle etwaigen Vertheidigungsmomente, die ſich für die unglückliche junge Frau auffinden ließen, im Fall eine Anklage

gegen sie erhoben werden sollte. Von diesem Gedanken beherrscht, erhob er sich, und indem er seine Hand sanft und tröstend auf das Haupt der Weinenden legte, frug er mit ernstem, aber mildem Tone:

„Meine arme Freundin, wenn der Arzt einen Kranken retten will, muß er ihm oft eine bittere, bittere Arznei reichen, die der Leidende nicht zurückweisen darf, wenn er gerettet sein will. Aber der Kranke muß auch Vertrauen zu dem Arzt haben, der ihm die Gesundheit des Leibes wiedergeben soll, denn das Vertrauen ist, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, die halbe Arznei. Wohl, ich will Dein Arzt sein, Molly, und Dir, so ich es vermag, die Ruhe wiedergeben. Willst Du aber auch Vertrauen haben und mir auf meine Fragen antworten, offen und ohne Rückhalt? Sie werden vielleicht," fügte er in noch milderem Tone hinzu, „die vernarbten Wunden wieder aufreißen, aber um Dich retten zu können, ist es nöthig, daß ich Alles weiß."

„Sprich, Werner," flüsterte die junge Frau, niedergebeugt und ohne das Gesicht zu dem Geliebten aufzurichten . . .

„War der Tod Hardenau's schmerzhaft und nach längerem Kampfe eintretend?“

Die junge Frau, unfähig zu sprechen, bewegte verneinend das Haupt. „Also rasch, plötzlich, schmerzlos?“ fuhr der junge Professor fort.

Die Baronin bejahte durch eine Geberde.

„Und hat Dir jener Elende später nie angedeutet, von welcher Beschaffenheit jenes Pulver, welches er Dir gab, war?“

Die junge Frau, welche bei dieser Frage eine unaussprechliche Qual litt, lispelte kaum verständlich ein Wort, das jedoch dem scharfen Ohr Schilder's nicht entging.

„Arsen!“ rief er erstaunt und mit einem ungläubigen Tone aus, „Arsen? dieses corrosive Gift? und der Tod Hardenau's erfolgte rasch und schmerzlos? Das ist unmöglich, ganz unmöglich. Die Symptome der Arsenvergiftung sind so deutlich, daß sie jeder Laie erkennen muß. Täuschest Du Dich auch nicht, Molly, hast Du recht gehört?“

„Ich täusche mich nicht. Sterneck hat mir so oft dieses entsetzliche Wort in die Ohren geflüstert, daß es mir wie mit glühendem Eisen in das Gedächtniß eingebrannt ist.“

„Sterneck?“ wiederholte, durch diesen Namen augenscheinlich überrascht, der junge Rechtsgelehrte, „wie kommst Du auf diesen Namen?“

„Meine Gedanken verwirren sich,“ versetzte erschöpft und kaum hörbar die junge Frau, „ich meine den Baron Roller. Sein eigentlicher Name ist jedoch, wie er mir sagte,“ setzte sie sich scheu umsehend hinzu, „Sterneck. Den Namen Roller hat er seit jenem unglücklichen Duell, das ihn zur Flucht aus Deutschland trieb, angenommen.“

Der junge Mann hatte mit äußerster, gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Als sie geendet, stand er mit lebhafter Bewegung von seinem Stuhl auf und rief:

„Dann ist sein Name auch nicht Eduard, wie er sich in dem Briefe hier nennt,“ und er deutete auf die losen, umher gestreut liegenden Blätter des Tagebuchs, „sondern Julius von Sterneck.“

Die Reihe der Ueberraschungen war jetzt an der Baronin.

„Und woher weißt Du das?“ frug sie erstaunt.

„O, ich weiß noch mehr,“ sprach Schilden, mit raschen Schritten im Zimmer auf- und abgehend,

während er gedankenvoll die Hand an die Stirn hielt, „und wenn mich nicht Alles täuscht, so weiß ich jetzt auch, daß dieser Baron Roller oder richtiger Sterneck, eine Comödie mit Dir getrieben und irgend einen seltsamen Zufall benutzt hat, um Dich abhängig von sich zu machen.“

„Comödie . . . Zufall . . . ich begreife das nicht;“ wiederholte Molly, während ihr Auge besorgt und unruhig den hastigen Schritten des Freundes folgte.

„Ich glaube es Dir, meine theure Freundin,“ sprach Werner mild und mit einem Ausdruck, welcher in der jungen Frau ein dunkeles Gefühl von Hoffnung weckte, „aber Du wirst bald Alles erfahren. Bis dahin aber, meine Molly, sei ruhig und gefaßt, und sei versichert, daß ich Dich von jenem Quälgeist befreien werde auf diese oder jene Weise. Und nun gute Nacht, gute Nacht meine theure Molly, der Morgen soll Dir Ruhe und Frieden bringen.“

Er nahm sie in seine Arme, küßte sie auf Stirn und Mund, ihr noch einmal Worte des Trostes und der Beruhigung zuflüsternd . . .

Als der junge Professor durch die Thorfahrt

des Hotels ging, schlug es von den benachbarten Thürmen zehn Uhr... Es war ein echtes Novemberwetter. Dichter Nebel, fein herabrieselnder Regen, pfeifender Wind und jene nasse Kälte, welche viel unbehaglicher ist, als die reine, trockene, des Winters. Der Nebel war so dicht, daß das Licht der Gaslaternen nur in der nächsten Nähe einen matten Schein verbreitete, so daß nur ein sehr scharfes Auge wenige Schritte weit blicken konnte.

Da nun, wo der Theaterplatz ausläuft und die Hainstraße beginnt, brannten mehrere Gaslaternen, deren Licht, verbunden mit dem Schein, welchen die Laternen am Eingang des Café anglais warfen, ein helleres Licht über den kleinen Platz vor der Tuchhalle verbreiteten.

In dem Augenblick nun, wo der junge Gelehrte um die von dem Hotel „zum großen Blumenberg" gebildete Ecke bog, streifte ein Mann hart an ihm vorüber, dessen Gestalt und Haltung Schilden sogleich erkannte, obgleich er ihn nur einmal gesehen hatte.

Werner beeilte seinen Schritt und trat gerade an Jenen heran, als er die Stufen hinaufgehen

wollte, die zu dem in dem Parterregeschoß der Tuchhalle befindlichen Café anglais führten.

„Ein Wort, mein Herr," sprach Werner.

Der Angeredete wendete sich um.

„Wollen Sie mir nicht einen Augenblick zu ein paar Worten, die ich mit Ihnen zu sprechen, gönnen?" wiederholte Werner.

„Mit mir?" antwortete der Andere mit einem gewissen affektirten Erstaunen, denn er hatte den Professor längst erkannt, „mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Professor Schilden, Herr Baron."

„Ach, mein Gott, Sie sind es, Herr Professor, wie befindet sich die Frau Baronin? Sie kommen doch von ihr?" Schilden überging die Ungezogenheit, die in dieser Entgegnung lag und antwortete blos:

„Sie haben also die Güte?"

„Mit Vergnügen, Herr Professor; doch wo? Vielleicht hier?" und er deutete auf die erleuchteten Fenster des Cafés.

„Ich wünsche allein mit Ihnen zu sprechen, und Sie begreifen, daß dies im Caféhaus nicht gut möglich."

„Eh bien! so gehen wir, wohin es Ihnen

beliebt, ich ſtehe zu Ihren Dienſten," warf der Baron leicht hin, indem er Werner eine Cigarre anbot. Dieſer lehnte ſie kalt dankend ab.

„Sie rauchen nicht?" entgegnete ſich ſo unbefangen wie möglich geberdend der Baron, „mon dieu! Sie wiſſen nicht, welchen Genuß Sie ſich dadurch verſagen. Eine gute abgelagerte Havana iſt für mich eine der drei irdiſchen Seligkeiten. Sie kennen es doch, dieſes Trifolium, das: vive le vin, le tabac et l'amour! Indeſſen ſo ſehr ich den Wein und die Weiber liebe, der Cigarre gebe ich doch den Vorzug. Von dem Wein bekommt man am Ende das Podagra und die Frauen erſt — doch das iſt ein unerſchöpfliches Capitel, und ich will nur ſo viel ſagen, daß ſie uns das Vergnügen, welches ſie uns gewähren, häufig theuer, ſehr theuer bezahlen laſſen."

In dieſem Tone plauderte er fort, ohne daß Schilder ein Wort darauf erwiderte, und er ſchwieg erſt dann, als ſie vor des Profeſſors Wohnung angekommen, wo dieſer, da die Thüre ſchon verſchloſſen, die Klingelſchnur ziehen mußte.

Nachdem der Portier ſich entfernt und Schilden die Aſtrallampe in ſeinem Zimmer angezündet,

winkte er dem Baron zu, auf dem Sopha Platz zu nehmen, während er sich selbst auf einen Sessel, dem Baron gegenüber, setzte. Diese beiden Männer, die sich hier, nur durch einen kleinen schmalen Tisch von einander getrennt, gegenüber saßen, bildeten innerlich wie äußerlich den schärfsten Gegensatz.

Sie wußten dies auch, und einen Augenblick musterten sie einander wieder, wie bei ihrer heutigen Begegnung am Morgen in dem Zimmer der Baronin. Vielleicht geschah diese Musterung auch nur deshalb, um die verwundbare Stelle des Gegners, seine Achillesferse, zu suchen. Denn so sehr in den Schranken der hergebrachten Form gehalten die Begegnung dieser Beiden zu einander bis jetzt gewesen, so wußten sie doch, daß sie Todfeinde waren.

Der Baron hatte seiner Persönlichkeit so manchen Erfolg in der Gesellschaft zu danken, bei den Frauen besonders war sie ihm sehr zu Statten gekommen. Doch auch vielen Männern hatte er durch seine äußere Erscheinung zu imponiren gewußt. Er war etwas über mittlere Größe, hatte breite Schultern und eine

feſt und hochgewölbte Bruſt, über welcher er, dicht zuſammengeknöpft, einen dunkelbraunen Frack trug, worüber er einen weißlichen Tuchpaletot gezogen.

Sein Kopf war groß und gut geformt, mit einer Fülle dichter, durch das Brenneiſen erzeugter Locken bedeckt, welche in eleganter Nachläſſigkeit ihm um die Stirn fielen.

Wenn man etwas an ſeinem Wuchs ausſetzen konnte, ſo war es das, daß der Hals zu kurz war, im Verhältniß zu den breiten Schultern und den ſtarken Kopf, den er trug. Dies, ſowie die etwas nach vorwärts ſich neigenden untern Parthieen ſeines Geſichtes, Mund und Kinn, gaben dem Baron einen ſtarken ſinnlichen Charakter, der ſich indeſſen auch ſchon in dem Blicke ſeines dunkeln Auges deutlich ausprägte . . . Im ſchärfſten Contraſt dieſer Perſönlichkeit ſtand die des jungen Profeſſors, deſſen dunkelblond glänzendes Haar, weich und leicht gelockt, weit aus der an den Seiten ſich ein wenig wölbenden Stirn zurückgeſtrichen war und deſſen dunkelblaues Auge mit jenem ihm eigenen ſcharfen, klaren Blick das Innere des Barons zu durchbohren ſchien . . .

Etwas größer, ſchlanker und weniger breit gebaut, wie der Baron, machte ſeine Erſcheinung mit der leichten Bläſſe ſeines Geſichts einen gewiſſen idealen Eindruck, die bei dem Baron vollſtändig wegfiel.

Doch dauerte dieſe gegenſeitige Muſterung, die wir eben ſchilderten, kaum einen Augenblick, denn Werner, feſt entſchloſſen, die Angelegenheit, die er mit dem Baron zu verhandeln hatte, raſch und noch an dieſem Abend zu Ende zu bringen, und zwar um jeden Preis und auf dieſe oder jene Weiſe, hatte ſogleich die Unterredung auf die bündigſte Art eröffnet.

„Herr Baron, glauben Sie vielleicht einen Anſpruch irgend welcher Natur an die Frau von Hardenau zu haben?“

Bei dieſem unumwundenen Eingang verſchwand das leichtfertige Lächeln, welches bis jetzt um die Lippen des Barons geſchwebt, und er blickte den Andern mit einer faſt verdutzt zu nennenden Miene an....

„Einen Anſpruch?“ erwiderte er endlich, ſich allmälig von ſeiner Ueberraſchung erholend, „einen Anſpruch? wie meinen Sie das? Was verſtehen

Sie darunter und dann, mein Herr, wie kommen Sie zu dieser Frage?“

Der Ton des Barons klang bei diesen Worten drohend, und seine Augen hefteten sich mit einem herausfordernden Ausdruck auf den Professor.

Dieser ließ sich dadurch nicht im Geringsten aus seiner ruhigen und entschlossenen Stimmung bringen. Er rückte vielmehr seinen Sessel noch etwas näher an den Tisch, und indem er die Lampe höher schraubte, so daß sie einen stärkeren Lichtstrahl ausströmte, antwortete er:

„Sie scheinen wissen zu wollen, mit welchem Rechte ich diese Frage aufwerfe? Obgleich ich nun keine Veranlassung habe, Ihnen den Grund davon mitzutheilen, so will ich es Ihnen doch sagen: weil Frau von Hardenau meine Frau werden wird.“

Der Baron wurde von dieser Antwort so betäubt, als wäre eine Bombe dicht vor seinen Füßen eingeschlagen... Nachdem aber der erste Eindruck der Ueberraschung vorbei, sprang er mit einer jähen Geberde vom Stuhle auf...

„Frau von Hardenau Ihre Gattin?“ rief er

vor Zorn bebend, und zwiſchen Zweifel und Glauben ſchwankend, „Frau von Hardenau Ihr Gattin — nie, niemals.“

„Und wer, mein Herr,“ ſprach der Profeſſor ſich jetzt gleichfalls erhebend und die Arme über die Bruſt kreuzend, „wer wird es wagen, dies verhindern zu wollen?“

„Wer, wer? fragen Sie!“ rief in der zornigſten, leidenſchaftlichſten Erregung der Baron, „nun ich, ich, und abermals ich!“

„Wie? Sie, mein Herr?“ frug der Profeſſor noch immer in ſeiner frühern Gelaſſenheit, und indem er ſeine Augen ſcharf und durchdringend auf dem Andern ruhen ließ.

„Ja, ich, ich, mein Herr, ich, der ich den Ruf, die Exiſtenz, Freiheit, ja das Leben dieſer Frau in meinen Händen habe, ich, der ich ...“

„Der Sie im Begriffe ſind,“ unterbrach ihn der junge Profeſſor mit erhobener Stimme, „hier in Leipzig eine ähnliche Comödie zu ſpielen, wie Sie es vor Jahren ſchon in einer Stadt draußen am Rhein thaten, Herr Baron Julius Theodor von Sterneck. Draußen am Rhein, wo Sie ein junges, ehrbares Mädchen verführten, wo Sie

durch ein Taſchenſpielerkunſtſtückchen den Verdacht eines Mordes auf einen Unſchuldigen zu wälzen verſuchten, wo Sie daſſelbe Mädchen beredeten, die Caſſe ihres Vaters zu beſtehlen, und mit Ihnen in die weite Welt zu gehen. Erinnern Sie ſich noch der Comödie, mein Herr Baron von Sterneck? Des Taſchentuchs mit Taubenblut, das einen Unſchuldigen faſt unter das Beil des Scharfrichters geführt? Sie ſtaunen, Sie ſind verwirrt, Herr Baron, aber Sie erinnern ſich vielleicht, daß ich der Anwalt jenes armen, jungen Mannes war, welchem Sie die Grube, in die er fallen ſollte, gegraben, Sie erinnern ſich vielleicht auch, daß Ihr vergangenes Leben vor mir wie ein aufgeſchlagenes Buch liegt, in dem ich nur zu blättern und zu leſen brauche, um Ihnen Ihre Geſchichte zu erzählen. Und nun, mein Herr," und des jungen Profeſſors Stimme klang drohend und gewaltig aus der Tiefe ſeiner Bruſt hervor, „und nun verſuchen Sie hier in Leipzig eine ähnliche Comödie aufzuführen, wie Sie es vor Jahren draußen am Rhein gethan. Aber Sie irren ſich, Herr Baron, wenn Sie glauben, daß Ihnen dieſelbe jetzt wie damals gelingen

wird ... Frau von Hardenau ist Ihrer Zudringlichkeit müde und läßt Sie durch mich ersuchen, sie in Zukunft so unberücksichtigt zu lassen, als ob Sie sie nie gekannt hätten."

Bei den ersten Worten des Professors hatte eine tiefe Bläße das Gesicht des Barons überzogen, allein nach und nach verschwand diese, um einer glühenden Zornesröthe Platz zu machen. Seine Augen loderten in einem wilden Feuer und seine Stimme bebte, als er folgende Worte mehr hervorstieß als sprach:

„Ah! Frau von Hardenau ist meiner Zudringlichkeit müde ... Gut, gut, sehr gut. Ich werde sie nicht mehr belästigen, der Anblick meiner Person soll ihr keinen Schauderanfall mehr verursachen, ich werde in Zukunft diese sanfte, fromme, engelreine Schönheit nie wieder daran erinnern, daß sie eines schönen Morgens —" er hielt inne, wie Einer, der sich besinnt, ob er seinen letzten Trumpf, der den Gegner vernichten soll, ausspielen soll oder nicht; allein Werner, der seine Blicke fest auf den Baron gerichtet, sprach mit einer sarkastischen Bitterkeit, die dem Baron den letzten Rest von Ueberlegung raubte:

„Nun, sprechen Sie weiter, Herr Baron, thun Sie Ihrem Gefühl durchaus keinen Zwang an.“

Der Baron erhob sich und indem er auf den Professor zutrat, zischelte er ihm ein Wort in's Ohr ... Jedenfalls hatte er eine andere Wirkung davon erwartet, als die war, welche jenes Wort bei Schilden hervorbrachte. Denn statt des Ausdrucks von Bestürzung und Schrecken, den er in den Zügen des jungen Professors zu finden glaubte trat ein unbeschreibliches spöttisches Lächeln auf die Lippen des jungen Mannes, und das Wort: „Comödiant“ entglitt leise, aber dem Baron noch verständlich, seinem Munde ...

„Mein Herr!“ rief Herr von Sterneck, indem er mit einer drohenden Geberde die Hand erhob.

Bei dieser beleidigenden Geste vergaß endlich auch Schilden seine Mäßigung, und indem er den Arm des Barons am Handgelenk faßte und dieses so fest zusammenpreßte, daß Jenem unwillkürlich ein Schmerzenslaut entfuhr, sprach er mit leidenschaftlichem Tone:

„Herr, glauben Sie, Ihr Mährchen, Ihre elende Fabel, die Sie ersonnen, um eine schwache Frau zu täuschen und zu quälen, auch mir gegen-

über für Wahrheit ausgeben zu können? Glauben Sie mit Ihrer sogenannten Arsenikvergiftung auch mich zu täuschen und vielleicht damit in's Bockshorn zu jagen? Aber Sie vergessen, mein Herr, daß ein Mensch, der durch Arsen stirbt, nicht so ruhig vom Leben zum Tode hinübergeht, wie es bei dem Herrn von Hardenau der Fall war, und Sie begreifen nun wohl auch, daß ich als Jurist an dieser Vergiftungsgeschichte etwas zweifeln darf. Nicht so, mein Herr?"

Als der Baron sah, daß der Professor jenes Geheimniß kannte, welches ihm seine Gewalt über Molly verliehen, brach er in ein wüthendes Toben aus und schwur unter den fürchterlichsten Verwünschungen, die Baronin noch heute den Criminalbehörden als Giftmischerin zu denunciren ... Schilden hörte diesen Ausbrüchen einer ohnmächtigen Wuth ruhig zu, und als der Baron endlich erschöpft schwieg, sprach er mit seiner bald wieder gewonnenen Fassung und dem Andern dabei fest in's Auge blickend:

„Herr von Roller, Sie haben Ihrem Herzen hinreichend Luft gemacht, gönnen Sie mir nun auch ein paar Worte, die hoffentlich die letzten

ſein werden, die zwiſchen Ihnen und mir gewechſelt werden. Frau von Hardenau hat mir Alles, hören Sie wohl, Herr Baron, Alles anvertraut. Sie werden mir als Profeſſor des Rechts nun wohl auch ein Urtheil über alle dieſe Vorgänge zutrauen, und wenn ich Ihnen ſage, daß Ihre Drohungen gegen Frau von Hardenau ſehr nichtige und eitle ſind, ſo werden Sie wohl einſehen, daß ich Recht habe. Wie? Sie wollen behaupten, das Pulver, welches Sie Frau von Hardenau gegeben, ſei Arſenik geweſen? Und Herr von Hardenau ſtirbt unter Symptomen, die rein apoplectiſcher Natur ſind? — — Und dann, geſetzt auch, es wäre Arſenik geweſen — was hätten Sie damit gewonnen? Wäre die Befriedigung Ihrer Rache nicht zugleich eine Selbſtvernichtung? Oder glauben Sie, daß Frau von Hardenau ſo edelmüthig ſein würde, nicht ihren Complicen zu nennen, der ihr das tödtliche Gift gegeben?“

„Und was würde das Reſultat von allem dieſem ſein?

„Im glücklichſten Falle würde Sie daſſelbe Loos treffen, welches Sie der Frau v. Hardenau zugedacht!“

Der Baron, der die Wucht dieser einfachen und doch so vollwichtigen Argumente fühlte, biß sich in stummer Wuth in die Lippen.

Er fühlte, wie ihm die Macht, die er bisher über die unglückliche junge Frau ausgeübt, entschlüpfte und da er wohl einsah, daß er nichts dagegen thun konnte, so richtete sich seine Wuth gegen den Urheber, gegen den, der ihn seines Einflusses über Molly beraubt, gegen Schilden . . .

„Ich erkenne die Vollwichtigkeit Ihrer juristischen Gründe an," sprach er, indem er seinen Zorn und Haß unter dem Gewand giftigen Spottes zu verbergen suchte, „und verzichte darauf, Frau v. Hardenau länger mit der Comödie, wie Sie es, Herr Professor, zu nennen beliebten, zu ängstigen, indessen werden Sie, Herr Chevalier sans peur et sans reproche, dem „Comödianten" wohl eine Zusammenkunft an einem einsamen Ort, wo man ungestört den letzten Akt der Comödie aufführen kann, nicht verweigern."

Ueber Schildens Lippen glitt bei dieser Herausforderung ein verächtliches Lächeln. „Es ist eigentlich in den Kreisen, denen Sie angehören, mein Herr Baron," entgegnete er, „nicht

Sitte, ſich mit einem Manne zu ſchlagen, der ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hat, wie das iſt, welches Sie draußen am Rhein begangen, wo Sie das Mädchen, welches Sie verführten, bereredeten, die Chatoulle ihres Vaters zu beſtehlen — indeſſen, ich will in dieſem Falle eine Ausnahme machen. Beſtimmen Sie Ort und Zeit — ich ſtehe ſtets zu Dienſten. Und nun eine gute Nacht, mein Herr."

Er verbeugte ſich vor dem Baron, der vor Zorn bebend keines Wortes mächtig war, und endlich mit den Worten: „Sie werden morgen von mir hören," zum Zimmer hinaus ſtürzte . . .

Indeſſen der Morgen und der übrige Theil des Vormittags verging, ohne daß Schilden irgend eine Nachricht von dem Baron erhielt, und nachdem er bis Mittag vergebens gewartet, ging er nach dem „großen Blumenberg", um Molly das Reſultat ſeiner Unterredung mit dem Herrn von Roller mitzutheilen.

Aber welche Beſtürzung ergriff ihn, als er in Molly's Zimmer eintretend, dieſe krank im Bette liegend und lebhaft phantaſirend fand! Das weinende Kammermädchen erzählte ihm, daß die Frau

Baronin in der Nacht so heftig erkrankt, daß sie nach den Aerzten geschickt, und diese hätten erklärt, daß ein nervöses Fieber zu befürchten sei. Und diese Befürchtung wurde zur Wahrheit. Volle sechs Wochen kämpfte der finstere Genius des Todes an Molly's Krankenlager mit dem lichten freundlichen Engel des Lebens, der endlich den Sieg davon trug. Schilden war in dieser Zeit wenig von dem Bette der Geliebten gewichen und die Sorge für sie hatte ihn auch alles Uebrige vergessen lassen: den Baron, seine Herausforderung und das plötzliche, räthselhafte Verschwinden des Herrn von Roller, der seit jener Unterredung in später Abendstunde keinerlei Lebenszeichen von sich gegeben.

Was dieses Verschwinden anlangt, so hatte dies allerdings seinen sehr triftigen Grund.

Roller, dessen Existenz eine sehr abenteuerliche war, hatte, um den Aufwand, den ihm dieselbe verursachte, zu bestreiten, zuweilen zu einem Mittel seine Zuflucht genommen, welches die Franzosen zwar sehr euphemistisch corriger la fortune nennen, das aber vor den Augen deutscher Polizeibehörden in einem weniger günstigen Lichte

erſcheint und den, der ſich ſeiner bedient, mit dem Strafgeſetzbuch in unangenehme Berührung zu bringen pflegt. So war ihm denn auch bei ſeiner Nachhauſekunft an jenem Abend von ſeinem vertrauten Diener mitgetheilt worden, daß in ſeiner Abweſenheit ein Polizeibeamter nach ihm gefragt, und der Baron, dem dieſes theilnehmende Intereſſe der Sicherheitsbehörde durchaus nicht zu behagen ſchien, hatte es für räthlich gefunden, noch in dieſer Nacht mit Extrapoſt von Leipzig abzureiſen . . .

Es war drei Monate nach dem im Vorſtehenden geſchilderten Ereigniſſen.

Molly, die von ihrer Krankheit geneſen, aber noch ſehr matt und ſchwach war, ſaß an einem der Fenſter im Hotel „zum großen Blumenberg“, wo ſie noch immer wohnte, und ſah dem Spiel der Schneeflocken zu, welche der Februarwind draußen wirbelnd durch einander jagte. Eine feine Bläſſe lag noch auf den lieblichen Zügen der jungen Frau, allein jener Ausdruck innerer Angſt und Pein, der zuweilen früher die Klarheit ihrer Stirn trübte, war verſchwunden und hatte einem Zuge duldender Reſignation Platz gemacht. Mit

einem Mal färbten sich die blassen Wangen der jungen Frau mit einem leichten Roth und ein Strahl der Freude blitzte in ihren Augen. Sie hatte Werner erblickt, der mit eiligen, stürmischen Schritten über den Platz auf das Hotel zueilte . . . Auch er hatte sie erkannt und auch aus seinem Auge brach ein Strahl hoher, tiefer Freude und zugleich zeigte er ihr einen Brief, den er in seiner Hand hielt.

Das Herz der jungen Frau klopfte in ängstlicher, harrender Erwartung und bang, und doch wieder von unbestimmter Hoffnung aufgeregt, preßte sie ihre Hände gegen die Brust.

In demselben Augenblick trat der Professor in's Zimmer, und indem er auf die junge Frau zueilte und sie an sein Herz drückte, rief er in jauchzendem, fast jubelnden Tone: Gerettet! Gerettet! Molly — gerettet von innerer Qual und Pein — lies, lies. Und er reichte ihr den Brief, der aus Paris datirt war und die Handschrift des Barons wenn auch in etwas ungewissen und undeutlichen Zügen zeigte.

Er war an den Professor gerichtet und lautete vollständig:

„Mein Herr!

„Auf den Tod darnieder liegend und aufgegeben von den Aerzten, drängt es mich, noch einer Bürde ledig zu werden, die mir schwer auf dem Herzen liegt . . .

„Im Angesicht des Grabes, dem ich entgegengehe, schwindet Haß und Wuth, und die Sehnsucht nach der Verzeihung Derer, die wir kränkten, tritt an ihre Stelle . . .

„Wenn ich nun auch nicht hoffen darf, daß Frau von Hardenau mir all' das Böse, was ich ihr im Leben zugefügt, vergeben wird, so will ich doch wenigstens, so viel ich noch vermag, sie von einer Qual befreien, die ihr Leben vergiftet und aufreibt . .

„Ich täuschte Frau von Hardenau, als ich ihr sagte, jenes Pulver, welches ich ihr gab, sei Arsen gewesen. In Wahrheit war es ein unschädliches Opiat, und nur der Zufall, der Hardenau in derselben Nacht sterben ließ, und den ich als einen Wink des Schicksals betrachtete, ließ mich auf jenen Gedanken kommen, ihr zu sagen, jenes Pulver sei Arsenik gewesen . . .

„Hardenau litt an einer Hypertrophie des Her-

zens, die ihm nach dem Ausspruch der Aerzte plötzlichen Tod bringen würde, sobald er sich ungewöhnlich aufrege. Hardenau wußte dies, aber seine Leidenschaft war stärker als die ruhige Besonnenheit. Die Exaltation, in die er durch die Leidenschaft versetzt wurde, die ihm seine Frau einflößte, jene fortwährende Unruhe und innere Aufregung, die ihn verzehrte, beschleunigte und führte seinen Tod herbei. Frau von Hardenau kann versichert sein, daß dies die lauterste, reinste Wahrheit, und wenn sie meinen Worten nicht Glauben schenken will, so möge sie sich an Hardenau's früheren Hausarzt, den Doctor de Myllens in Amsterdam, wenden, welcher ihr eine Bestätigung meiner Aussage geben wird.

„Daß Hardenau in derselben Nacht starb, in welcher er jenes Opiatpulver genommen, war einer jener seltsamen Zufälle, die im Menschenleben sich ereignen und dadurch oft so merkwürdige Verwicklungen erzeugen . . .

„Wie ich diesen Zufall benutzte, wissen Sie, Herr Professor, und Frau von Hardenau nur zu gut.

„Doch ich fühle meine Kraft schwinden . . .

die Hand vermag nicht mehr die Feder zu führen.

„Nur noch eine Bitte: bitten Sie Molly in meinem Namen um Verzeihung für Alles, was ich ihr Böses zugefügt.

„Paris, den 18. Feb. 1848. Julius v. Sterneck, genannt v. Roller.“

Die junge Frau ließ den Brief ſinken und ein Strahl unausſprechlichen Dankgefühls und unendlicher Freude glänzte in ihrem Auge. Sie ſank an des Freundes Bruſt, der ihr die keuſche Stirn küßte, und indem er ſeine Arme um ſie ſchlang, ausrief:

„Und nun, Molly, nachdem auch dieſer letzte Schatten, der Dein Leben noch verdüſterte, gewichen, nachdem ich Dich mir und unſerm Glück und unſerer Zukunft gerettet, werde mein Weib, mein theures Weib.“ —

# Eine Sylvesternacht.

---

## Leipzig. Hamburg. Marseille.

1847. 1853.

---

Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Vom Thurm der alten Sanct Nikolaikirche zu Leipzig klang dumpf der Schlag der zwölften Nachtstunde herab und der Wind trug auf seinen kalten Fittigen die Glockentöne über die Stadt hin und verkündete damit ihren Bewohnern das Begräbniß des Jahres 1853.

Draußen auf den Straßen der Stadt wirbelte dichtes, feines Schneegestöber durcheinander, die Gaslaternen brannten bleich und düster durch die kalte, neblige Winternacht und der Schnee knarrte unter den eiligen Tritten der Nachtwandler, die aus lustigen Kreisen heim oder in ein noch offenes Caffeehaus eilten, Schutz suchend vor der bittern Kälte, die ihnen den Hauch des Mundes gefrieren ließ.

Unten in Auerbach's Keller aber schallte noch lautes, sprudelndes Leben in die dunkle Sylvester-

nacht hinein und fröhliches Gläserklirren klang unter der alten Wölbung, wo einst Mephisto in lustiger Herbstnacht mit dem Doctor Faust und den wilden Studenten gezecht und seine Lieder gesungen.

Künstler, Schriftsteller, Studenten saßen in bunter Reihe an den Tischen, die Gläser mit dem funkelnden, goldnen Rheinwein oder mit heißem Punsch gefüllt, und tranken und sangen sich hinüber in's neue Jahr, das sie froh begrüßten, wie es immer der Menschen Art ist, die stets dem Neuen, der Zukunft zujauchzen, weil sie ihnen das bietet, was sie aufrecht erhält im Sturm und Drang des Lebens: die Hoffnung!

Drei junge Männer, die in der Nische an einem kleinen, runden Tisch, jenem traulichen Platz saßen, der gewiß Allen in Erinnerung, die den alten Weinkeller besucht, hatten sich etwas abgesondert von dem lustigen Kreis und waren dicht zusammengerückt, sich in lebhaftem Gespräch erzählend, wie es ihnen seit der Zeit ergangen, wo sie zum letzten Male hier gesessen und die Abschiedsthränen, die sich unter der Wimper unwillkürlich hervordrängten, sich mit dem goldnen

Rheinwein mischten. Es war ein frohes, inniges Wiedersehen!

Sieben lange Jahre waren vergangen, seit sie, nach Beendigung ihrer Studien die Universität verlassend, von einander geschieden, der eine nach Westen, der andere nach Süden und der dritte nach Norden gehend; selten nur war dem Einem von dem Andern eine kurze, briefliche Kunde über sein Leben und Schicksal zugekommen, aber dem in der Abschiedsstunde einander gegebenen Versprechen: sich nach sieben Jahren in der Sylvesternacht wieder in Auerbach's Keller an gewohnter Stätte einzufinden, war Jeder treu geblieben.

Jetzt waren sie alle Drei längst in Amt und Würden; zwei von ihnen, Paul und Ludwig wollen wir sie nennen, waren Juristen, während der Dritte, Werner, Oberarzt in dem Krankenhause einer großen norddeutschen Stadt war.

„Unsere Freundschaft und unsere lustigen Studentenjahre!“ rief Paul, der Rechtsanwalt, den Römer erhebend, und die Gläser klangen hell zusammen.

„Und nun Freunde“, fuhr Paul fort, „einen

Vorschlag. Es erzähle ein Jeder von uns, wie und wo er den ersten Sylvesterabend nach unserer Trennung zugebracht. Wir wollen darüber loosen, wer beginnen soll."

Und er nahm drei Papierstreifen von verschiedener Größe und reichte sie den Freunden über den Tisch hin.

„Du hast den Kürzesten gezogen, Werner," sprach Paul zu dem Arzt: „Du eröffnest den Reigen."

Nachdem die Gläser gefüllt und frische Cigarren angezündet waren, begann der Arzt seine Erzählung.

„Nach der Trennung von Euch ging ich, wie Ihr wißt, nach Hamburg, wohin ich Empfehlungen bekommen hatte, die mich hoffen ließen, eine Stellung als Arzt an dem dortigen berühmten Krankenhause zu erhalten. Ich kam in der alten Hansastadt an und bewarb mich sofort beim Senat um die Stellung, erhielt aber die Antwort, daß der betreffende Arzt, in dessen Stelle ich eintreten sollte, erst in einigen Monaten, zu Neujahr, abgehen würde, ich mich demnach bis dahin gedulden müsse, falls ich nicht auf die

Anwartschaft überhaupt verzichten wolle. Dieser Bescheid war mir zwar in Betracht meiner sehr decimirten Baarschaft höchst unangenehm, indessen mußte ich mich darein fügen. Ich hatte bis dahin in einem kleinen Gasthof auf dem Großneumarkt gewohnt, in der Hoffnung, eine Amtswohnung in der Heilanstalt selbst beziehen zu können, und mußte mir nun, da dieß für's Erste nicht möglich, ein Privatlogis suchen. Dem Zufall es überlassend, ging ich in den Straßen umher, mir eine Privatwohnung zu miethen und fand bald das, was ich suchte, in einer jener großen alten Häuser am Gänsemarkt, deren Zahl durch den großen Brand von 1842 in Hamburg jetzt sehr verringert ist. In dem vorderen Gebäude wohnte eine reiche, vornehme Familie, deren Haupt, früher einer der größten Kaufleute Hamburgs, sich mit seinen durch Thätigkeit und Glück erworbenen vielen hunderttausend Mark Banco zur Ruhe gesetzt um in bequemer Behaglichkeit seinen Reichthum und den Rest seiner Tage genießen zu können; im Hofgebäude aber, das mit dem vorderen Haus verbunden war, wohnte allerlei kleines Volk, meistens einzelne Personen, die ihre Zimmer dem

Hausmanne des Eigenthümers abgemiethet hatten. Zu jenem kleinen Volke gehörte auch ich, dessen Zimmer im dritten Hofstockwerk lag, ein Umstand, der mir jedoch lange nicht so unangenehm war, als die Entdeckung, daß ich zum Stubennachbar einen jungen Musiklehrer hatte, der jede Stunde, die er zu Hause zubrachte, so ununterbrochen spielte, daß ich zuweilen, besonders wenn ich mit meinen Studien beschäftigt, in wahre Verzweiflung gerieth. Das war übrigens nicht die einzige Störung; denn bei meinem Stubennachbar, oder vielmehr meiner Stubennachbarin zur Linken ging es mitunter, zumal des Abends noch toller her, als wie bei dem Musiklehrer. Wer die Dame eigentlich war, wußte ich nicht, nur soviel merkte ich, daß an einigen Tagen in der Woche viel Gesellschaft zu ihr kam; Herren und Damen, die insgesammt sehr lustiger und freier Natur zu sein schienen. Denn da die Scheidewand, welche mein Zimmer von dem meiner Nachbarin trennte, sehr dünn war, so konnte ich deutlich die ziemlich leichtfertige Unterhaltung, die man mitunter in diesen Abendgesellschaften führte, hören und meine Meinung über die unbekannte Dame war durchaus

keine günſtige. . . . . Das Komiſche dabei war, daß ich, ſoviel ich auch von meinen beiden Nachbarn hörte, ſie doch niemals ſah; weder den Muſiklehrer noch die Dame, was vielleicht darin ſeinen Grund haben mochte, daß ich nur ſelten mein Zimmer verließ und deßhalb keinem von den Beiden begegnen konnte. . . .

Je lärmender es aber im Hintergebäude zuging, deſto ſtiller und ruhiger war es im vorderen Hauſe, in welchem Herr Klaaſen, der reiche Kaufherr, wohnte. Da das Gebäude nur einen Hauptausgang hatte, ſo mußte ich, ſo oft als ich ausging, an den Vorſälen des Kaufmanns vorüber, wo ſtets dieſelbe Ruhe und faſt feierliche Stille herrſchte, nur ſelten von dem Clavierſpiel und dem melodiſchen Geſang einer zarten, weiblichen Stimme unterbrochen.

Auch begegnete ich niemals einem Mitglied dieſer Familie, die in vornehmer Abgeſchloſſenheit von allen übrigen Hausbewohnern lebte.

So mochten wohl vier Wochen verfloſſen ſein, ſeit ich in das Haus auf dem Gänſemarkt eingezogen, als ich eines Abends, wo mich ausnahmsweiſe eine heitere Geſellſchaft von Berufsgenoſſen

in Zinggs Restauration länger, als es bei mir üblich, aufgehalten, ziemlich spät nach Hause zurückkehrte. Die Novembernacht war rauh und stürmisch, ein kalter Wind wehte durch die Straßen und ein dichtes Schneegestöber ließ mich kaum drei Schritte weit blicken. . . .

In meinen Mantel eingehüllt, eilte ich nun mit schnellen Schritten vorwärts und war nur noch eine kurze Strecke von meiner Wohnung entfernt, als ich dicht an dem Stadttheater plötzlich von einer weiblichen Stimme im plattdeutschen Dialekt angeredet werde. . . . . Mein erster Gedanke war, daß das Mädchen eine jener Unglücklichen sei, die — doch Ihr wißt, was ich meine —, und ohne etwas zu erwiedern, will ich rasch vorübereilen, als das Mädchen mich am Arm berührt und mit ängstlich zitternder Stimme spricht:

„O, bester Herr, wollen Sie mich nicht zurecht weisen und mir sagen, ob ein Arzt in der Nähe wohnt. . . . Ich bin von dort drüben, aus dem Kehding'schen, und noch so unbekannt in der Stadt . . ."

Bei diesen Worten bleibe ich stehen und be-

trachte bei dem bleichen Schimmer einer Gaslaterne das Mädchen. Ein prüfender Blick sagt mir, daß ich mich in meiner ersten Voraussetzung geirrt; es war ein sehr sauber gekleidetes Dienstmädchen mit dem weißen Häubchen, wie es in Hamburg üblich, das vor mir stand und mich ängstlich und fragend anblickte.

„Einen Arzt wollen Sie, mein Kind? Da brauchen Sie nicht weit zu gehen, ich selbst bin Arzt."

„O! So kommen Sie rasch, recht rasch, mein bester Herr," rief aufathmend das Mädchen, „meine Herrschaft ist in tausend Aengsten."

Während ich neben dem Mädchen herging, erfuhr ich nun, daß ihr Herr plötzlich von einem Schlaganfall getroffen und man sie, da der Bediente mit um den Herrn beschäftigt gewesen, die zwei andern Dienstboten aber zu einem Ball auf St. Pauli ausgegangen, nach dem Hausarzt, dem Medicinalrath Dr. C***, geschickt habe. Dieser, der auf dem Valentinscamp wohne, sei aber nicht zu Hause gewesen, sondern auf eine Woche verreist und von dort habe man sie zu seinem Stellvertreter, dem Dr. M***, geschickt. In der Angst

habe sie aber den Namen der Straße und die Nummer seines Hauses vergessen und habe nun den ersten Vorübergehenden, also mich, nach einem Doctor gefragt.

„Und wo wohnt Ihre Herrschaft? Ist es noch weit bis dorthin?“ frug ich nach dieser mir in fliegender Hast mitgetheilten Erklärung.

„Vielleicht noch fünfzig Schritte. Wir wohnen hier auf dem Gänsemarkt Nummer 21.“

„Auf dem Gänsemarkt, Nummer 21! Das ist ja dasselbe Haus, wo ich wohne,“ rufe ich aus, während eine unbestimmte Ahnung in mir aufsteigt. „Wie heißt Ihr Herr?“

„Herr Klaasen“, antwortete das Mädchen.

„Ah! so habe ich doch richtig vermuthet“, murmelte ich, während mich das Mädchen bestürzt über meine drängenden Fragen anblickt; „doch da sind wir ja an Ort und Stelle.“

Die Stimme des im Thorweg mit einem Leuchter harrenden Dieners schnitt die Antwort des Mädchens ab.

„Schnell, schnell, Herr Medicinalrath,“ rief er, in der Meinung, daß ich der Hausarzt sei, „es wird immer schlimmer mit dem Herrn.“

Während ihn das Mädchen über den Irrthum in Bezug auf meine Person aufklärte, war ich die breite, steinerne, hell erleuchtete Treppe hinaufgestiegen.

Im Vorsaal, den ich geöffnet fand, lief die übrige, indessen zurückgekehrte Dienerschaft und einige verwandte Familienmitglieder in verwirrter, bestürzter Eile durcheinander, und durch die halboffene Thür des Krankenzimmers hörte ich leises Schluchzen und Weinen.

Ich legte meinen Hut und Mantel ab und trat in das Cabinet. Mein erster Blick fiel auf den Kranken, der in einem großen, mit grünem Sammet ausgeschlagenen Lehnstuhl lag, zu dessen beiden Seiten, links und rechts, zwei Frauen, die ich für Mutter und Tochter vom Hause hielt, knieten.

Die Tochter hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt und schluchzte heftig, während die Mutter ein Fläschchen mit Riechsalz in den Händen hielt und dem Kranken damit die Schläfe einrieb, um ihn wieder in's Bewußtsein zurückzurufen.

Im Hintergrunde des Zimmers standen einige

andere Familienglieder, deren Züge die größte Bestürzung verriethen .... Durch eine angelehnte Thür aber konnte ich in ein großes Hauptgemach blicken, wo eine prächtig servirte Tafel voller Schüsseln und Flaschen stand,. die aber in plötzlicher Eile von den speisenden Gästen verlassen worden zu sein schien.

Alles dies machte einen seltsamen Eindruck auf mich und erzeugte in meinem Geist die sonderbarsten Vermuthungen.

Der Diener, der mit mir gekommen war, flüsterte der Frau vom Hause einige Worte in's Ohr, worauf diese sich rasch vom Boden erhob und zu mir mit thränenfeuchten Augen und bebender Stimme sprach:

„O, mein Herr, retten Sie meinen Gatten. . . ." Sie wollte noch einige Worte hinzusetzen, aber die innere Bewegung erstickte sie.

„Was ich unter Gottes und meiner Wissenschaft Hülfe vermag, das werde ich thun," entgegnete ich und trat zu dem Leidenden, dessen Zustand genauer zu untersuchen.

Das Antlitz war roth und aufgedunsen, die Augenlider geschwollen und das Weiße im Auge

dunkelroth gefärbt. . . . Der Puls ging voll und hart, ein röchelndes, schnarchendes Athmen hob seine Brust, leichter Schaum stand vor dem Munde und der ganze Körper war starr wie eine Bildsäule. Die Diagnose war hier nicht schwierig. Ein einziger Blick auf die wohlbeleibte Persönlichkeit, den kurzen Hals und starken Kopf des Kranken sagte mir, daß er eine jener Naturen hatte, die bei heftigen, durch irgend welche Affekte hervorgerufenen Erschütterungen nur zu leicht dem Schlagfluß ausgesetzt sind. So schwierig nun auch in derartigen Fällen eine Prognose ist, so glaubte ich doch bei der noch ziemlich ungeschwächten Lebenskraft des Kranken, der Familie die Hoffnung geben zu können, den Patienten zu retten.

Nachdem ich dem Kranken eine Ader geöffnet, Senfpflaster aufgelegt und die weiteren Verordnungen gegeben, sprach ich zu der weinenden Tochter, da die Frau des Kaufherrn in's Vorzimmer gegangen, um noch einige Befehle für die Nacht zu ertheilen:

„Beherrschen Sie Ihren Schmerz, mein Fräulein, und fassen Sie Hoffnung. Thun wir

Alle unſere Pflicht, um den Kranken zu retten und überlaſſen wir das Andere der Vorſehung."

Dieſe von mir in wohlgemeinter Abſicht geſprochenen Worte ſchienen aber den Schmerz des Fräuleins nur noch zu vermehren und von der Antwort, die ſie, das Geſicht mit den Händen verhüllt, unter Schluchzen und Weinen hervorſtammelte, konnte ich nur die Worte: „durch meine Schuld . . . und ſchwere Pflicht", verſtehen, Worte, deren Sinn ich mir an jenem Abend nicht deuten konnte und die mir erſt ſpäter verſtändlich werden ſollten. Soviel ich überhaupt bemerken konnte, mußte an dieſem Abend ſich etwas in der Familie ereignet haben, was mit dem plötzlichen Krankheitsanfall des Hausherrn im Zuſammenhang ſtand, auch hörte ich, wie die Dienerſchaft unter ſich von einem heftigen Auftritt zwiſchen Vater, Mutter und Tochter, der unmittelbar nach dem Souper, zur Feier des Geburtsfeſtes ſeiner Tochter von Herrn Klaaſen veranſtaltet, ſtattgefunden, flüſterte; allein etwas Näheres konnte ich, ohne indiscret zu erſcheinen, nicht erfahren, ſo wünſchenswerth es mir auch als Arzt ſchon

in Bezug auf die künftige Behandlung des Patienten gewesen wäre.

Endlich erhob ich mich, um zu gehen, indem ich die Bemerkung fallen ließ, daß man mich, falls meine Hülfe in der Nacht erforderlich, nur wecken möge. Dabei nannte ich die Nummer meines Zimmers im Hintergebäude.

Bei diesen Worten ließ die Tochter vom Hause zum ersten Male die Hände vom Gesicht sinken und ich war einen Augenblick überrascht von den feinen, schönen Zügen. Herrliche blonde Locken, mit jenem Goldschimmer überhaucht, wie man ihn nur bei den Blondinen im Norden unseres Vaterlandes findet, umrahmten eine Stirn, deren blendende Weiße der des Marmors zu vergleichen war. Die dunkelblauen Augen mit langen Wimpern, an denen noch eine Thränenperle zitterte, und der kleine, feingeschnittene Mund des Mädchens zeigten von einer gewissen Schwärmerei, einer romantischen Empfindsamkeit und Leidenschaftlichkeit, die ich bei der vornehmen Kaufmannstochter am wenigsten vermuthet. Ein feines Roth schimmerte auf den zarten Wangen und die schlanke, elegante Gestalt in schwarzem Seidenkleid, das in

schweren Falten sie umfloß, entsprach dem reizenden Gesicht.

Einen Augenblick stand ich, wie gesagt, ganz überrascht von der reizenden Erscheinung Mathildens, — so hieß die junge Dame, — bis ich mich besann, wo ich war und mit einem ziemlich abgebrochenen und verwirrten „gute Nacht-Gruß" mich entfernte.

Es war spät nach Mitternacht, als ich die Treppe zu dem Corridor, der das Hintergebäude mit dem Vorderhause verband, hinaufstieg.

Die Oellampe auf dem Gange flackerte trüb und matt hin und her, aber trotz der späten Nachtstunde ging es bei meiner Nachbarin noch lustig zu und als ich an ihrer Thür vorüber ging, hörte ich Champagnerflaschen knallen, Gläser klirren und schallendes Frauen- und Männergelächter, während drüben in der andern Stube der Musiklehrer noch in wunderlichen, grotesken Phantasien auf dem Piano herumtobte.

Dieses Durcheinander gab einen wilden, dämonischen Lärm, der mich durch den Contrast zu der eben erlebten Scene im Vorderhause noch mehr erschütterte.

Trotz meiner großen Abspannung konnte ich lange nicht einschlafen, der Lärm der tollen ausgelassenen Gesellschaft und das Spiel des Musikers hielten mich wider Willen wach, und als ich endlich in einen Halb-Schlummer fiel, umgaukelten mich wirre Traumbilder und bald stieg die liebliche Gestalt Mathildens, bald die bleichen, feinen Züge ihrer Mutter, bald die des Herrn Klaasen vor meinen Augen auf.

Gegen Morgen schlief ich ruhiger; aber ich hatte kaum ein paar Stunden geschlummert, als mich das wilde Spiel des Musiklehrers wieder aufweckte; ärgerlich und verstimmt über meine beiden unruhigen Nachbarn, die mich um meine Nacht- und Morgenruhe gebracht, stand ich auf und kleidete mich an, um meinen Patienten von heute Nacht zu besuchen.

Ich war eben mit meiner Toilette fertig, als es an der Thüre klopfte. Auf mein „Herein!“ öffnete sich dieselbe leise und eine — nun ja, eine junge, schöne Dame in eleganter, reizender Morgenkleidung, aber ohne Hut und Shwal, trat herein.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Doctor“,

ſprach ſie nach der üblichen Begrüßung, „daß ich Sie ſo früh ſtöre, aber da ich Sie ſo zeitig aufſtehen hörte und glaubte, daß Sie des Morgens ausgehen würden . . .“

„Bitte, mein Fräulein, bei einem Arzte bedarf es durchaus keiner Entſchuldigung,“ unterbrach ich ſie mit höflicher Verbeugung und ihr einen Stuhl bietend.

Sie ſetzte ſich; und mit der Hand, die überaus klein und weiß war, über die Stirne ſtreichend, erzählte ſie mir, daß ſie ſeit einiger Zeit des Morgens an heftigem Kopfweh und einer gewiſſen nervöſen Aufregung zu leiden habe und da ſie heute früh zufällig von ihrem Aufwartemädchen gehört, daß ihr Nachbar ein Arzt ſei, ſo habe ſie ſich die Freiheit genommen, mich um einen Rath zu bitten.

Während ihrer Erzählung hatte ich Zeit, ſie genauer zu betrachten und wahrlich! wenn Jemand in dieſem Augenblicke mich in die Rolle des trojaniſchen Prinzen verſetzt und mir befohlen, der Schiedsrichter zwichen Mathilde, der Tochter des reichen Kaufherrn und meiner Nachbarin zu ſein — unſchlüſſig hätte ich geſchwankt, welcher ich den Apfel geben ſollte.

Jede war ſchön, wie eine Houri, wie eine Peri, eine Göttin des Olymps oder wie Ihr die Ideale weiblicher Anmuth nennen wollt. Aber Jede war ſchön in ihrer Art; ich ſage dies mit Betonung. Denn wenn Mathilde die ſchönſte der Blondinen war, die mein Auge je erblickt, ſo war meine Nachbarin die Königin aller Brünetten.

Ihr wißt, ich bin kein romantiſcher Schwärmer, der bei jedem halbwegs hübſchen Geſicht in Begeiſterung geräth, aber Ihr könnt mir glauben, daß ich Euch das Bild der ſchönen Nachbarin nicht mit zu ſtrahlenden Farben male.

Ein glänzendes, kaſtanienbraunes Haar, in dichte Wellenſcheitel gelegt, dunkle, mandelförmig geſchnittene Augen, deren ſüdliches Feuer durch die langen ſeidenen Wimpern gemildert wurde, ein reiner, weißer Teint, ſonſt etwas matt, aber in dieſem Augenblick noch überhaupt von jener feinen Röthe, welche der Schlaf auf die Wangen malt, Lippen von einem prächtigen, dunklen Roth und Zähne vom weißeſten Schmelz, — mit dieſen matten Strichen will ich Euch das Geſicht des Mädchens gezeichnet haben.

Ihre Gestalt von gleicher Größe, wie die Mathildens, zeigte, obgleich etwas durch das weite, weiße Morgenkleid verhüllt, doch eine reizende Taille. Von den übrigen Formenschönheiten schweige ich, aber sie waren vollendet.

Glaubt mir, Freunde, ein Arzt, der des Menschen Form in ihrer edelsten Vollendung und in ihrer traurigsten Entartung sieht, der jede Muskel, jede Sehne anatomisch zerlegt, ist gewiß ein ruhiger, leidenschaftsloser Beurtheiler von Frauenschönheit, aber ich mag es nicht verhehlen, daß die Schönheit dieses weiblichen Wesens einen mächtigen Eindruck auf mich hervorbrachte. Ich, sonst so ruhiger und besonnener Natur, fühlte mich wie von einem Zauber befangen, wenn sie ihr großes, schönes Auge auf mich richtete, ein mir sonst unbekanntes Gefühl regte sich in meiner Brust und ich fühlte mich diesem Mädchen gegenüber, dessen Lebensweise mir keine besondere Achtung vor ihr eingeflößt, verlegen, befangen.

Sie reichte mir die Hand, um ihr den Puls fühlen zu können, und als sie leicht den Aermel aufstreifte und ich mit den Fingerspitzen diesen schönen, weißen, runden Arm berührte, da zuckte

es glühend heiß durch meine Glieder . . . Sie bemerkte meine Aufregung.

„Wie? Herr Doctor“, frug Sie mit leichtem Lächeln, „leiden Sie vielleicht auch an nervösen Aufregungen und Kopfweh. . . . Sie scheinen so bewegt, so unruhig. . . . Fühlen Sie sich denn unwohl?“

„Nein . . . o, nein, Sie täuschen sich . . . es ist nur die Folge des schlechten Schlafs, den ich letzte Nacht gehabt,“ brummte ich kaum verständlich und ärgerlich über mich selbst, worauf ich etwas gefaßter hinzusetzte:

„Aber auch Sie, mein Fräulein, müssen sich, wenn Sie von Ihrem Nervenleiden befreit sein wollen, mehr Ruhe gönnen. Früh zu Bette gehen, ist die erste Bedingung.“

Dabei setzte ich mich an den Tisch, um ein Recept zu schreiben.

„Ihr Name, mein Fräulein?“

„Mein Name“, entgegnete sie zögernd, „ist der . . . ist mein Name nothwendig . . . !?“

„Sie wissen, mein Fräulein, es ist so Gebrauch; indessen, wenn Sie vielleicht einen andern dafür . . .“

„O, nein, nein, das will ich nicht,“ unterbrach

sie mich, „am Ende sehe ich auch nicht ein, warum man sich schämen soll, krank zu sein, und was meinen Namen betrifft, so klingt der nicht besser und nicht schlechter, als tausend andere. Bitte, mein Herr, schreiben Sie Melanie Clairon.“

„Melanie Clairon,“ wiederholte ich, den Namen niederschreibend. „Melanie Clairon, dieser Name klingt so ächt französisch und doch verräth Ihre Sprache, daß Sie deutsche Luft seit geraumer Zeit geathmet.“

„Vielleicht war mein Vater Emigrant,“ entgegnete sie rasch und mit einem Tone, der verrieth, daß sie dies Gespräch nicht weiter geführt wünschte, dann nahm sie das Recept, dankte mir höflich und huschte mit einem:

„Adieu, mein Herr, auf Wiedersehen,“ zur Thür hinaus.

Mit Verwunderung blickte ich ihr nach. Das war also meine Nachbarin, deren Lebenswandel mir immer so anstößig erschienen und mit der ich alle Berührung vermeiden wollte. . . . . Und nun, da sie in meiner eignen Stube ist, behandle ich sie mit derselben achtungsvollen Höflichkeit, die

ich gegen irgend eine achtbare Frau nur zeigen konnte.

Ich war faſt ärgerlich über mich ſelbſt.

Das Bischen Schönheit dieſer Perſon, ſprach ich für mich, hat alſo mit einem Male dich ganz vergeſſen laſſen, wen du vor dir haſt, und vor einem Blick ihres Auges iſt deine ganze ſittliche Entrüſtung gegen ihr Thun und Treiben in Nichts zerronnen. . . .

O! rief ich aus, wir ſtarken Männer ſind doch zuweilen ſehr ſchwache Geſchöpfe, und wahrlich, meine Freunde, die Bezeichnung: das „ſtarke Geſchlecht“ erſchien mir in dieſem Moment als eine bittere Ironie. . . . Und dann war ich auch wieder mit mir zufrieden, daß ich ihr durch mein Benehmen nicht wehe gethan und ſie nicht abſtoßend behandelt; denn es lag in dem Weſen dieſes Mädchens etwas, was ſie merklich von einer gewiſſen Claſſe leichtfertiger Frauen unterſchied, ſo ſehr ſie auch, nach ihrer Lebensweiſe zu urtheilen, zu dieſer Claſſe gehörte.

In dieſem Gefühlszwieſpalt verließ ich meine Wohnung, um meinen Kranken im erſten Stockwerke zu beſuchen.

Ich fand Herrn Klaasen beſſer, als ich erwartet hatte. . . . Der Athem ging freier, die Lähmung hatte nur einige Partien der linken Seite getroffen und ich hatte alle Hoffnung, den Kranken durchzubringen. Nur die Sprache war noch ſtammelnd und unverſtändlich, und Geberden und Zeichen mußten die gelähmte Zunge unterſtützen.

Außer dem alten Diener Herrn Klaaſens war bei meinem Eintritt nur ſeine Gattin da, eine Frau von vielleicht neununddreißig Jahren, mit ſchönen, ſanften, blaſſen und etwas leidenden Zügen.

Mathilde war, wie ich erfuhr, ausgegangen, um nahe wohnende Verwandte über den Zuſtand des Vaters zu beruhigen.

Mir fiel dieſe Aeußerung der Frau vom Hauſe etwas auf. Konnten die Verwandten nicht ſelbſt kommen und ſich nach des Kranken Befinden erkundigen und war der Platz der Tochter nicht ſchicklicher am Krankenbett des Vaters, als in den Beſuchszimmern der Familienmitglieder? Auch kam es mir vor, als ob Herrn Klaaſens Blick ſich verfinſterte, als die Mutter den nur leiſe genannten Namen ihrer Tochter ausſprach.

Mir fiel das räthselhafte Benehmen Mathildens und die abgebrochenen Worte der Dienerschaft vom gestrigen Abend wieder ein und ich kam zu der Ueberzeugung, daß hinter diesem irgend ein Familiengeheimniß verborgen sei.

Ich unterdrückte jedoch meine nicht ganz unberechtigte Neugierde und beschäftigte mich nur mit dem Zustande meines Patienten, der mich aufmerksam und wohlwollend betrachtete und mir durch die Vermittlung seiner Gattin bedeutete, daß ich ihn auch ferner, nach der Rückkehr des Medicinalraths, behandeln sollte. . . .

Seine Gesichtszüge, die ich diesen Morgen zum ersten Mal in ruhiger, natürlicher Lage sah, drückten viel Bestimmtheit, fast Schroffheit des Charakters aus, die schmalen Lippen und der Zug um den Mundwinkel ließen in ihm den auf seinen Reichthum stolzen, ehemaligen Großhändler und Matador der Börse erkennen und der strenge Ausdruck seines Blickes milderte sich nur dann, wenn er auf seine Gattin oder auf mich fiel, dem er ganz zu vertrauen schien.

Nach halbstündigem Aufenthalt empfahl ich

mich mit dem Verſprechen, gegen Abend wieder zu kommen.

Ich ging dann längs der Esplanade hin, mich in allerlei Vermuthungen über das Geheimniß im Klaaſenſchen Hauſe wiegend.

Es fing an zu ſchneien und ich beſchleunigte meine Schritte, um den Alſterpavillon, wo ich gewöhnlich frühſtückte und einige Zeitungen las, zu erreichen.

Den Hut tief in die Stirne gedrückt, dicht in den Mantel gewickelt, eile ich vorwärts, als ich plötzlich mit einer andern Perſon, dicht an jener Biegung, wo die Esplanade auf den Jungfernſtieg mündet, zuſammenſtoße. Ich pralle zurück, ſtammle einige Entſchuldigungen und ſehe zwei Perſonen, einen Herrn und eine verſchleierte, der Geſtalt und Haltung nach junge Dame vor mir.

Der Fremde brummte gleichfalls einige Worte, die wie eine Entſchuldigung klangen, und wiſchte dabei mit dem Taſchentuch ſeinen Hut, der ihm bei dem Zuſammenſtoß vom Kopf gefallen; während die Dame, ſich von dem Arm ihres Begleiters befreiend, ein leiſes Lachen über dieſe Carambolage nicht unterdrücken konnte.

Dann reichte der junge blasse Mann, den ich mit seinen langen, hinter's Ohr gestrichenen Haaren und der nachlässig um den Hals geschlungenen Cravatte, sowie nach seinem Thun und Geberden für einen Künstler hielt, der Dame den Arm und bald war das Paar mir aus den Augen verschwunden.

Einen Augenblick ärgerte ich mich über mein Ungeschick, dann lachte ich über das kleine Abenteuer und bedauerte nur, daß die so dichten Schleier der Dame mich nicht einmal hatten erkennen lassen, ob sie hübsch oder häßlich und bald darauf, als ich im Alsterpavillon bei meiner Tasse Mocca saß, eine Cigarre rauchte und die „Jahreszeiten" durchblätterte, hatte ich den Vorfall schon wieder vergessen.

Nach mehreren Patientenbesuchen und nachdem ich in Zinggs Restauration zu Mittag gegessen, kehrte ich nach Hause zurück und blieb auf meinem Zimmer, bis es dunkelte. Dann ging ich hinunter in die Bel-Etage.

Diesmal traf ich Fräulein Mathilde am Bett ihres Vaters, bei welchem sich gegen Abend ein Fieberanfall eingestellt hatte. Das Fräulein er-

erwiderte meine ruhige Begrüßung mit einer ſtummen Verbeugung, wobei ich jedoch ein verlegenes Zucken um die Mundwinkel zu bemerken glaubte.

In demſelben Augenblick trat auch Frau Klaaſen mit den ängſtlich geſprochenen Worten: „Es geht ſeit einer Stunde gar nicht gut mit meinem Gatten, Herr Doctor, er hat heftiges Fieber,“ aus der Thüre des Nebenzimmers.

„Beruhigen Sie ſich,“ ſprach ich, an das Bett tretend und einen ſcharfen Blick auf den Patienten werfend, „vielleicht iſt eine günſtige Kriſis eingetreten.“

Es war ſo. Meine Vermuthung beſtätigte ſich. Nur mußte die Entwicklung dieſer Kriſis ſorgfältig überwacht werden; und da Frau Klaaſen und Fräulein Mathilde zu erſchöpft waren, um noch eine Nacht zu durchwachen, der Dienerſchaft dies aber nicht ausſchließlich anzuvertrauen war, ſo übernahm ich es, einen Theil der Nacht und wenigſtens bis die Entſcheidung vollſtändig eingetreten, am Bette des Kranken zu bleiben. Im Vorſaalzimmer aber ſollte, für den Fall daß ich einen Beiſtand brauchte, ein Diener die Nacht hindurch wachen.

Nachdem ich noch einmal auf mein Zimmer gegangen, mir einige Bücher für die lange Winternacht zu holen, kehrte ich zum Kranken zurück und ſetzte mich, die Aſtrallampe in die Höhe ſchraubend und einen breiten Lichtſchirm zwiſchen die Lampe und das Bett ſtellend, in den bequemen Armſeſſel und fing an zu leſen. . . .

Das Wetter draußen war rauh und ſtürmiſch; Schnee und Regen ſchlug an die Fenſterſcheiben und um die hohen Giebeldächer der Häuſer pfiff heulend und ſtöhnend der Nachtwind. Im Zimmer dagegen war es ſtill und traulich. Die beiden Frauen, todtmüde, hatten ſich in ihr Schlafcabinet zurückgezogen und ich war allein mit dem Kranken. In dem alten, mit Verzierungen umgebenen Kamin-Ofen kniſterte das Feuer und die glühenden Kohlen warfen helle Reflexe auf die dunkle Wand der andern Seite des Zimmers. Nur der leiſe Pendelſchlag einer kleinen Uhr und das halblaute Stöhnen des Kranken unterbrach zuweilen die Stille.

Ich ſtand öfters auf, um dem in Fieberhitze Glühenden ein kühlendes Getränk einzuflößen und den Verlauf der Kriſis zu beobachten. . . . Da-

bei erſchien es mir, als werde der Kranke von einem böſen Traumbild geängſtigt. Seine Lippen ſtammelten öfters einen Namen, den ich zwar nicht deutlich verſtehen konnte, welcher mir aber der einer Frau zu ſein ſchien. . . . . Ein einziges Mal ſprach er ihn ziemlich deutlich und ich glaubte den Namen Louiſon zu hören. Die andern Worte erſchienen mir ohne Sinn und Zuſammenhang und waren mir geradezu unverſtändlich.

So vergingen einige Stunden und ich war ermüdet vom Leſen und von der ſchlaflos zugebrachten Nacht eingeſchlummert, als ich durch einen lauten Schrei geweckt wurde. Ich ſprang auf, rieb mir die Augen und hörte, wie es draußen vom nächſten Kirchthurme Mitternacht ſchlug. Im Bett aber ſaß hoch aufgerichtet, mit perlenden Schweißtropfen auf der Stirn, die Hände wie abwehrend vor ſich hingeſtreckt und mit den Augen auf meinen Schatten an der Wand ſtarrend der Kranke.

„Herr Klaaſen," ſprach ich mit beruhigendem Tone, indem ich auf ihn zutrat.

„Waſſer . . . . einen Tropfen Waſſer . . . .

Herr Doctor," murmelte er mit verſtändlicher Stimme.

Ich reichte ihm den Trank und er trank mit langem, gierigem Zug.

Meine Vorherbeſtimmung war eingetroffen, die Kriſis hatte eine glückliche Wendung genommen, das Fieber und der Schweiß hatten die Lähmung gehoben.

Nachdem der Kranke getrunken, ſank er erſchöpft in die Kiſſen zurück.

Es vergingen einige Minuten in tiefem Stillſchweigen, bis der Kranke die Stille mit der leiſe geflüſterten Frage unterbrach:

„Iſt außer Ihnen noch Jemand im Zimmer?"

„Nein, Herr Klaaſen," antwortete ich.

„Und meine Frau . . . meine Tochter?" frug er in bitterem Tone weiter.

„Beide waren zu erſchöpft," entgegnete ich raſch, „um noch eine Nacht hindurch wachen zu können, und da ich es überdieß für räthlicher hielt, wenn ich ſelbſt die Entwicklung der, Gott ſei Dank! ſo günſtig verlaufenen Kriſis beobachtete, ſo gab ich ihnen den Rath, ſich einige Stunden niederzulegen."

Herr Klaaſen ſchwieg und erſt nach einer

Weile murmelte er, mehr für ſich, als zu mir gewendet:

„Ein Fremder wachte bei mir .... und Frau und Kind ſchliefen .... während ich mit dem Tode kämpfte ..... Aber Gott iſt gerecht ... ich habe es verdient ...“

Er ſchwieg und ich hielt es für's Gerathenſte, ihn durch einen Widerſpruch nicht noch mehr aufzuregen.

Nach einigen Minuten begann er indeſſen wieder:

„Herr Doctor, glauben Sie, daß ich mit dem Leben davon komme, oder ....“, es wurde ihm ſchwer, das Wort auszuſprechen, „oder daß ich ſterben muß?“

„Wo denken Sie hin, Herr Klaaſen! Sterben, Sie und ſterben, nachdem Sie auf dem glücklichſten Wege der Beſſerung ſind. Sprechen Sie in zwanzig Jahren vom Sterben.“

Er lächelte matt und drückte mir leicht die Hand.

„Sie ſind Arzt und thun Ihre Pflicht, wenn Sie mit mir ſo ſprechen, ich danke Ihnen dafür. Es gibt Menſchen,“ fuhr er mit düſterer Stimme

fort, „die ihre Pflicht nicht ſo treu erfüllen .... Aber trotzdem . . . ich fühle es . . . ich werde nicht lange mehr leben.“

„Herr Klaaſen,“ unterbrach ich ihn, „welche unglückliche Gedanken machen Sie ſich. Zwar iſt es nur Gott, der des Menſchen Anfang und Ende beſtimmt, aber nach menſchlichem Wiſſen halte ich das Ihrige noch für weit entfernt.“

Er entgegnete zwar nichts, doch ſchien es mir, als ob er durch meine Verſicherung nicht überzeugt wäre.

Nach einigen Minuten begann Herr Klaaſen wieder:

„Sie haben Recht, Herr Doctor; Gott beſtimmt Anfang und Ende des Menſchen und deßhalb iſt es gut, wenn der Menſch, ehe dieſes Ende das er nicht kennt, eintritt, mit ſich abſchließt.“

Ich ſchwieg und wartete, um ihn nicht zu ſtören, jetzt das Weitere ab.

Der Kranke ſeufzte einige Mal tief auf, und ſprach dann mit ſichtlicher Selbſtüberwindung und indem er meine Hand leicht drückte, mit einer Weichheit des Tons, die ich kaum bei dem kalten, ſchroffen Mann vermuthete:

„Nur Gott weiß, ob ich je wieder dieß Lager verlasse; ich habe aber noch so Manches zu ordnen und . . .“ Er vollendete den Satz nicht, sondern fuhr gleich fort:

„Ich kenne Sie zwar nur erst seit heute oder gestern, aber wir haben uns in einer Lage kennen gelernt, wo sich das Vertrauen schnell findet . . .“

Er hielt wiederum inne, und mir wurde es in diesem Augenblicke klar, daß er etwas auf dem Herzen hatte, was er mir anvertrauen wollte. . . . Ich täuschte mich nicht. Denn nach einer kurzen Pause fuhr der Kaufmann fort:

„Ueberdieß gibt es Menschen, deren Anblick in uns augenblicklich ein Vertrauen erweckt, über dessen Ursache wir uns zwar keine Erklärung geben können, das aber eben so fest ist, als das, welches jahrelanger Umgang geschaffen hat.“

Ich antwortete anfänglich nur durch eine stumme Verbeugung; da der Kranke indessen, wie ich merkte, eine mündliche Entgegnung zu erwarten schien, drückte ich ihm die Hand und sprach:

„Wenn Aufrichtigkeit und Verschwiegenheit Erfordernisse eines solchen Vertrauens sind, so können Sie versichert sein, Herr Klaasen, daß ich

mich eines ſolchen Vertrauens nicht unwürdig glaube.“

„Ich wußte das“, murmelte der Kranke, „und wenn Sie das gehört haben, was ich Ihnen jetzt ſagen werde und was mir wie eine Centnerlaſt auf dem Herzen liegt, ſo werden Sie finden, daß mein Vertrauen zu Ihnen ein großes, ein ſehr großes iſt, denn noch iſt gegen Niemand davon ein Wort über meine Lippen gekommen.“

„Auch nicht gegen Ihre Gattin?“ frug ich, faſt beunruhigt über das, was ich hören ſollte.

„Eliſe?“ — dieß war der Name ſeiner Gattin — „Eliſe?“ wiederholte der Kaufmann erregt, „ſie durfte es am Allerwenigſten wiſſen und wird es auch niemals erfahren.... Doch hören Sie.... Aber es lauſcht doch Niemand an den Thüren!“ ſetzte er mißtrauiſch und ängſtlich hinzu.

Ich öffnete die Thüre zum Vorſaal, um ihn zu beruhigen. Der Diener ſchlief laut ſchnarchend im Seſſel.

Meine Neugierde, ich muß es geſtehen, war auf's Lebhafteſte angeregt. Was konnte dieſer Mann, deſſen Leben, ſoviel als mir davon bekannt, immer ein durchaus loyales und rechtliches

geweſen, für ein Geheimniß haben, deſſen Offenbarung ihm ſo ſchwer wurde? Ich betrachtete forſchend den Mann, der ſinnend, um ſich zu ſammeln, nach der Stubendecke emporblickte, und bemerkte mit Erſtaunen die Veränderung, die in dieſem ſonſt ſo ſtrengen, verſchloſſenen Geſicht ſich zeigte. Der Blick war traurig, die harten Züge um den Mund weich und kaum hätte Jemand in ihm den ſtolzen Kaufmann Klaaſen wieder erkannt.

Er bat mich noch einmal um etwas Waſſer, ſchöpfte dann tief Athem und begann, während ich aufmerkſam lauſchte:

„Ich war noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, als mich mein Vater, der Gründer der Firma Klaaſen, nach Marſeille ſchickte, damit ich in dieſer berühmten See- und Handelsſtadt die Ausbildung für meinen Beruf vollenden ſolle. Mein Vater hatte viele und wichtige Handelsverbindungen mit Marſeiller Kaufleuten und an einen derſelben, Herrn Duvant, wurde ich von meinem Vater empfohlen. . . .

„Es war im Herbſt, Ende October, als ich in Marſeille anlangte. Hatte mich ſchon die Reiſe

durch die reizenden Gegenden der Provence angenehm erregt, so wurde ich es noch mehr, als ich, in der großen Seestadt angekommen, dieses bunte, fremde Treiben, diese muntere, lärmende Beweglichkeit der Provencalen, diese mannichfaltigen Trachten des fremden Schiffsvolks sah, als ich diese verschiedenen Sprachen an meinem Ohr vorüber schwirren und von den Werften und Booten den Gesang der Matrosen herüber tönen hörte....

„Alles, was mich umgab, athmete Lust und Trunkenheit ... Die dicken, schweren Nebel Norddeutschlands, jener regengraue Herbsthimmel, jene eintönige Farbe, die unsere Herbsttage im Norden haben — Alles das war hier verschwunden und eine goldne Sonne, ein klarer blauer Himmel, eine balsamische, mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft mußten selbst den Schwermüthigsten aufheitern und aufregen, um vielmehr mich, den die Natur mit einer lebhaften Einbildungskraft und Hang zum Lebensgenuß begabt hatte. . . .

„Die ersten Wochen machte ich mir denn auch wenig im Geschäft zu thun, sondern streifte mit Arthur, dem jüngeren Sohne des Herrn Duvant,

überall umher, wo es etwas zu ſehen und zu genieſſen gab. Eines Tages aber, als wir einen gemeinſchaftlichen Ausflug nach der vielleicht eine Stunde von der Stadt entfernten Baſtide des Herrn Duvant verabredet hatten, mußte Arthur aus irgend einem Grunde zu Hauſe bleiben und ich mich entſchließen, allein hinaus auf die Baſtide — dieß iſt bekanntlich der Name der Marſeiller Landhäuſer — zu gehen. Ich ſchlenderte langſam auf dem mir beſchriebenen Wege, denn ich war noch niemals auf Herrn Duvant's Baſtide geweſen, fort, rauchte, ſang, trieb allerlei Neckereien mit den hübſchen, braunen, provencaliſchen Landmädchen, die mir begegneten, und war ausgelaſſen, wie niemals. . . ."

Hier hielt Herr Klaaſen inne und ſeufzte tief auf. Die Tage jener heitern Jugendzeit mochten an ſeinem Auge vorüberfliegen, und ich wagte es nicht, ihn in ſeinem wehmuthsvollen Schweigen zu unterbrechen.

Nachdem er einige Tropfen Waſſer getrunken, begann derſelbe wieder:

„Dabei hatte ich nicht bemerkt, daß ich gänzlich von meinem Wege abgekommen war und

mich in einer mir vollſtändig unbekannten Gegend befand. Nach meiner Berechnung mußte ich ſchon drei Stunden weit gegangen ſein und die Baſtide war höchſtens eine Wegſtunde von Marſeille entfernt. Ich kümmerte mich indeſſen wenig darum, ſondern ſetzte mich auf den Raſen nieder, zog mein Flaſchenfutteral und ein gebratenes Huhn heraus und begann unter dem Schatten eines Olivenbaumes mein Mittagsmahl zu verzehren. Dann zog ich mein Taſchentuch über's Geſicht und ſchlummerte ein. Das lange Herumlaufen an dem warmen provencaliſchen Herbſttag, der ſtarke braune Wein von Limouſin, der kühle Schatten des Olivenbaumes — Alles das verſenkte mich in einen langen, tiefen Schlaf. Denn als ich erwachte und mir erſtaunt die Augen rieb, war es Nacht; über mir funkelten die Sterne und über den Bergen, welche nordwärts die Ebene von Marſeille begränzen, ſtand voll und ſtrahlend der Mond und goß ſein ſilbernes Licht über die Landſchaft. . . .

„Meine gute Laune war verſchwunden. Ich betrachtete die Landſchaft, um mich zu orientiren, was ich beſſer am Tag, beim Sonnenſchein, als

in der Nacht beim Sternenfunkeln hätte thun ſollen, aber ich ſah ringsherum nichts als Felder, kleine Olivenwälder, die mit Weinreben bepflanzten Abhänge der Berge und aus weiter, weiter Ferne klang das Rauſchen des Meeres zu mir herüber. Kein Haus, keine Hütte, kein Licht. als das, welches droben am Nachthimmel flimmerte. Endlich beſchloß ich, auf dem Weg, auf welchem ich gekommen, zurückzukehren; aber ich hatte mich kaum hundert Schritte von dem Olivenbaum, unter welchem ich geſchlummert, entfernt, als ein Kreuzweg meine Schritte hemmte. Links oder rechts, dachte ich. Auf gut Glück ſchlug ich den zur Linken ein. Ich gehe vorwärts und laufe nnd laufe, bis ich keuchend ſtill ſtehen muß; aber noch immer entdecke ich keinen Lichtſchimmer oder eine Thurmſpitze der Stadt. Ich gehe weiter und bemerke nicht, wie der Weg immer mehr bergan geht und ſchmäler wird, bis er endlich dicht vor einem Weinberg ſich in mehrere Fußpfade theilt. . . .

„Erſchöpft ſetze ich mich neben einem der Rebenſtöcke nieder und pflücke eine Traube, denn Hunger und Durſt plagen mich gewaltig. Dann erhebe ich mich und dringe in dem Weinberg wei-

ter vor, in der Hoffnung, ein Winzerhäuschen zu finden. . . . Da höre ich fernes Hundegebell, ungefähr so, wie ein Hund anschlägt, wenn er Wild wittert. Ich bleibe stehen, aber das Gebell wird immer lauter und kommt immer näher und mit einem Mal bricht ein großer, weißer, zottiger Hund durch das Rebengelände, stürzt sich auf mich und legt mir, sich emporrichtend seine Tatzen auf die Schultern. Schrecken und Ueberraschung machen mich für den ersten Augenblick regungslos, der Hund läßt mich nicht von der Stelle und in meiner seltsamen Lage, die mir mit jeder Secunde unerträglicher wird, glaube ich wirklich Worte vom Himmel herab zu vernehmen, als ich aus der Ferne eine zarte, jugendliche Mädchenstimme den Ruf: „„Hector, Hector!““ ausstoßen höre. Der Hund antwortete durch lautes Bellen, ohne mich jedoch loszulassen. Schritte nähern sich, plötzlich theilen sich die Ranken und ein junges Mädchen, deren Gestalt, vom Mondlicht übergossen, ich genau unterscheiden konnte, tritt aus dem Gehege. . . .“

Der Kranke trank von Neuem Wasser und fuhr erzählend fort:

„Wie das Mädchen mich und den Hund in dieſer ſonderbaren Situation erblickt, tritt ſie erſchrocken zurück und ein Hülferuf ſchwebt auf ihren Lippen. Ein Wort von mir erklärt ihr Alles.“

„Ich habe mich verirrt, mein Fräulein“, ſtammle ich.“

„„Couche Hector!““ ruft ſie und der Hund legt ſich ruhig zu ihren Füßen, mich dabei immer im Auge behaltend. „„Sie haben noch zwei Stunden bis Marſeille, mein Herr,“o flüſterte ſie mit frenndlicher, melodiſcher Stimme, „„und da Sie in der Gegend hier unbekannt ſind, ſo werde ich Ihnen Jemand als Führer mitgeben. Wollen Sie die Güte haben und mir folgen?““

„Entzückt von der lieblichen Sprache und der reizenden Erſcheinung, ſpringe ich an ihre Seite, und ihr meinen Arm bietend, ſpreche ich:

„„Mademoiſelle, darf ich nach ſolcher Güte noch die Kühnheit haben, um Ihren Arm zu bitten?““

„Lachend und ungezwungen, wie es die Art dieſer ſüdfranzöſiſchen Mädchen iſt, nahm ſie meinen Arm, und gefolgt von Hector, der wedelnd immer im Kreiſe um uns herumlief, erreichten

wir ein kleines Landhäuschen, das inmitten des Weinbergs zwiſchen Weinranken und Olivenbäumen verſteckt lag.

„Ein alter Diener öffnete die Gitterthüre und ich trat, durch die Hausflur gehend, in ein matt erleuchtetes, kleines, aber freundlich und anſtändig möblirtes Zimmer, in deſſen Hintergrund auf einem Lehnſeſſel ein alter Mann im bequemen Hauskleide ſaß.

„„Wen bringſt Du, Louiſon?““ frug der Alte mit tiefer, klangvoller Stimme.

„„Einen Fremden, der ſich in unſerm Weinberg verirrt hat, lieb Großväterchen““, ſagte das Mädchen, auf den Alten zufliegend und ihm einen Kuß auf die Stirne hauchend.

„„So ſeien Sie mir herzlich willkommen, mein Herr““, antwortete der Alte, „„obgleich ich Sie nicht von Angeſicht zu Angeſicht ſehen kann, denn ich bin ſeit einem Jahre leider blind.““

„Das Wort ging mir durch's Herz. Doch verſchwand meine Beklemmung bald, als ich ſah, wie gefaßt und heiter der Alte ſein Schickſal trug. Als er erfuhr, daß ich ein Deutſcher und aus Hamburg gebürtig ſei, erzählte er mir, daß er

Anno Dreizehn mit dem Corps des Marschalls Davouſt, bei deſſen Truppen er als Capitän geſtanden, auch daſelbſt geweſen ſei. Dann ſprach er mit mir über ſeine Feldzüge, die Kriege der Republik und des Kaiſerreichs, die er mit durchgefochten. Nach dem Sturze des Kaiſers lebte er penſionirt mit ſeiner Enkelin, Louiſon, auf dieſem kleinen Landgute in der Nähe Marſeilles. . . . Während mir der Alte dieß Alles mit franzöſiſcher Geſprächigkeit erzählte, hatte Louiſon ein kleines Tiſchchen gedeckt und lud mich nun ein, zu eſſen. . . .

„Ich hatte aber für Speiſe und Trank keinen Sinn. Mein Auge hing nur an der reizenden Erſcheinung Louiſon's. Denken Sie ſich, Doctor, ein Mädchen mit der Geſtalt einer Hebe, ein Geſicht mit dem zarteſten, weißeſten Teint, leicht angehaucht von roſigem Schimmer, glänzend ſchwarzes Haar, welches einfach geſcheitelt die reine, keuſche Stirn einrahmte, große, dunkle Augen, glänzend von jenem Feuer, welches nur den Frauen des Südens eigen, die anmuthigſte Beweglichkeit und das lieblichſte Geplauder, und Sie haben das Bild von Louiſe Didier.“

Dieſe Schilderung hatte den Kranken ſo aufgeregt, daß ſeine Augen glühten und jede Muskel ſeines Antlitzes bebte ... Er ſtützte den Kopf in die Hand und ſchwieg eine kleine Weile, in die Erinnerungen verſunken, die ihm durch ſeine Erzählung lebendiger denn je vor die Augen traten. Dann ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirn und fuhr fort:

„Unter der Erzählung meines kleinen Abenteuers, Scherzen und unterhaltendem Geplauder war es indeß ſo ſpät geworden, daß an eine Rückkehr in die Stadt nicht mehr gedacht werden konnte.

„„Sie bleiben dieſe Nacht bei uns,““ ſagte der alte Großvater, von ſeinem Seſſel aufſtehend und mir die Hand reichend, „„Jeanette wird Sie in unſer Gaſtzimmer führen. Es iſt einfach, wie man es bei einem alten Soldaten natürlich finden wird, aber nach einem Parforçe-Marſch ſchläft es ſich überall gut. Gute Nacht, mein Herr.““

„„Gute Nacht, mein Herr,““ ſetzte Louiſon ſchelmiſch hinzu, indem ſie den Großvater hinaus geleitete, „„und träumen Sie von dem Schreck, den Ihnen mein Hektor eingejagt.““

Trotz des weichen Bettes, meiner großen Ermüdung und der frischen, duftigen Gardinen, die mein Lager umwallten, konnte ich lange nicht einschlafen, immer und immer trat Louison's reizende Gestalt vor meine Augen; und als ich endlich einschlummerte, verwebte sie sich mit meinen Träumen . . .

Die goldene Herbstsonne strahlte durch die grünen Weinranken in mein Zimmer, als ich erwachte. Im Hause war Alles munter: der alte Winzer, die Magd, Herr Didier, und in dem kleinen Blumengärtchen, dicht unter meinem Fenster, hörte ich Louison's frische, melodische Stimme ein Liedchen trällern das mir seitdem nie wieder aus dem Gedächtniß gekommen.

„Es lautete etwa so:

„Adieu! je crois qu'en cette vie
Je ne te reverrai jamais.
Dieu passe, il t'appelle et m'oublie;
En te perdant je sens que je t'aimais.
Adieu! tu vas faire un beau rêve
Et t'enivrer d'un plaisir dangereux;
Sur ton chemin l'étoile qui se lève
Longtemps encore éblouira tes yeux.
Un jour tu sentiras peut-être
Le prix d'un coeur, qui nous comprend:

Le bien qu'on trouve à le connaître,
Et ce qu'on souffre en le perdant.

„Raſch kleide ich mich an, öffne das Fenſter und erblicke Louiſon, welche Blumen pflückt.

„„Guten Morgen, Mademoiſelle.““

„„Ah, guten Morgen, mein Herr Langſchläfer““, antwortet ſie heiter, „„endlich aufgeſtanden? Das Frühſtück wartet ſchon lange auf Sie.““

„Raſch eilte ich hinab.

„Der alte Herr begrüßte mich freundlich, Louiſon ſcherzte und neckte ſich mit mir ... nie war ich heiterer, glücklicher, als an dieſem Morgen. Doch ich muß endlich aufbrechen, ſo ſehr man mich auch noch zum Bleiben nöthigt, und man entläßt mich endlich nur mit dem Verſprechen: bald wieder zu kommen ...

„Seit dieſem Tage war ich wie umgewandelt. Ich hatte keinen Gefallen mehr an dem wilden Genußleben — ich wurde ein Träumer, ein Einſiedler, für den es nur noch einen Ort auf der ganzen Erde gab, an den er Tag und Nacht dachte und von dem er träumte: das kleine Landhaus im Weinberg.

„Kaum konnte ich den Sonntag erwarten, wo ich wieder zu kommen verſprochen hatte.

„Louiſon, die mich ſchon aus der Ferne erblickt hatte, kam mir hüpfend entgegen.

„„Großpapa ſagt, die Deutſchen ſind Leute von Wort,““ lachte ſie, „„und ich ſehe, er hat Recht.““

„Schweigend ergriff ich ihre Hand und drückte ſie an mein klopfendes Herz. Dunkle Purpurröthe färbte ihr liebliches Geſicht und ſie ſchlug die großen, glänzenden Augen ſchüchtern zu Boden. Eine Minute ſtanden wir ſo ſchweigend da.

„„Großvater wartet in der Laube auf uns““, flüſterte ſie endlich und ſprang, ſich von mir befreiend, fort der Weinlaube zu.

Der Kranke hielt hier inne und bat um einen Tropfen Waſſer. Das Sprechen griff ihn an und ich gab es ihm zu bedenken. Er ſchüttelte leicht das Haupt und flüſterte:

„Ich werde mich kurz faſſen, es iſt auch nur wenig, was ich noch zu ſagen habe.

„Von dieſem Tage an war ich häufiger in dem Landhauſe des Herrn Didier, als in der Comptoirſtube des Herrn Duvant. Ich liebte

Louiſon mit aller Gluth eines friſchen, jugendlichen Herzens und ſie liebte mich wieder mit jenem ſchwärmeriſchen Feuer der erſten Mädchenliebe...

„So vergingen Monat auf Monat und der Frühling mit ſeinem belebenden Odem und ſeinem berauſchenden Blüthenduft kam wieder in's Land! An einem jener duftigen Frühlingsabende ſchwur ich ihr, daß ich ſie von nun an als mein Weib betrachte, wenn auch noch nicht vor den Menſchen, ſo doch vor Gott; ich ſchwur ihr mit theurem, körperlichen Eide, unter Anrufung des allmächtigen Gottes, daß kein anderes Weib als ſie meine angetraute Gattin werden ſolle — — und dieſen Eid, — Herr, — dieſen Eid!“ ſtammelte der Kranke, ſich im Bette aufrichtend, die Hände geſpreizt ausſtreckend, als wolle er ein drohendes Geſpenſt abwehren, „dieſen Eid habe ich gebrochen, ich bin meineidig geworden.“

Die Finger des Unglücklichen faßten dabei krampfhaft nach der Bettdecke und wühlten ſich in dieſe ein, während perlender Angſtſchweiß auf ſeine Stirne trat. Seine Seele war in dieſem Augenblicke eine Beute der qualvollſten Erinnerungen.

Ich ſuchte ihn zu beruhigen und nach und nach gelang es mir auch in Etwas:

Gefaßter fuhr Herr Klaaſen fort:

„Louiſon fühlte ſich Mutter. An demſelben Tag, wo ſie mir dieß Geſtändniß machte, hatte ich einen Brief meines Vaters erhalten, worin derſelbe mich zur ſchleunigen Rückkehr nach Hamburg aufforderte. Zunehmende Kränklichkeit, ſchrieb er, hindere ihn, dem Geſchäfte länger vorzuſtehen, auch habe er eine gute Partie für mich in der ebenſo ſchönen, als reichen Tochter eines Geſchäftsfreundes gefunden, es wäre ſchon Alles in Ordnung und ich möge nur ungeſäumt kommen. Der Eindruck dieſer Mittheilung war ein betäubender. Ich ſtand angewurzelt, mit verglaſtem Auge da und betrachtete dieß armſelige Stück Papier, welches mit einem Mal eine ganze Welt voll Liebe, die Welt zweier glücklichen Herzen zerſtört hatte.

„Aber mein Elend wurde noch entſetzlicher, als ich an dieſem Tage jenes oben erwähnte Geſtändniß Louiſon's empfing. Was ſollte ich thun, wo Rettung finden? Dem Vater ſchreiben, ihm Alles geſtehen und ſeine Vergebung und ſeinen Segen anflehen? Ich war leider nur zu ſehr überzeugt,

daß es fruchtlos gewesen sein würde. Der Vater, ein stolzer und kalter Mann, der gewohnt war, als strenger Patriarch seiner Familie nur seinen Willen als den allein maßgebenden zu betrachten, ertrug nirgends weniger Widerspruch als in der Ausführung von Plänen, die er für das Wohl und den Glanz der Familie für heilsam hielt. Leidenschaften hielt er für Schwächen, und hätte ich ihm mein Herz geöffnet und meinen Willen dahin ausgesprochen, daß ich mich dem seinen nicht füge, er hätte meine Schwäche verachtet und mein Vergehen dadurch bestraft, daß er mich meiner Liebe und meinem Schicksal überlassen hätte. Vor dem Gedanken an diesen unvermeidlichen Bruch schreckte ich zurück; ich, noch so jung, dem das Dasein bisher so sorglos verfloß, sollte heraustreten aus dieser Sicherheit und den Kampf aufnehmen mit den Verhältnissen und der Welt, welche so grausam ist, wenn sie eine Liebe nicht billigt! Zum ersten Mal fühlte ich den ganzen Druck wuchtiger Verhältnisse und unter dem Einfluß dieser Stimmung konnte ich zu keinem Entschluß kommen.

„Briefe auf Briefe, alle zur Abreise drängend,

kamen von Hauſe und noch immer zögerte ich. Da endlich ſchrieb mir mein Vater einen Brief in ſo energiſchen Ausdrücken und ſo voller Vorwürfe über meinen Mangel an kindlichem Gefühl, das mich längſt ihm, dem immer mehr kränkelnden und alternden Vater, hätte zuführen ſollen, daß ich mich endlich entſchloß zu reiſen, in der Hoffnung bald wiederzukehren. Ich wollte meine Kindespflicht erfüllen und hegte die ſchwache Hoffnung, meinen Vater vielleicht in einem günſtigen Moment zu erweichen, im Vertrauen auf die Gewalt eines tief gefühlten Wortes. Ich ſchied von Louiſon und bei dem letzten Händedruck kam eine Wehmuth über mich, als ſei es ein ewiges Scheiden.

„In Hamburg angekommen, lernte ich bald die mir beſtimmte Braut kennen; ſie war ſchön, hinreißend ſchön und ich nahm mehr Intereſſe an ihr, als ich mir ſelbſt zu geſtehen wagte. Meinem Vater ſprach ich von meiner Liebe zu Louiſon Didier, aber nicht von den ſchweren Verpflichtungen, die ich bereits gegen ſie eingegangen hatte; — er lächelte und meinte, ich möge mir darüber keine Sorgen machen, das käme bei den

Absichten, die er mit mir habe, nicht so sehr in Betracht, als ich wohl glaube. Einige Briefe, die ich an Louison geschrieben hatte, blieben unbeantwortet. Dieß war mir unerklärlich; als ich aber eines Tages mit meinem Vater davon sprach, fand er es sehr natürlich und war überzeugt, daß irgend ein braver Mann gekommen sei, das Mädchen heimzuführen und daß sie gewiß längst nicht mehr an mich denke. So unwahrscheinlich sie war, gefiel mir diese Erklärung und es lag viel Beruhigendes für mich darin. Wie ich später erfuhr, hatte mein Vater einen kurzen Brief an Louison geschrieben, in welchem er ihr anzeigte, daß ich mich seinem Wunsche gemäß verlobt habe und sie bat, seine und meine Ruhe nicht durch unnütze Klagen zu stören. Auch stellte er ihr eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung, welche sie jedoch damals nicht erhob.

„Was man wünscht, glaubt man, und ich war so weit gekommen, eine Trennung von Louison zu wünschen. Das Bewußtsein, durch meinen Fehltritt an Louison gefesselt zu sein, war mir oft drückend und das Bild des französischen Mädchens verschwamm immer mehr vor der stolzen

Erſcheinung meiner für mich beſtimmten Braut. Dieſe kam mir mit einer Kälte entgegen, welche mein Intereſſe für ſie nur noch ſteigerte, und je lauer mein Gefühl für das Mädchen ward, deſſen Herz ich beſeſſen hatte, deſto mehr reizte mich die Gewinnung des Mädchens, die nichts für mich zu fühlen ſchien. Niemand freute dieß mehr, als meinen Vater, und er beförderte nach Kräften unſere Annäherung, die von Seiten meiner beſtimmten Braut immer ein paſſives Dulden war. Wie es unter dieſen Umſtänden kam, daß ich mich wirklich mit dem Mädchen verlobte, unter deren Bann ich damals ſtand, wie der erſte Eindruck meiner Jugendliebe ſo raſch verflog, das fragen Sie mich nicht näher. . . . . Ach! mein Herr! man ſagt, daß das Unglück den Menſchen läutere und veredle . . . es mag dieß bei ſtarken Naturen wahr ſein, aber noch mehr, Herr, verwildert es, zumal die ſchwachen, und ich gehöre zu dieſen. . . .

„Der Tag der Trauung kam. Ich ſprach das bindende Ja! mit fieberhafter Heftigkeit, während Eliſe es unter Thränen, faſt ſterbend, hervorhauchte. . . . . Wir kehrten zum Hochzeitsmahle zurück. . . . .

„Da werde ich durch einen Diener hinausgerufen. Ein Postbote überreicht mir einen Brief. Beim ersten Blick erkenne ich die Handschrift Louison's. Ich erbleiche und taumle wie ein Trunkener in ein Nebenzimmer, wo ich mit bebenden Händen den Brief erbreche. . . .

„Dort in jenem Schubfach des Secretärs liegt der Brief. Oeffnen Sie es und lesen Sie ihn."

„Ich that ihm den Willen. Das Papier war zerknittert und vergilbt, die Schrift verblaßt und unsicher, die Buchstaben verwischt, als ob während des Schreibens Thränen darauf gefallen.

„Er lautete ungefähr so:

„Alfred!

„Wenn diese Zeilen in Deine Hände gelangen, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Kummer und Schmerz tödten mich. Um des Kindes willen, das ich unter dem Herzen trage und dessen Geburt ich jeden Augenblick erwarte. vergebe ich Dir, was Du an mir gethan. Nimm Dich des armen kleinen hülflosen Wesens an. Laß es nicht verderben und umkommen in Jammer und Elend. Jeanette, unsere alte, treue Magd, kennt mein unglückseliges Ge-

heimniß, wenn ich sterbe — und ich werde sterbin, ich fühle es — wird sie so lange die Pflegerin des Kindes sein, bis Du Dich seiner annimmst.

„Alfred, Alfred! Ich will am Throne des barmherzigen Gottes für Dich bitten, wenn Du unser Kind nicht verläßt. Mein armer Großvater weiß von Nichts. Er würde Dir fluchen, Alfred, und darum soll er Nichts erfahren.

„Lebe wohl, Alfred, ich vergebe Dir, lebe wohl! auf immer.

Louison D."

Ich hatte den Brief laut vorgelesen, wie es der Kranke ausdrücklich gewünscht.

Während des Lesens löste sich der Krampf, der sein Herz gefaßt hatte, und dieser Mann, dessen Augen vielleicht seit langen, langen Jahren keine Thräne geweint, brach in ein lautes Schluchzen aus.

Ich störte ihn in seinem Schmerze nicht und wartete, bis der erste Ausbruch vorüber war.

Es dauerte lange, bevor der Kranke sich wieder fassen konnte und dann stammelte er mit bebender Stimme:

„Ich komme zum Ende mit dem Bekenntniß meiner Sünde. Als ich den Brief geleſen, ſank ich auf den Seſſel nieder und ſtarrte dumpf vor mich hin. Ich mochte lange, ſehr lange ſo geſeſſen haben, denn plötzlich öffnete ſich die Thür und meine Braut trat herein. Schnell verbarg ich den Brief; doch es war unnöthig, Eliſe hatte ihn nicht bemerkt.

„Sie trat auf mich zu und ſagte: „„Alfred, ich ſuchte Sie.““

„Verwundert über dieſe feierliche Anrede, blickte ich auf und — doch genug, genug,“ unterbrach er ſich ſelbſt, „nur das will ich Ihnen noch ſagen, ich wurde geſtraft, wodurch ich geſündigt. In jener Stunde that mir Eliſe das Geſtändniß, daß ſie ihr Herz bereits verſchenkt und nur aus kindlichem Gehorſam mir ihre Hand gereicht habe; ihr Herz gehörte einem Anderen. Was die Pflicht von ihr fordere, werde ſie erfüllen — mehr könne ſie nicht. Dieß Geſtändniß ſei ſie mir ſchuldig geweſen. Vor dieſem Bekenntniß verflog vollends mein Sinnenrauſch und mein Hochzeitstag war für mich ein Tag des Elends und der Verzweiflung. . . .

„Unſere Ehe war freudenlos. Die einige Jahre ſpäter erfolgte Geburt einer Tochter bewirkte zwar eine größere Annäherung zwiſchen mir und meiner Gattin, aber das beſeligende Gefühl der Liebe konnte ſie uns auch nicht bringen....

„Und das, Herr, das war das Geheimniß, das zwanzig lange Jahre in mir begraben lag; ich habe nichts mehr hinzuzuſetzen. Nur noch eine Bitte, die Sie mir nicht abſchlagen werden.... Von Louiſen und dem Kinde, das ſie von mir unter ihrem Herzen trug, habe ich nie wieder etwas erfahren. Als ich einige Zeit nach Empfang jenes Briefes durch einen Marſeiller Geſchäftsfreund Erkundigungen über die Familie Didier einziehen ließ, ſchrieb man mir, daß der alte Herr Didier geſtorben, Louiſon aber nach dem ſchleunigen Verkauf ihrer kleinen Beſitzung mit der alten Jeanette verſchwunden, aus der Gegend weggezogen ſei. Wohin? wußte Niemand. Auch meine ſpätern Nachforſchungen blieben erfolglos....

„Da ich nun nicht weiß, ob mich Gott wieder von dieſem Lager aufſtehen läßt, ſo will ich wenigſtens in etwas die Sünde, die ich gegen Loui-

ſon und unſer Kind begangen, zu ſühnen ſuchen....

„In dem Schubfach neben dem Brieffach liegen Werthpapiere im Betrag von vierzigtauſend Mark Banco, nehmen Sie dieſelben an ſich, Herr, und verſprechen Sie mir, der Spur des armen Kindes nachzuforſchen und, wenn Sie es gefunden, ihr dieß zuzuſtellen. Geben Sie mir Ihre Hand darauf.“

Ueberraſcht und bewegt von dieſem Vertrauen ſchlug ich ein und ſprach:

„Ich verſpreche es Ihnen.“

Ein Strahl der Freude flog über ſeine düſtern Züge.

„Nun bin ich gefaßt und fühle mich leichter, da ich meine Sünde bekannt habe. Möge Gott nun kommen und meine Seele von mir fordern, ich ſterbe mit Ergebung.“

Er ſprach dieſe Worte mit weicher, gebrochener Stimme, ſeufzte noch einige Mal und ſchlief dann erſchöpft von der Anſtrengung des langen Sprechens ein.

Die Erzählung des Kaufmanns hatte mich tief bewegt und ſinnend über des Geſchickes Wandlungen überraſchte mich das Morgengrauen.

Die erſten, matten Lichtſtreifen eines trüben Wintermorgens ſtahlen ſich durch die ſeidenen Fenſtergardinen und warfen einen fahlen Schein auf die Züge des noch immer ſchlummernden Kranken.

Draußen auf dem Vorſaal regte ſich die Dienerſchaft, ein leichtes Fröſteln flog über meinen Körper, die Natur machte auch bei mir ihr Recht geltend, und nachdem ich den Patienten der Obhut eines alten Dieners übergeben, ſchlich ich ermüdet über den langen Corridor des Hintergebäudes in mein Zimmer.

Ich mochte ungefähr eine Stunde gut geſchlafen haben, als ich durch wilde, grelle Accorde emporgeſcheucht wurde. Es war der Muſiklehrer, mein Stubennachbar, der ſchon am frühen Morgen auf dem Clavier herum phantaſirte und ſich an den wunderlichſten Capricioſo's ergötzte. Aus dem leiſeſten Piano ging er plötzlich zum rauſchendſten Forte über und Freude, Zorn, Schmerz, Unruhe, Sehnen, Schmachten, Ungeduld — mit einem Wort: alle Gefühle, die eine Menſchenbruſt bewegen können, ſprachen.

Zu anderer Zeit würde ich vielleicht mit Auf-

merkſamkeit gelauſcht haben, aber heute, nach zwei ſchlaflos zugebrachten Nächten, war ich durchaus nicht in der Stimmung dazu, und ich wünſchte den Muſiklehrer mit ſeinem Spiel bis an's Ende der Welt. Endlich aber, als das Spiel nicht aufhört und immer toller wird, verliere ich die Geduld, ſpringe aus dem Bett, ziehe meinen Schlafrock an und gehe hinüber zu dem unruhigen Nachbar.

Ich poche an. — Doch da man mir nicht antwortet, vielleicht, weil er das Klopfen nicht hört, trete ich ein. . . .

In dieſem Augenblicke erhebt ſich der Spieler vom Piano und wendet ſich nach mir um.

„Mein Herr," ſpricht er erſtaunt, „wen habe ich die Ehre vor mir —," er verſtummt und tritt einen Schritt zurück.

„Aber das iſt ein ſonderbarer Zufall," rufe ich gleichfalls überraſcht, „entſchuldigen Sie, wenn —"

Ich verſtumme gleichfalls und lache.

Es war auch ein kurioſes Zuſammentreffen. Wir waren Bekannte, d. h. der Muſiklehrer war derſelbe Herr, mit welchem ich am geſtrigen

Morgen an der Esplanaden- und Jungfernstiegecke die unangenehme Carambolage gehabt. . . .

Er faßt sich indessen bald.

„Ich glaube, wir sind uns schon ein Mal begegnet," lächelt er.

„Ich glaube es auch," entgegnete ich gleichfalls lachend und dabei an den Kopf deutend, „unsere Begegnung war zu fühlbar, als daß ich sie schon wieder hätte vergessen können."

„Aber so nehmen Sie doch Platz", unterbricht er mich, einen Haufen Notenblätter vom Stuhl schiebend und sie ohne Umstände auf den Fußboden werfend, „ich vermuthe aus Ihrer Besuchstoilette," und er deutete auf meinen Schlafrock, „daß Sie mein Stubennachbar sind, und da uns das Schicksal auf so seltsame Weise zusammengeführt, so wollen wir uns auch näher kennen lernen."

Er sprach dieß mit vieler Artigkeit, so daß ich nicht umhin konnte, mit gleicher Höflichkeit zu antworten und darüber hatte ich fast die Ursache meines Besuchs bei ihm vergessen. Da ich aber merkte, daß er auf eine Erklärung von meiner Seite wartete, so sagte ich:

„Mich führt ein Anliegen zu Ihnen, deſſen Erfüllung Ihnen vielleicht etwas Ueberwindung koſtet, mir aber äußerſt angenehm ſein würde. Die Bitte beſteht darin, daß Sie Ihre muſikaliſchen Studien eine Stunde ſpäter beginnen und eine Stunde früher endigen.“

Dann theilte ich ihm die nächſte Urſache meiner beiden ſchlafloſen Nächte, die Krankheit des Herrn Klaaſen mit.

Anfänglich hatte er mir lächelnd zugehört; als ich aber den Namen des Herrn Klaaſen genannt, rief er überraſcht:

„Wie, Sie ſind der Arzt, welcher Herrn Klaaſen behandelt?“

Ich erzählte ihm, wie ich zu dieſem Patienten gekommen.

Er hörte mir mit großer Spannung zu und als ich geendet, rief er lebhaft aus:

„Und davon hat mir Mathilde kein Wort geſagt.“

Er hielt erröthend inne, wie es ſchien, ärgerlich über ſich ſelbſt und wie ein Menſch, der ſein eigenes Geheimniß verrathen, und ſtotterte verlegen:

„Ich wollte ſagen, Fräulein Klaaſen. . . . Sie müſſen nämlich wiſſen, mein Herr," ſetzte er verwirrt hinzu, „daß ich dem Fräulein bis vor kurzer Zeit Unterricht in der Muſik ertheilt habe und mich aus dieſem Grunde für die Familie . . ."

Ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrach ihn.

Auf ſein „Herein" trat jene junge Magd, die mich in der vorgeſtrigen Nacht auf der Straße angeſprochen, in's Zimmer. Wie ſie mich erblickte, ſuchte ſie ein Billet, das ſie in der Hand hielt, zu verbergen. Es war zu ſpät, ich wußte genug und wußte nun auch, wer die verſchleierte Dame am Arme des Muſikers geweſen.

Um aber nicht zudringlich zu erſcheinen und die verlegene Situation meines Nachbars nicht noch zu erhöhen, erhob ich mich.

„Sie kennen alſo meine Bitte," ſagte ich, „pauſiren Sie des Morgens ein wenig mit Ihrem Spiel."

Er drückte mir die Hand und ſagte mit leiſer Stimme:

„Ich werde nicht mehr ſpielen . . . aber ich habe auch eine Bitte an Sie."

„Und?“ frug ich, als ich ihn zögern sah.

„Ich möchte im Laufe des Tages mit Ihnen einige Worte ungestört sprechen.“

„Gut. So kommen Sie nach Tisch in den Alsterpavillon, dort werden Sie mich treffen.“

Er dankte lebhaft und ich ging auf mein Zimmer zurück.

Mit dem Morgenschlaf war es übrigens für heute vorbei. Zur Linken trällerte meine schöne, leichtsinnige Nachbarin ein leichtes französisches Liedchen und dabei kamen mir wieder ihre schönen, dunklen Augen in die Erinnerung und ich kam auf ganz wunderliche Gedanken und einen Augenblick malte ich mir ein Bild aus, auf welchem ich meine schöne Nachbarin — als meine Gattin erblickte. Aber es dauerte nur einen Moment.

„Narr!“ sprach ich zu mir selbst, „welcher Gedanke, ein Mädchen, die so hart an der Gränze der Sünde steht, dir als deine Gattin zu denken?“

Trotzdem fuhr es mir wie ein elektrisches Zucken durch alle Glieder, als ich zugleich ein leises Pochen an der Thüre hörte und darauf meine Nachbarin in's Zimmer trat.

„Ihre Verordnung, Herr Doctor,“ plauderte ſie, nachdem wir uns begrüßt, „hat mir vortreffliche Dienſte gethan. Ich habe herrlich geſchlafen und heute Morgen auch kein Kopfweh gehabt.“

„Und Ihr Teint iſt heute auch ſchon friſcher,“ antwortete ich, mit einigem Erſtaunen den roſigen Schimmer betrachtend, der heute die Bläſſe von Melanie's ſchönem Geſicht verdrängt hatte und ſie noch viel reizender erſcheinen ließ.

„Ah! Sie wollen mir Schmeicheleien ſagen,“ lachte Melanie, ſich coquett im gegenüberhängenden Wandſpiegel betrachtend; „es iſt das übrigens hübſch von Ihnen. Ein Arzt muß vor Allem galant gegen die Frauen ſein, dann macht er auch Carrière.“

Ich betrachtete das als eine Art Herausforderung und ſchwieg ärgerlich.

Meine hübſche Nachbarin ſchien das indeſſen nicht zu bemerken. Sie lachte und plauderte fort, und als ich noch immer keine oder nur einſilbige Antworten gab, frug ſie plötzlich:

„Wiſſen Sie auch, warum ich Sie beſucht habe?“

„Sie wünſchen wahrſcheinlich nun die Aufhebung meiner Diätordnung?“

„Falsch gerathen," lachte sie. „Wissen Sie," und sie blickte dabei prüfend um sich, „als ich gestern bei Ihnen war, bemerkte ich, aber Sie nehmen mir das, was ich da sagen will, nicht übel, nicht wahr, mein Herr? Also ich bemerkte gestern früh, daß es in Ihrer kleinen Wirthschaft etwas confus und wie in der verkehrten Welt aussieht. Sie verzeihen mir, daß ich dies sage. Es ist nicht böse gemeint. Die Männer verstehen nun einmal nichts von solchen Dingen. Und da Sie mich von einem Uebel befreit, so ist eine Liebe die andere werth. Ich glaube, die Lateiner nennen das: manus manum lavat. Mit einem Worte; ich werde es mir erlauben, Ihre kleine Wirthschaft ein wenig in Ordnung zu halten."

Sie schwieg.

Ich muß gestehen, der Antrag überraschte mich. Endlich stammelte ich:

„Meine Wirthschaft besorgen? . . . In der That . . . Fräulein Clairon, ich weiß nicht . . ."

„Sie wissen nicht, ob Sie den Comfort der Confusion vorziehen sollen," lachte das übermüthige Mädchen; „o, in der That, das ist

luſtig, das kann nur einem deutſchen Gelehrten paſſiren ...“

Ich war Willens geweſen, das Anerbieten abzulehnen. Aber der lachende Spott Melanie's reizte mich ſo, daß ich entgegnete:

„Wohlan, Fräulein, wenn Sie durchaus meine Intendantin ſein wollen.“

„Richtig! Intendantin,“ lachte ſie, „denn Sie dürfen ſich nicht etwa einbilden, daß ich höchſt eigenhändig Hand anlege, o nein, mein Herr,“ und ſie richtete ſich mit komiſch-ſtolzer Geberde empor, „nur unter meiner Oberaufſicht, von meinem Geiſte beſeelt, ſoll die Umgeſtaltung dieſer polniſchen Wirthſchaft vor ſich gehen.“

Ich lachte und da es Zeit war, meine Patienten zu beſuchen, übergab ich ihr den Zimmerſchlüſſel mit den Worten:

„Hier alſo überreiche ich Ihnen das Zeichen Ihrer neuen Würde.“

„Merci, Monsieur!“ antwortete ſie und flog zum Zimmer hinaus ...

Herr Klaaſen ſchlummerte, als ich in das Zimmer trat, in welchem Mathilde allein am Fenſter ſaß und ſinnend und gedankenvoll die

draußen in der Luft durcheinander wirbelnden Schneeflocken betrachtete. Ich war so leise eingetreten, daß sie mich erst bemerkte, als ich ihr meinen Gruß zuflüsterte.

Sie wendete sich schnell und eine dunkle, verlegene Röthe flog über ihr Gesicht.

Ich ahnte die Ursache, welche diese Röthe auf ihre Wangen trieb, doch war ich zu discret, um ihr auch nur fühlen zu lassen, daß ich ihre Verwirrung bemerkte, und knüpfte ein Gespräch mit ihr über den Zustand ihres Vaters an.

Sie antwortete, aber offenbar zerstreut. Ihre Gedanken waren bei einem anderen Gegenstande.

Plötzlich frug sie mich:

„Sie haben Herrn Driberg gesprochen?“

Der Name war mir fremd. Ich hatte ihn noch nie gehört.

„Ich habe nicht die Ehre, Jemand dieses Namens zu kennen.“

Sie blickte rasch empor.

„Ich glaube aber doch, daß Sie ihn kennen,“ flüsterte sie, „er ist ja Ihr Stubennachbar.“

„Ah! Sie meinen den jungen Musiklehrer,

den kenne ich allerdings, doch wußte ich nicht, daß ſein Name Driberg ſei.“

Es entſtand eine kleine Pauſe.

Das Fräulein ſchien etwas auf dem Herzen zu haben, zögerte aber mit der Sprache darüber.

„Sie waren heute Morgen auf ſeinem Zimmer,“ lispelte ſie endlich.

Sie wußte das jedenfalls von jener jungen Magd.

„Ja, ich war bei ihm,“ entgegnete ich lächelnd, „der Herr hat einen erſtaunlichen Fleiß, er ſpielt vom frühſten Morgen bis in die ſpäte Nacht,“ ein Umſtand, der mir gerade jetzt etwas unangenehm wurde. Meine Bitte, dieß zu unterlaſſen, war der Zweck meines Beſuchs.“

„Und hat er Ihnen . . . bei dieſer Gelegenheit,“ fuhr ſie zögernd fort, „weiter nichts mitgetheilt, keine Aufklärung über Manches gegeben, von dem ich annehmen muß, daß es kein Geheimniß mehr für Sie iſt?“ Und die Röthe reizender Verwirrung brannte wieder hell auf ihren Wangen.

Ich errieth die Abſicht dieſer Worte. Man wollte eine Indiscretion meinerſeits verhüten. Dieſe Vermuthung reizte mich ein wenig.

„Obgleich der Stubennachbar Herrn Driberg's, bin ich doch noch zu wenig mit demſelben bekannt, um ſein Vertrauter ſein zu können.“

Da öffnete ſich die Thüre, Frau Klaaſen trat ein und das Geſpräch nahm eine andere Richtung.

Nach Beendigung meines Beſuchs ging ich nach dem Alſterpavillon.

Eine halbe Stunde ſpäter kam der Muſiklehrer. Er war ſehr aufgeregt und echauffirt.

„Ich komme etwas ſpäter,“ ſagte er, „aber ich wurde durch eine ganz unerwartete Begegnung aufgehalten.“

„Und?“ frug ich geſpannt.

„Haben Sie vielleicht eine Schweſter?“ war ſtatt der Antwort ſeine haſtige Gegenfrage.

„Eine Schweſter — ſogar zwei.“

„Und dieſelben ſind, oder wenigſtens die Eine davon iſt in Hamburg?“

„Bewahre,“ entgegnete ich, ihn verwundert anſehend, „die Eine iſt am Rhein verheirathet und die andere noch im elterlichen Hauſe in Thüringen. Aber in der That, ich begreife nicht . . .“

„Ich glaube es,“ entgegnete er ebenſo haſtig

und aufgeregt wie vorhin, „aber ich will Ihnen Alles erklären. . . .“

Er wischte sich mit dem Taschentuch das glühende Gesicht und fuhr dann fort:

„Wie ich vor einer Stunde etwa ausgehen will und an Ihrer Thüre vorübergehe, ist diese geöffnet. Ich blicke hinein und sehe eine junge Dame in elegantem Morgenkleide darin, die einem Dienstmädchen allerlei häusliche Anordnungen gibt und mit einem kleinen Staubbesen ihre Befehle wie ein General mit dem Commandostab ertheilt. Ich war, da ich wußte, daß Sie Garçon sind, von diesem Anblick so überrascht, daß ich einen Moment stumm und den Hut in der Hand stehen bleibe. Sie erblickt mich. „„Ah!““ ruft sie, „„Sie suchen gewiß den Herrn Doctor Werner.““ „Allerdings,“ stotterte ich . . . „„Er ist ausgegangen, mein Herr,““ lächelt sie und zeigt mir dabei die reizendsten Perlenzähne, „„wollen Sie nicht später wiederkommen?““ Stumm verbeuge ich mich und gehe. Aber nun sagen Sie mir, wer ist dieses wunderbar, zauberisch schöne Weib?“

Die Erscheinung Melanie's hatte offenbar einen

äußerſt lebhaften Eindruck auf die leicht entzündlichen Sinne des jungen Muſiklehrers gemacht. Seine leidenſchaftliche Aufregung, die Haſt ſeiner Fragen, Alles zeigte mir, daß jetzt nicht Mathilde, ſondern Melanie ſein Weſen erfüllte. Indeſſen hatte ich auch keinen Grund, ihm die Entſtehung meiner Bekanntſchaft mit dem intereſſanten Mädchen, das ſie jedenfalls war, zu verheimlichen und ſo erzählte ich ihm denn dieſelbe und theilte ihm zugleich mit, daß ſie unſere Stubennachbarin ſei.

Bei dieſer Mittheilung ſprang er wie elektriſirt von ſeinem Sitze empor:

„Unſere Stubennachbarin, und ich blinder Menſch habe das reizende Geſchöpf noch nicht bemerkt. Wo hatte ich denn meine Augen!“

„Sie waren“, lächelte ich, „wahrſcheinlich zu ſehr mit dem reizenden Bild einer Anderen beſchäftigt, ſo daß ſie nicht Zeit hatten, ſich links oder rechts umzuſehen.“

Dieſe leiſe Erinnerung brachte ihm den Grund ſeines Daſeins und den eigentlichen Zweck ſeiner Unterredung wieder in's Gedächtniß.

Er erröthete, huſtete verlegen und fuhr ruhiger fort:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mich daran erinnert. Bevor ich jedoch zu diesem Gegenstande selbst übergehen kann, muß ich Ihnen einige Bemerkungen über meine persönlichen Verhältnisse mittheilen. . . . Ich bin aus Süddeutschland und studirte in Prag auf dem Conservatorium. Der plötzliche Tod meines Vaters und das Aufhören aller Unterstützungen bewogen oder nöthigten mich vielmehr, mein Studium zu verlassen und eine Stellung als Musiklehrer zu suchen. Ich kam nach Hamburg. Eine hiesige Musikalienhandlung hatte einige von mir componirte Kleinigkeiten, die Anklang fanden, verlegt. Mein Verleger, dem meine bedrängte Lage, meine Baarschaft war bis auf einige Mark aufgezehrt, zu Herzen ging, verschaffte mir mehrere Schüler und Schülerinnen aus vornehmen Häusern. So kam ich auch in das Haus des Herrn Klaasen. Mathilde wurde meine Schülerin — und meine eifrigste, talentvollste Schülerin. Aber die Musik ist ein gefährlicher Zauber für zwei junge Herzen. Bei dem Spiel von Beethoven's Symphonien, von Mozart's Opern entflammten sich unsere Herzen. Wenn unsere Hände sich zufällig berührten, mich

ein Hauch ihres Odems traf oder eine Locke ihres Hauptes meine Stirn ſtreifte, zuckte es glühend durch meine Nerven und bald war aus dem Lehrer und der Schülerin ein Paar Liebende. O, wir waren glücklich, recht glücklich! Aber das Glück iſt ſo wandelbar, ſo trügeriſch, wie der Schaum auf der Welle. Mathildens Eltern entdeckten nur zu bald unſer Verhältniß. Es kam zu einer heftigen Scene. Während Mathildens Mutter uns vertheidigte, war Herr Klaaſen außer ſich. Er kündigte mir ſofort den Unterricht und erſuchte mich, ſein Haus fortan zu meiden. Außer mir, verließ ich ihn. Bei meiner Rückkehr in mein Logis fand ich ein Billet von ihm, worin er ſein Verlangen wiederholte, und das Honorar für die Stunden vor. Ich will es nicht verſuchen, Ihnen meinen Zuſtand zu ſchildern. . . . Ich tobte, ich raſte wie ein Wüthender. Stolz, Liebe, beleidigtes Ehrgefühl, Zorn, Rache, Alles wüthete in mir. Am folgenden Morgen erhielt ich ein Billet von Mathilde. Sie gab mir darin ein Rendez-vous. Es war gegen Abend in der Nähe des Alſterbaſſins. Das arme Mädchen betheuerte mir ihre Liebe, ihre Treue, daß ſie mich ewig lieben, ja

mit mir fliehen wolle. Ach! mein Herr, wir Menſchen ſind ſehr ſchwache Geſchöpfe und wir Künſtler ſehr veränderlicher und beweglicher Natur. In dem Augenblick, wo mir Mathilde jenen Vorſchlag zur Flucht machte, trat aller Jammer, alles Elend, das ich in Hamburg im Anfang meines Daſeins erduldet, vor meine Augen. Ich ſollte fliehen, mit ihr, mit einem Mädchen, erzogen in Glanz und Wohlleben, ich, der arme Künſtler, der nichts als ſein Talent beſitzt! Ich ſah in dieſem Augenblick durch eine jener ſonderbaren Eingebungen, die kommen, ohne daß man ſich über ihr Entſtehen Rechenſchaft ablegen kann, die Zukunft in den düſterſten Farben. Ein junges, weinendes Weib, ein blaſſes, krankes Kind, eine Dachſtube, kahl und kalt, ohne Brod und Holz, mich ſelbſt elend, verzweifelt! Ich lehnte dieß Anerbieten Mathildens, welches aus einem ihr eignen romantiſchen ſchwärmeriſchen Zug entſprungen, entſchieden ab. Ich ſchilderte ihr das Thörichte ſolchen Beginnens. Sie weinte, aber ſie gab mir Recht. So trennten wir uns, mit dem Verſprechen, uns am nächſten Tag an derſelben Stelle wieder zu treffen."

Er ſchwieg und ſtrich ſich die ſchwarzen Locken aus der bleichen Stirn, während ſeine dunklen Augen glühten.

„Wenige Tage ſpäter," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „trat jenes Ereigniß ein, welches Herrn Klaaſen auf's Krankenlager warf. Es war großes Souper bei Herrn Klaaſen zur Feier von Mathildens Geburtstag. . . .

Ihr Vater war ungemein heiter und aufgeregt und machte eine Menge Scherze, wie dieß ſonſt gar nicht ſeine Gewohnheit iſt. So frug er auch Mathilde, ob ſie nicht glaube, daß es nun bald Zeit für ſie werde, unter die Haube zu kommen. . . .

„„Wenn es der Rechte iſt . . ." " hatte Mathilde lächelnd geantwortet.

„„Ich glaube faſt, daß es der Rechte," " entgegnete Herr Klaaſen und nannte dabei den Namen eines jungen Kaufmanns, der ſich ſeit einiger Zeit, wie wohl vergeblich, um Mathildens Gunſt beworben.

„„Sie täuſchen ſich, mein Vater," " entgegnete Mathilde, „„ich werde niemals die Gattin dieſes Mannes werden." "

„Dieſe Antwort und die Scene, welche ihr

folgte, war die Urſache von jenem Schlag-anfall."

Der junge Muſiklehrer hatte geendet.

Ich hatte mich alſo nicht geirrt, wenn ich eine Gemüthsaffection, eine heftige Alteration als die Krankheitsurſache angenommen. Und auch jener Familienzwieſpalt, den ich an dem Abend ſchon bemerkt, war vorhanden. . . .

Wir brachen auf, ein Jeder ſeinem Beruf nachgehend.

Als ich am Abend in meine Wohnung zurück-kehrte, erkannte ich mein Zimmer kaum wieder. Es war wie durch die Hand einer Fee verwan-delt. Alle Möbel glänzten in ſpiegelglatter Helle, friſche Gardinen umwallten die Fenſter, Blumen-ſträuße ſtanden in Vaſen auf Spiegeltiſch und Schreibtiſch, und ein würziger, aromatiſcher Duft durchzog das Gemach, in deſſen Ofen ein helles Feuer kniſterte.

Noch in ſtummer Betrachtung und behag-lichem Erſtaunen über dieſe Metamorphoſe meiner Junggeſellenwohnung verſunken, werde ich durch ein leiſes Klopfen darin geſtört. Ich kenne dieß Klopfen . . . es war Melanie.

Nach flüchtigem Gruß, den sie mir zugenickt, und nach einem flüchtigen Rundblick im Zimmer lächelte sie.

„Nun, mein Herr, sind Sie mit Ihrer Intendantin zufrieden?“

„Intendantin! sagen Sie: Fee, Zauberin. Mit all meiner Gelehrsamkeit würde ich nie im Stande gewesen sein, etwas Aehnliches zu vollbringen.“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ lachte sie. „Die Männer sind so einseitig, so ungeschickt, wie große Kinder. . . . In dergleichen Dingen, notabene,“ setzte sie hinzu.

Sie schwieg einen Augenblick, indem sie sinnend in das Feuer des Ofens blickte. Plötzlich richtete sie den Kopf empor und frug mich:

„Mein Herr, was denken Sie von mir?“

Diese Frage kam mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich erwidern sollte. . . . Sie ließ mir indessen auch keine Zeit dazu.

„Sie halten mich höchst wahrscheinlich,“ fuhr sie in einem Tone, den ich bisher noch nie von ihr gehört, fort, „für ein sehr leichtsinniges, unbedachtsames Mädchen. Vielleicht mögen Sie auch

Recht haben, aber ich bitte Sie, mein Herr, halten Sie mich nicht für schlecht — wenn ich fehlte, geschah es gewiß nicht aus Hang zur Sünde — aber die Geschicke, unter denen der Mensch zu leiden hat, sind oft so sonderbar ..."

In diesen Worten sollte eine Rechtfertigung ihres Benehmens mir gegenüber liegen. Aber wie kam sie dazu, was ging ich ihr an, was konnte sie dazu bewegen, mir gegenüber, dem weltfremden Manne, der ich doch im Grunde für sie war....

Sie errieth meine Gedanken.

„Ich erscheine Ihnen sonderbar, räthselhaft vielleicht, aber hören Sie, mein Herr, und dann urtheilen Sie.... Doch das läßt sich nicht so im Flug mittheilen. Werden Sie es verschmähen, mit mir eine Tasse Thee auf meinem Zimmer zu trinken?"

Und als sie sah, daß ich mit der Antwort zögerte, setzte sie rasch hinzu:

„Sie brauchen nicht zu fürchten, mit irgend Jemand dort zusammen zu treffen, ich werde heute keinen Besuch bekommen. Wir werden ganz allein und ungestört sein."

Mein Intereſſe an dem ſonderbaren, ſchönen Mädchen und ein mir ſelbſt noch unklares Gefühl der Theilnahme ließen mich ſchließlich die Einladung annehmen.

Ein heller Strahl der Freude brach aus ihren ſchönen Augen und leicht, wie eine Gazelle, hüpfte ſie mir voran.

Bei dem Eintritt in ihre Wohnung, die aus zwei Pieçen, einem Beſuchs- und Schlafzimmer beſtand, war ich überraſcht von der eleganten, geſchmackvollen, ja faſt edlen Einfachheit der Ausſtattung.

Melanie's Aufwarte-Mädchen ſervirte uns und nachdem der kleine Tiſch in Ordnung und der Theekeſſel heimlich ſummend vor uns ſtand und wir allein, begann Melanie zu erzählen:

„Es wird Ihnen Alles das, was ich Ihnen mittheilen werde, mein Herr, eine Mittheilung, wozu mich ein unerklärlicher innerer Drang treibt, etwas unwahrſcheinlich, romanhaft erſcheinen, aber Sie dürfen verſichert ſein, daß kein Wort der Lüge meine Lippen beflecken wird. . . .“

Ich neigte ſtumm das Haupt und das Mädchen fuhr fort:

„Meine Mutter habe ich nie gekannt, eben so wenig meinen Vater . . . von meiner ersten Jugend weiß ich überhaupt nur so viel, daß ich in einem kleinen Landhäuschen unweit Straßburgs von einer alten Frau, die Jeanetton hieß, erzogen wurde. Eines Tags — ich mochte vielleicht vier Jahre alt sein — rollte ein Wagen vor unser Haus, zwei Damen stiegen aus und traten in unsere Wohnung. Den Tag darauf verließ ich in Begleitung Jeanette's und der beiden Damen, die ich Tanten nennen sollte, das kleine Landhaus. Die beiden Damen waren, wie ich später erfuhr, jüngere Schwestern meines Großvaters. Uebrigens waren sie selbst nicht mehr jung, sondern schon gegen fünfzig Jahre. . . . Sie wohnten in der Schweiz, in Basel, und besaßen ein ziemlich beträchtliches Vermögen. Sie waren Beide unverheirathet und betrachteten mich als ihr Adoptivkind. Als ich älter wurde, frug ich oft, wie es die andern Kinder thaten, mit denen ich in einer Pension war, wo wir gemeinschaftlichen Unterricht genossen, nach meiner Mutter und meinem Vater; aber jedes Mal, wenn ich auf diesen Punkt zu sprechen kam, ge-

boten mir meine Tanten, die mir ſonſt Alles zu Gefallen thaten, zu ſchweigen. Aus welchem Grund ſie dies thaten, habe ich damals nie erfahren können. Erſt ſpäter ſollte es mir klar werden. Ich war vierzehn Jahre alt, als meine beiden Großtanten kurz hintereinander ſtarben. In ihrem Teſtament hatten ſie mich zur Univerſalerbin ihres Vermögens, vielleicht im Betrag von einigen achtzigtauſend Francs, eingeſetzt. Mein Vormund war ein alter Advocat, der ſich wenig um meine perſönlichen Verhältniſſe, ſondern nur um die Verwaltung meines Vermögens kümmerte. Ich lebte in dem Hauſe meiner Tanten, mit meiner alten Jeanette, die das Hausweſen beſorgte. . . . . Allein, mir ſelbſt überlaſſen, vollſtändige Herrin meines Thun und Laſſens, gab ich mich ganz meinen Neigungen hin. . . . . Ich ſtudirte Muſik, ging in's Theater und in Concerte und las alle Romane, die mir in die Hände fielen. Mein Geiſt wurde ſo mit einer Menge romantiſcher Ideen und meine Phantaſie mit phantaſtiſchen Bildern angefüllt, die mich das mich umgebende, alltägliche Leben allmälig ſo trivial und unausſtehlich finden ließen, daß ich

ihm zu entfliehen beſchloß. . . . . Mein Vormund ließ mir ein reichliches Taſchengeld zukommen und ich hatte mir auf dieſe Weiſe einige tauſend Francs erſpart. Eines Morgens, ich war gerade achtzehn Jahre alt, küſſe ich meine alte Jeanette, der ich ſage, daß ich einige Freundinnen aus der Penſion in Straßburg beſuchen wolle, laſſe meine Koffer auf die Poſt tragen und fahre in die weite Welt. Außer jenen zweitauſend Francs und einiger Garderobe nahm ich nichts mit, als ein kleines Päckchen Schriften, welches mir meine letztverſtorbene Tante auf ihrem Sterbebette übergeben, nachdem ſie mir das Verſprechen abgenommen, es nicht eher zu öffnen, als bis ich achtzehn Jahre ſein würde. . . . . Ich reiſte zuerſt nach Paris, dieſer wunderbaren Stadt, von deren Beſchreibung meine Seele mit glänzenden Bildern erfüllt war. . . . Ich führte in der Seineſtadt ein wunderliches, ſeltſames Leben. Als mein Geld zu Ende ging, gelang es mir, an einem Theater engagirt zu werden. Ich hatte, ich darf es wohl ſagen, natürliche Anlagen, einige Routine eignete ich mir bald an und in wenigen Wochen war ich an dieſem Boulevard-

Theater der Liebling des Publikums. Aber ich ſollte nicht lange in dieſer Stellung bleiben. Der Director des Theaters machte mir nichtswürdige Anträge und als ich dieſelben zurückwies, gab er mir meine Entlaſſung. Es wäre mir vielleicht ſehr leicht geworden an einem andern Theater ein neues Engagement zu erhalten, allein ich war des Pariſer Lebens und Treibens müde. . . . . Dazu beſtimmte mich noch ein anderer Grund, dieſe Stadt zu verlaſſen. . . . . Eines Abends, als ich in Erinnerungen verſunken an meinem Schreibpult ſaß, fiel mir jenes Paquet, von welchem ich vorhin ſprach, in die Hände. Eine plötzliche, fieberhafte Begier, den Inhalt deſſelben kennen zu lernen, befiel mich, mit zitternden Händen öffnete ich es und fand darin einen umfangreichen Brief meiner Mutter, meiner armen Mutter, die ich nie gekannt, nebſt einem Medaillon und einer Locke ihres Haares. . . . ."

Melanie hielt hier auf's Tiefſte bewegt inne und ich ſah eine Thräne in ihrem Auge ſchimmern.

Ich ergriff, bebend voll innerer Bewegung, ihre Hand, die ich innig drückte, und ſuchte ſie

durch einige Worte zu beruhigen. . . . . Sie faßte sich. . . . .

„Ich las in dem Brief meiner Mutter," fuhr Melanie mit leiser, trauriger Stimme fort, „eine Geschichte, wie sie nur zu oft passirt . . . . ein junger Deutscher hatte sie kennen gelernt, verführt und verlassen . . . ."

Bei diesen Worten stieg plötzlich in mir eine dunkle Ahnung, die aber mit jedem Augenblick eine bestimmtere Gestalt annahm, empor.

„Wer war der junge Deutsche, kennen Sie seinen Namen?" Diese Frage stieß ich in hastiger Schnelle hervor.

Melanie deutete mein Interesse anders. Sie hielt es für reines Mitgefühl.

„Der Verführer meiner Mutter war aus dieser Stadt."

„Aus Hamburg?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und sein Name?" frug ich, kaum fähig, meine Aufregung zu bemeistern.

„Seinen Namen kenne ich nicht . . . meine arme Mutter erwähnte ihn nur ein einziges Mal in ihrem Briefe, und die Stelle, wo er steht, ist

verwiſcht und unleſerlich. Vielleicht von ein Paar Thränen, die darauf fielen, als ſie ihn niederſchrieb . . .“

„Und der Name Ihrer Mutter . . . iſt er auch der Ihrige?“

Melanie ſchüttelte leiſe das Haupt.

„Ich heiße Clairon, nach dem Namen meiner Tanten, . . . der Name meiner Mutter war Louiſe Didier. . . . Aber, mein Gott, was iſt Ihnen, Herr Doctor, Sie erbleichen, ſind Sie denn unwohl?“

„Nein, nein, . . . es iſt Nichts, . . . ich habe mich heute etwas mehr als gewöhnlich angeſtrengt . . . ein vorübergehendes Unwohlſein. . . . Bitte, gießen Sie mir ein wenig Rothwein in den Thee. . . . So es iſt genug.“

So hatte mich meine Ahnung nicht getäuſcht, ich hatte in Melanie Clairon jenes Kind der armen, verlaſſenen Louiſe Didier gefunden, jenes Kind, für welches ich eine Summe von einigen vierzigtauſend Mark anvertraut erhalten.

Dieſe Eindrücke ſtürmten ſo gewaltig auf mich ein, daß ich nur mit aller Anſtrengung meine innere Aufregung vor Melanie's forſchenden Blicken verbergen konnte.

„Erzählen Sie weiter," bat ich endlich.

Melanie fuhr fort:

„Ich ging also nach Hamburg. . . . Von Köln aus hatte ich an meinen Vormund geschrieben und ihn um etwas Geld gebeten. Er sendete mir einen Wechsel, hinreichend, meine Bedürfnisse für längere Zeit vollkommen zu decken. Es sind nun drei Monate, daß ich hier bin. Ich habe sehr viele Bekanntschaften gemacht, besonders die von Künstlern und Künstlerinnen, und ich muß gestehen, daß ich allmälig Gefallen an diesem freien, ungebundenen Leben gefunden. . . ."

Mir fielen die Abendgesellschaften meiner Nachbarin ein und ein dunkler Schatten fiel bei dieser Erinnerung auf die reizende, glänzende Erscheinung Melanie's.

„Und Sie finden noch Gefallen daran?" frug ich leise.

Sie antwortete mir nicht sogleich; eine leichte Wolke verdüsterte ihre reizende Stirne.

„Es ist vorbei," murmelte sie, „noch vor einigen Tagen sog ich mit voller Wonne diesen Athem der Luft, der Freiheit, der um mich wehte, ein, — jetzt ekelt mich die Vergangenheit an,

ich fühle eine Leere, eine Nichtigkeit, die mir diese Ungebundenheit zuwider macht!“

Ein lebhaftes Gefühl der Freude zog bei diesen Worten durch mein Herz.

Das Mädchen war eine phantastische, seltsame Natur. Sie hatte ein Leben geführt, wie jene Frauen, die uns hie und da in einigen Romanen der Georges Sand begegnen, aber trotzdem glaubte ich nicht, daß sie gesunken, daß sie gefallen sei auf dem schlüpfrigen, abschüssigen Wege, den sie gewandelt.

Aber sollte ich ihr nun das Geheimniß ihrer Geburt enthüllen, sollte ich sie dem Vater zuführen, den sie suchte, sollte ich dem Manne, der mir in einem Augenblick, wo er zwischen Tod und Leben schwebte, die Schuld seiner Jugend gebeichtet, die Tochter seiner ersten Liebe, die Tochter Louison's zuführen? Meine Gedanken waren so mit diesen Ideen beschäftigt, daß ich fühlte, wie ich mich verrathen würde, wenn ich noch länger bleiben würde. Um nicht ihren Argwohn zu erregen, erheuchelte ich ein wiederkehrendes Unwohlsein.

„Sie dürfen versichert sein, mein Fräulein,“

ſprach ich, mich erhebend und ihr die Hand zum Abſchied reichend, „daß Sie Ihr Vertrauen einem Manne geſchenkt, der keinen Mißbrauch damit treiben und der Alles aufbieten wird, Ihnen mit Rath und That zur Seite zu ſtehen.“

Eine Thräne ſchimmerte in ihren Augen, als ſie mir dankend die Hand drückte, und indem ſie ſich raſch abwendete, um ihre Gefühlswallung zu verbergen, ſah ich, wie ſie raſch mit dem Taſchentuch über die feuchten Augen ſtrich.

Als ich allein auf meinem Zimmer war, wog und prüfte ich die überraſchenden Mittheilungen, die mir in den letzten Tagen geworden. So ſehr es mich auch drängte, dem ſchwer belaſteten Gemüth des Herrn Klaaſen durch die Mittheilung, daß ich ſeine Tochter aufgefunden, Beruhigung zu bringen, ſo mußte ich doch einige Vorſicht dabei beobachten. Denn eine übereilte Handlungsweiſe meinerſeits konnte den Zwieſpalt, der ohnedieß in der Klaaſen'ſchen Familie vorhanden, zu einem unheilbaren machen. . . .

Noch in Gedanken darüber ſaß ich in meinem Lehnſeſſel, als ich Schritte den Corridor hinunter

ltern hörte, wie von einem Menſchen, der eilig

tappend ſich in der Dunkelheit nicht zu orientiren weiß.

Ich öffne die Thür.

Athemlos ſteht ein Briefträger vor mir.

Herrn Dr. med. Werner, Hamburg, Gänſemarkt Nr. 21 im Hintergebäude, expreß," keucht er, indem er mir einen ſchwarz verſiegelten Brief reicht. . . . .

Eine dunkle Ahnung läßt mein Herz ſich zuſammenziehen; mit zitternden Händen breche ich das Siegel des Briefes, der die Handſchrift einer meiner Schweſtern trug und leſe die Kunde von dem plötzlich und unvermuthet erfolgten Tode meines Vaters. Ein Schlagfluß hatte ihn dahin gerafft.

Allein, eine Beute des herbſten Schmerzes, ohne männlichen Beiſtand und Troſt, bat mich meine jüngſte Schweſter, ſofort nach Hauſe zu reiſen.

Es war ſpät am Abend, in der eilften Stunde, als ich die Trauerbotſchaft empfing.

Mit haſtiger Eile packte ich das Nothwendigſte zuſammen, ſchrieb mehrere unumgänglich nöthige Briefe, darunter einen an Frau Klaaſen, worin

ich ihr den Grund meiner plötzlichen Abreise mittheilte und zugleich die Versicherung gab, in acht Tagen zurückzukehren, und suchte dann eine Stunde zu ruhen. Aber der Schlummer floh mein Lager und als es früh fünf Uhr war, verließ ich mit dem ersten Schnellzug Hamburg.

Ich will schnell über diese Episode meiner Erzählung hinweggehen.

Genug, wenn ich sage, daß eine Menge Umstände und Verhältnisse meinen Aufenthalt in der Heimath verzögerten, länger verzögerten, als ich gehofft. . . . .

Es war am Sylvesterabend, als ich wieder in Hamburg eintraf. . . .

Es dunkelte bereits, als ich aus dem Coupé stieg, um vom Berliner Bahnhof mit einer Droschke in meine Wohnung auf den Gänsemarkt zu fahren. . . .

Mit seltsam bewegten Gefühlen hielt ich vor dem Hause, in dessen vorderem Stockwerk, wo Klaasen wohnte, die ganze Zimmerreihe hell erleuchtet war.

Giebt man hier ein Fest?" frug ich mich, „vielleicht zur Genesungsfeier des Herr Klaasen?"

Ich ſtieg zur Treppe hinauf, nachdem ich den Hausmann aus ſeiner Wohnung geklingelt. Er holte mich noch auf der Stiege ein ...

„Sie kommen gerade noch zur rechten Zeit, um zur Redoute vorne," und er deutete mit dem Finger auf die Wohnung des Kaufherrn, „gehen zu können."

„Zur Redoute?" frug ich erſtaunt, „iſt Herr Klaaſen denn ſchon ſo weit wieder hergeſtellt, um Feſte geben zu können?"

„O ja, er iſt wieder ſo ziemlich auf den Beinen, aber das Feſt von heute hat eine ganz beſondere Urſache."

Und er ziſchelte mir etwas in's Ohr.

„Wie? Was? Fräulein Klaaſen feiert ihre Verlobung.... Es iſt nicht möglich!"

Der Portier nickte ſchmunzelnd und ſich pfiffig die Hände reibend, ſagte er:

„Es iſt doch ſo, Herr Doctor ... ja, ja, wir kriegen Hochzeit in's Haus."

„Und mit wem?" frug ich noch immer in ſtaunender Verwunderung.

Der Portier nannte den Namen des jungen Kaufmannes, der ſich um Mathildens Gunſt be-

worden, von dieser indeß stets zurückgewiesen worden war.

Was mußte hier während meiner Abwesenheit geschehen, welche mächtige Verwandlung mit Mathildens Gefühlen vorgegangen sein. . . . Oder hatte der Vater ihren Willen gebrochen und den seinigen durchgesetzt? Liebte Mathilde Driberg nicht mehr, oder was war sonst geschehen?

Alle diese Fragen durchkreuzten mein Gehirn, ohne daß ich eine befriedigende Antwort darauf erhalten konnte.

Der Hausmann schloß mein Zimmer auf und steckte mir Licht an.

„Apropos," sagte er im Augenblick, als er gehen wollte, „das Beste hätte ich beinahe vergessen — hier ist auch eine Einladung für Sie, dieselbe liegt bereits schon seit gestern früh bei mir."

„Es ist gut . . . ich danke Ihnen, Sie können gehen."

Ich war allein.

Rasch brach ich das Billet auf. Es enthielt eine Verlobungskarte mit den Namen „Mathilde Klaasen und Arthur Paulsen," und eine Einladung zu der Sylvester-Fête.

„Ich muß noch heute im Klaren darüber sein,“ murmelte ich und setzte rasch meine Toilette für den Abend in Stand.

Da nur in Domino oder Maske der Zutritt gestattet, wie auf der Einladung bemerkt, so war ich im Begriff, zu einem Dominoverleiher zu gehen, als meine Thür geöffnet wurde und mit den Worten:

„Endlich sind Sie da! endlich höre ich die Stimme eines Freundes,“ bleich, verstört, mit den Geberden eines Wahnsinnigen Driberg herein stürzte.

„Um Gotteswillen! was giebt es? — was ist Ihnen?“

„Verloren — Verloren . . . Alles verloren!“ stöhnte er und sank, die Hände vor's Gesicht schlagend, in einen Sessel.

„Fassen Sie sich, Driberg, sein Sie ein Mann und tragen Sie Ihr Geschick als ein Mann. — Wie ist dies Alles gekommen?“

„Durch eigene Schuld,“ murmelte er dumpf und starrte verzweifelt vor sich hin.

Ich schwieg, um ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

Nach einer Weile war er auch soweit gefaßt, daß er zusammenhängender sprechen konnte.

„Sie haben den Eindruck bemerkt," sprach er mit dumpfer klangloser Stimme, „welchen an jenem Nachmittag Melanie Clairon," und ein Zittern flog bei Nennung dieses Namens über seinen Körper, während seine Stimme bebte, „auf mich machte . . . Dieses Mädchen übte von diesem Augenblicke an einen Zauber auf mich aus, von dem ich mich vergebens zu befreien suchte. Ihre Erscheinung verfolgte mich bei Tag und Nacht, und wenn sie auch nicht das Bild Mathildens aus meinem Herzen drängen konnte, so trat es doch in den Hintergrund vor dem Melanie's . . ."

Er hielt inne und fuhr sich mit schmerzlicher Geberde über die Stirne.

Ich betrachtete ihn nicht ohne Theilnahme, obwohl ich mir sagen mußte, daß ich bei dem exaltirten Wesen des Musiklehrers eine solche Entwicklung, wie ich sie nun ahnte und wie sie auch wirklich stattgefunden, voraus gesehen.

In seiner Aufgeregtheit sprach Driberg nach einer kurzen Pause weiter:

„Oh, daß ich sie doch nie, nie gesehen hätte!

Das Blut brannte mir in den Adern, wenn ich an sie dachte, und mein ganzes Wesen gerieth in fieberhafte Gährung, wenn ich sie erblickte.... Ich suchte jede Gelegenheit auf, mit ihr zusammen zu treffen, ich wurde zudringlich, ich verfolgte sie auf jedem Schritt und Tritt. Sie mußte endlich meine Nachstellungen bemerken. Aber nun, nun, Herr, beginnt meine Strafe für meine Untreue, die ich an Mathilden geübt, an ihr, die mich mit solcher Treue, mit solcher uneigennützigen, selbstvergessenen Hingebung liebte, wie es nur ein edles Frauenherz vermag. Melanie blieb kalt, gleichgültig gegen meine Aufmerksamkeiten, gegen meine Huldigungen. Sie spottete darüber und nannte mich einen Narren. Oh, welche entsetzliche Qualen habe ich in diesen wenigen Wochen, wo Sie fern von Hamburg waren, ausgestanden. Der Dämon der Eifersucht zerkrallte mein Herz, er peitschte mein Blut wild durch die Adern, daß es mich wie mit Brennesseln stach, er ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe.... Und sie, sie, die mir alle diese Qualen verursachte, sie lachte und spottete darüber, sie lachte mir in's Gesicht und nannte mich einen bleichsüchtigen Werther....

Oh, Herr, dieſes Mädchen, dieſes Weib, dieſer Dämon hat kein Gefühl, kein Erbarmen, kein Herz —"

„Für Sie vielleicht nur nicht," fiel ich ernſt ein, „und vielleicht iſt ſie deßhalb nicht zu ſehr zu verdammen. Fräulein Clairon wird es nicht unbekannt ſein, daß ſie mit Fräulein Klaaſen ein Verhältniß haben — denn Sie wiſſen, die Frauen haben darin einen großen Scharfblick — und wie ſoll ſie dem Manne trauen und glauben können, der ſo ſchnell ſeine Schwüre und die Treue, die er gelobt, vergißt, um ſie einer Andern darzubringen?"

„Sie haben Recht," murmelte er, „aber ich bitte Sie, ſeien Sie nicht unbarmherzig . . . bin ich doch ohnedieß ſchon ſo hart geſtraft. . . . Mathilde mußte irgendwie meine Beziehung zu Melanie erfahren haben. — Sie wurde argwöhniſch, mißtrauiſch. Sie ließ mich beobachten, ſie erfuhr, daß ich mit Melanie in einem Concert der Tonhalle geweſen — und ich ſchwöre Ihnen, mein Herr, dießmal war es ein zufälliges Zuſammentreffen — aber ſie, das liebende Mädchen, glaubte ſich getäuſcht, verrathen, hintergangen. — Sie

ſchrieb mir einen Brief, o einen Brief, in dem jedes Wort ein Dolchſtoß für mich war, und am andern Tag war ſie die Verlobte des Herrn Arthur Paulſen.“

Er ſchwieg, indem er erſchöpft den Kopf auf die Bruſt ſinken ließ.

Sein Schmerz, obwohl er ihn ſelbſt verſchuldet durch ſein leichtſinniges, frivoles Spiel, das er mit ſich und ſeiner Liebe getrieben, — denn die Neigung zu Melanie war nichts als ein auflodernder Sinnenrauſch geweſen — ſein Schmerz, ich wiederhole es, rührte mich.

„Fügen Sie ſich in das Unvermeidliche,“ ſprach ich zu ihm, „und tragen Sie dieſen Verluſt wie ein Mann. Zeigen Sie ſich wenigſtens nicht als ein jammernder Feigling, der ſich zum Geſpött des großen Haufens durch unwürdige Klagen macht. Werden Sie hart hier drinnen.“ Und ich klopfte dabei auf ſeine Bruſt.

Es waren ſcharfe, bittere Worte, die ich zu ihm ſprach; aber ſie waren nothwendig, wie jene äußerſten Hülfsmittel unſerer Kunſt in verzweifelten Fällen: das Meſſer und das Feuer. . . .

Er richtete ſich empor, mühſam, mit Anſtren-

gung, aber er ſuchte doch Faſſung und Haltung zu gewinnen.

„Sie haben Recht,“ redete er mit tonloſer, aber gefaßter Stimme, „ich werde aufhören zu klagen und zu jammern, ich will mich nicht zum Geſpötte der Gaffer und Lacher machen, — ich werde keine Memme ſein. Aber ich will ſie ſehen, noch einmal ſehen, an der Seite ihres Verlobten, ihres Geliebten —“

„Was wollen Sie thun?“ unterbrach ich ihn erſchrocken, denn ich ahnte ſein Vorhaben.

„Ich werde zu dem Verlobungsfeſte gehen, ſie noch einmal ſehen und dann den Staub dieſer Stadt von meinen Schuhen ſchütteln und meinen Stab weiter ſetzen.“

„Haben Sie eine Karte zum Entrée?“

Ein trübes Lächeln flog über ſeine bleichen Züge.

„Für mich bedarf es dieſer nicht. . . . Ich kenne noch aus jener frühern ſchönen Zeit,“ und er ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, „wo ich in der Familie aus und einging, eine kleine nur wenigen Perſonen bekannte Seitentreppe, durch die ich in die inneren Zimmer gelangen kann. . . .“

„Ich werde Sie begleiten.“

Er warf mir einen seltsamen Blick zu.

„Ah! Sie fürchten irgend eine Unbesonnenheit, die ich begehen werde, eine Thorheit, eine Scene. . . . O, nein, mein Herr, Sie können ganz unbesorgt sein. . . . Doch, wenn Sie mich begleiten wollen, wird es mir lieb sein.“

Unsere Vorbereitungen für das Maskenfest waren bald beendet. Wir trugen Beide weiße Domino's mit rothem Futter. Beim Hinabsteigen frug ich nach Melanie.

„Auch sie wird Hamburg verlassen —. und morgen vielleicht schon.“

„Wie?“

Und mir fiel der Gedanke, daß ich meinen Auftrag und mein Versprechen, das ich in jener Nacht Herr Klaasen geben noch nicht erfüllt schwer auf's Herz. . . .“

„Und wie kommt dieß?“ frug ich in eiliger Hast.

„Sie empfing vor einigen Tagen Briefe aus der Schweiz, aus ihrer Heimath. Ihr Vormund, der nach ihrer Mündigwerdung von ihr als Generalbevollmächtigter mit der Verwaltung ihres

Vermögens betraut worden, hat Bankerott gemacht und sie um Alles betrogen. Sie ist mittellos geworden und muß wieder zur Kunst ihre Zuflucht nehmen. Da sich in Hamburg kein Engagement für sie darbietet, will sie nach Dresden, Berlin oder Wien.... Was weiß ich?"

Er sprach dieß unzusammenhängend, zerstreut, in kurzen, abgebrochenen Sätzen.

Ich hatte keine Stunde Zeit mehr zu verlieren. Noch heute Abend mußte ich Melanie sprechen, mußte ihr sagen, daß ich ihren Vater gefunden, und mußte ihr die Summen, die er mir anvertraut, übergeben. Ich beschloß, nur kurze Zeit auf dem Feste zu verweilen, dann zu Melanie zu gehen und mich meines Auftrags durch Aushändigung jener mir anvertrauten Summe zu entledigen. . . .

Wir gelangten ohne Schwierigkeit in den Maskensalon. Auch die anstoßenden Kabinete waren geöffnet und schon bewegte sich eine ausgewählte Gesellschaft von vielleicht hundert Personen in glänzendem Maskencostüm durch die lange Zimmerreihe.

Meine Blicke suchten zuerst Herrn Klaasen, der

anſcheinend ganz wohl und munter und vollkommen von jenem Schlaganfall hergeſtellt, unter einer Art Thronhimmel ſaß und ſich heiter mit den Umſtehenden unterhielt. Zuweilen machte er auch eine Promenade am Arm ſeiner Gattin, die ohne Maske war und am heutigen Abend bleicher als gewöhnlich ausſah.

Mir dicht auf dem Fuße folgte mein Begleiter, der Muſiker. Plötzlich fühle ich einen Ruck am Domino.

„Sehen Sie," flüſterte athemlos Driberg, „dort . . . dort ſteht ſie. . . . Die im roſenfarbigen Domino und der Türke, der neben ihr ſteht, der mit dem grünen Turban . . . Tod und Verdammniß . . . jetzt küßt er ihre Hand . . . es iſt . . ."

„Still, Unbeſonnener, ſchweigen Sie," raunte ich ihm zu, denn ich bemerkte, wie einige Masken ſtehen blieben, „denken Sie an das Verſprechen, was Sie mir gegeben. . . .

„Oh, Gott! Gott! gieb mir Kraft, dieß zu ertragen. . . . . Mein Kopf droht mir zu zerſpringen, mein Blut ſiedet in den Adern."

Ich faßte ihn raſch am Arm.

„So kommen Sie doch, laſſen Sie uns gehen

. . . . oder treten sie dort an jenes Büffet . . . es ist unbesetzt. . . . : Trinken Sie ein Glas Limonade . . . . es wird die Gluth Ihres Blutes mildern. . . . ."

Er ließ sich willenlos mit fort ziehen. Er stürzte mit fieberhafter Hast einige Gläser Limonade hinab.

In demselben Momente flüsterte eine Stimme hinter unserm Rücken:

„Comment Messieurs?" Sie amüsiren sich ja, wie die Schweizer König Ludwigs. . . . . Und wie unartig, Herr Doctor. . . . . Abgereist sans adieu und angekommen sans compliment."

Ich drehe mich rasch um. Bei Gott! das war Melanie's Stimme. Wie kam sie hierher. . . . . Ich eile ihr nach. Sie war als provencalisches Landmädchen gekleidet.

„Mein Gott, Melanie, Sie sind es? Wie kommen Sie denn hierher?"

„Mon Dieu! auf die einfachste Weise. Ich höre heute früh zufällig von meinem Mädchen, daß hier am Abend Maskenfest ist. Ich liebe die Redouten leidenschaftlich. . . . . Da fährt mir ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Mor-

gen früh verlasse ich Hamburg und zum Abschied will ich mich noch einmal köstlich amüsiren. Ich hülle mich in diese Maske, öffne auf gut Glück die Salonthüre, in die zufällig eine Gesellschaft Herren und Damen getreten, und bin nun hier. . . . . Und nun Adieu, meine Herren, ich will mich ein wenig orientiren, auf Wiedersehen!“

Fort war sie.

Melanie in dem Hause, in den Gemächern ihres Vaters — mir wirbelt der Kopf bei dem Gedanken.

Ich drehe mich nach meinem Begleiter um, bemerke aber, daß dieser verschwunden ist.

In demselben Augenblicke entsteht eine allgemeine Bewegung unter den Masken.

Es ist soeben eine Gesellschaft eingetreten, welche in der Tracht verschiedener Nationalitäten dem Brautpaar eine Menge allerliebster Geschenke darbringt.

Ein junges Mädchen, als Vierländerin gekleidet, überreicht Mathilde, die blaß, zerstreut und träumerisch in das glänzende Gewühl blickt, ein Paar weiße Tauben, ein anderes dem Bräutigam eine

kleine Wiege, und ſo ein jedes eine ähnliche Scherzgabe.

Nach Darbringung dieſer Gaben löſen ſich zwei Troubadours aus der Gruppe und ſingen ein reizendes Duett, in welchem ſie das Glück zweier Liebenden ſchildern.

Allgemeiner Beifall folgt ihrem Geſang und das Geſicht des alten Herrn Klaaſen ſtrahlt vor Wonne und Freude.

Da flüſtert mir plötzlich eine bekannte Stimme in's Ohr:

„Es wäre unrecht, wenn ich nicht auch meine Huldigung der ſchönen Braut darbringen wollte; geben Sie Acht, mein Herr!“

Und ehe ich noch ein Wort erwiedern kann, ſchlüpft Melanie in den offnen Kreis und beginnt, eine Mandoline in der Hand, den Geſang jenes Liedchens:

Adieu! je crois qu'en cette vie
Je ne te reverrai jamais.
Dieu passe, il t'appelle et m'oublie;
En te perdant je sens que je t'aimais.

Bei dem Klang der melodiſchen Stimme Melanie's und den Worten des franzöſiſchen Lied-

chens verſtummt das Gemurmel und alle Augen richten ſich auf die Sängerin.

Aber, mein Gott! was iſt das.... Herr Klaaſen zuckt, wie von einem Blitz berührt, zuſammen, athemlos lauſchend beugt er ſich vor, ſeine Augen werden weit und ſuchen die Maske der Sängerin zu durchbohren; ein krampfhaftes Zittern läuft über ſeine Geſtalt . . . er wankt und ſtützt ſich mit Mühe an den Arm des Seſſels.

Unterdeſſen hat Melanie den erſten Vers beendet und will ſich nun zurückziehen, aber man ruft ihr ein ſtürmiſches da capo zu und ſie beginnt wieder:

Un jour tu sentiras peut-être
Le prix d'un coeur, qui nous comprend:
Le bien qu'on trouve à le connaître,
Et ce qu'on souffre en le perdant.

In dem Moment löſen ſich die Bänder der Maske von dem Antlitz der beſtürzten Melanie, die ſich dadurch verrathen ſieht.

Aber ehe man noch fragen kann, wer die Sängerin iſt, zittert ein entſetzlicher Schrei durch den Salon:

„Louiſon! Louiſon! Allmächtiger Gott, ſei barmherzig!“

Der alte Kaufherr liegt auf den Knien und ſtreckt bebend ſeine Hände gegen die beſtürzte Melanie aus.

Ein eiſiger Schauer läuft durch die Verſammlung und eine dunkle Ahnung fliegt durch alle Seelen.

Mathilde iſt bleich und athemlos an eine Säule geſunken und betrachtet mit entſetzten, ſtarren-Blicken das Mädchen, welches ihr das Herz ihres Geliebten geraubt; Frau Klaaſen iſt einer Ohnmacht nahe und der beſtürzte Bräutigam weiß nicht, wem er zuerſt beiſpringen ſoll.

„Louiſon! Louiſon! verzeihe, verzeihe!“ wimmerte indeſſen der alte Herr Klaaſen, „o! ich habe es ſo hart und ſchwer gebüßt was ich an Dir verbrochen. . . . Du ſchweigſt . . . Du zürnſt mir, Louiſon . . . Du haſt mir noch nicht vergeben? . . . Rufſt Du mich, Louiſon Didier, rufſt Du mich zum ewigen Gericht . . . ladeſt Du mich vor den Richterſtuhl des allwiſſenden Gottes, weil ich Dich . . . Dich und mein Kind verließ. . . .“

Ein ahnungsvoller Schauer durchzuckt Melanie, die bis jetzt regungslos, in namenloſer Beſtürzung

dageſtanden. Ein durchdringender, jauchzender Schrei, ein Schrei, in dem ſich Luſt und Schmerz miſchen, dringt aus ihrer Bruſt:

„Mein Vater! . . . mein Vater!“

Und ſie fliegt auf den alten, unglücklichen Mann zu und ſchlingt ihre Arme um ſeinen Nacken.

„O Gott . . . meine Schweſter . . .“ ſtammelt die Braut und ſinkt bleich und ohnmächtig zurück.

„Mein Kind, mein Kind! . . . es ſtirbt, es ſtirbt“, und die unglückliche Mutter und Gattin wirft ſich über die blaſſe Geſtalt der geliebten Tochter.

„Louiſon! Louiſon! . . . ich komme . . . ich komme . . .“ ſtammelte der Alte, dem das Ereigniß das Licht der Vernunft geraubt. „Du verzeihſt mir . . . oh . . . ich danke . . Dir.“

Entſetzen lähmte die ganze, glänzende Verſammlung. . . . . Der Engel des Gerichts ſchwebte über ihren Häuptern und ſie fühlten das Rauſchen ſeiner Fittige.

„Mathilde . . . mein Kind, mein Kind,“

wimmerte die unglückliche Mutter, „gehe nicht von mir . . . bleibe bei mir, mein Kind . . . Gott!“

In bestürzter Eile rennt jetzt Alles durcheinander, fort von dem traurigen Schauplatz.

In diesem Augenblicke schlugen die Glocken Zwölf und von dem nahen Thurm klingt ein ernster Choral in die dunkle Nacht hinaus und der Wind trägt auf seinen Fittigen die Klänge in das Gemach . . .“

Der Erzähler schwieg einen Augenblick und sah gedankenvoll in das funkelnde Gold des Weines. Dann fuhr er fort:

„Nur kurz will ich noch von dem Schrecken und dem Ende dieser Sylvesternacht berichten.

Mathilde erholte sich zwar wieder von jener todtenähnlichen Ohnmacht; aber ein Nervenfieber, das sie ergriff, hielt sie Monate lang an das Bett gefesselt. . . . Und als sie wieder genesen, war die Blüthe ihres Lebens geknickt; bleich und still ging sie durch's Leben, ohne einen Mann ihre Hand zu reichen; denn ihre Verlobung mit Arthur hatte sich gelöst.

Herr Klaasen überlebte den neuen Schlag der ihn getroffen, nur wenige Tage. . . . . Am dritten Tage des neuen Jahres schlummerte er hinüber in's Jenseits, wohin ihm Louison schon so lange vorausgegangen.

Der Musiker war spurlos verschwunden, man hat nie wieder Etwas von ihm gehört. . . ."

Der Erzähler schwieg. Die Geschichte seiner Sylvesternacht war beendet.

Aber eine Frage schwebte noch auf den Lippen der Freunde. „Und Melanie?" klang es gleichzeitig aus Paul's und Ludwig's Munde.

„Melanie," sagte Werner, „während ein helles Lächeln über seine Züge flog, die sich bei der Erinnerung an jene Nacht verdüstert hatten, „Melanie wurde mein Weib — das beste Weib, das der Himmel vielleicht je einem Manne schenkte. . . . Wenn Ihr mich einmal besucht, so werdet Ihr finden, daß ich Recht habe. Und nun, Freunde, laßt uns auf ihr und Euer, unser Wohl, auf das neue Jahr und die Zukunft anstoßen. . . ."

„Hoch unsere Freundschaft."

Die Gläser klirrten. . . .

Der Schlag der Glocken verkündete die erſte Stunde des neuen Jahres. Es ſchlug Eins.

Die Freunde brachen auf.

Ende des erſten Bandes.

# In trüben Tagen.

Novellen

von

**Karl Wartenburg.**

Zweite Ausgabe.

Zweiter Theil.

Leipz

Fr. Wilh.

Ig. Grunow.
365.

# Deutsche Geschichten.

Der Schlag der Glocken verkündete die erste Stunde des neuen Jahres. Es schlug Eins.

Die Freunde brachen auf.

Ende des ersten Bandes.

# An trüben Tagen.

Novellen

von

Karl Wartenburg.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Theil.

Leipz

Fr. Wilh.

!'

# Deutsche Geschichten.

# Inhalt des zweiten Theils.


Der Sohn der Wildniss.

Seite

Westfalen. Holstein. 1829. 1835 . . . . . 3

Der Hofmeister.

In Franken. 1788 . . . . . 115

Moderne Magier.

Wiesbaden. 1855 . . . . . 203

# Der Sohn der Wildniß.

## Westphalen. Holstein.

1829. 1835.

# I.

— — un père est toujours père;
rien n'en peut effacer le sacré caractère.
Corneille.

Auf einen bleichen Septembertag, deſſen matte Sonnenſtrahlen wie ein wehmüthiges Abſchiedslächeln des ſcheidenden Sommers über jene weitgeſtreckten, öden Deiche geglitten, die ſich längs der Elbufer des ſüdweſtlichen Holſteins hinziehen, war ein düſterer, ſtürmiſcher Abend gefolgt. Der Wind, welcher aus Norden geweht, ſchlug in Nord-Weſt um und trieb bei eintretender Fluth, die Wogen des Stromes gegen die Deiche, an deren Fuß ſie ſich in ziſchender, ſchäumender Brandung brachen.

Je dunkler ſich die Schatten des Abends auf Land und Waſſer lagerten, deſto heftiger wurden die Windſtöße; und jenes dumpfe Brauſen und Sauſen, mit welchem der Nord-Weſt die Elbe herabſtrich und über die Ufer in das Land hereinbrach, ließ die erſchreckten Küſtenſchiffer und

Fischer, die mit ihren Ewern, Jollen und Booten noch draußen auf dem Strome waren, das Nahen eines jener Stürme ahnen, wie sie nicht allzuselten die Niederelbe, gefahrbringend für Fahrzeuge und Menschen heimsuchen.

Mit hastiger Eile, die Segel einreffend, suchten die kleinen Fahrzeuge die Heimkehr und manch' besorgter Blick flog südwärts über die dunklen Fluthen den stromaufsegelnden Schiffen zu, die, von Kuxhafen kommend, herauf nach den Häfen von Altona und Hamburg steuerten.

„Johannes, Johannes," prophezeite der alte Fischer Harmsen aus Glückstadt, indem er in den heimathlichen Hafen einfuhr, zu seinem Sohne gewendet, „das wird eine Nacht, nach der es für Manche, die jetzt noch gesund wie ein Fisch auf dem Wasser schwimmen, keinen Morgen mehr geben wird. Halte links hinüber, Johannes, leg' hier an; ich will noch 'mal nach der Mole hinaus."

Johannes ruderte an das Ufer und warf ein Bret zum Lande hinüber, auf welchem der alte Fischer ans Land trat, worauf der Sohn das Fahrzeug weiter in den Binnenhafen ruderte,

während der Alte den Weg nach der Hafen-Mole einschlug.

Der Abend warf immer dunklere Schatten über Land und Wasser. Graue schwere Nebel hingen sich wie Schleier um die Büsche, Bäume und die Masten der Schiffe im Hafen und an den Elbufern erhob es sich wie eine dicke Nebelmauer. Mit mißtönendem Geschrei strich ein Schwarm Möven über die Wasserfläche vom Kehdinger Lande herüber, umkreiste den Außenhafen und flog dann längs des Deichkammes dahin.

„Guten Abend, Herr, böses Wetter heute.“ Mit diesen Worten grüßte Harmsen einen an der Brustwehr der Mole lehnenden Mann, welcher den breitkrämpigen Filzhut tief in die Stirn gedrückt und in einen langen, dunklen Ueberrock gehüllt, hinaus auf die hochgehenden Wogen des Stromes starrte. Er war so in seine Gedanken versunken, daß er weder den Gruß noch die Anrede des alten Fischers bemerkte. Ohne irgend wie von der Gegenwart des Angekommenen Notiz zu nehmen, blickte er nach wie vor, in träumerisches, düsteres Sinnen verloren, hinaus auf die Elbe. Der Fischer warf dem Schweigsamen,

deſſen Züge er nicht erkennen konnte, einen Seitenblick zu.

„Ein unhöflicher Patron,“ dachte er, „habe ich doch immer geglaubt, daß ein Gruß auch einen Dank werth iſt.“

Da jagte ein jäher Windſtoß über die Fluthen und riß in wildem Wirbel dem ſtummen Zuſchauer den Hut vom Haupte.

Der Fremde machte eine Bewegung. Aber ſchon hatte Harmſen den Hut erhaſcht und indem er ihn dem Andern überreichte, ſprach er auf ſeine waſſerdichte Schifferkappe deutend:

„Bei ſolchem Wetter iſt ſo ein Ding beſſer; das ſitzt wie niet- und nagelfeſt auf dem Schädel.“

Der Andere ſah auf, warf einen gleichgültigen, faſt finſteren Blick auf den Fiſcher, dankte durch ein kaum merkliches Nicken, drückte den Hut tief in die Stirn und verließ dann, wie es ſchien um eine ihm läſtige Unterhaltung zu vermeiden, die Mole, indem er den Weg, der längs des Deichkammes hinführte, einſchlug. Erſtaunt über das ſonderbare Benehmen blickte der Fiſcher dem Fremden nach, aber dieſer war ſchon nach wenig Schritten in dem dichten Nebel dem Nachſchauenden

entschwunden. Eine derbe Hand fiel von rückwärts auf des Fischers Schulter.

„Ah, Ihr seid es, Lootse," sprach Harmsen sich umdrehend, indem er dem eben Gekommenen die Rechte bot, „sagt, kennt Ihr vielleicht den Kauz, der jetzt von hier fortging? Ihr müßt ihn noch gesehen haben."

„Den in dem runden Filzhut und dem braunen Ueberrock?" frug der Hafenlootse, indem er mit dem Finger nach der Gegend hindeutete, wo der Unbekannte verschwunden war. Harmsen nickte.

„Derselbe" fügte er dann hinzu.

Der Lootse schlug sich, bevor er antwortete, Feuer für seine Thonpfeife an und meinte dann seinen Arm in den des Führers legend:

„Bei solchem Nebel und Wetter läßt sich unter trockenem Dach und Fach viel besser schnacken*); und findet man noch ein Glas guten Genever dabei, wie dort im Elbpavillon, so halte ich es für Sünde, wenn Einer die Gelegenheit versäumt."

„Meiner Seele, Hinrich," lachte der Fischer, indem er mit dem Lootsen den Weg nach dem

*) schnacken = schwatzen oder plaudern, ein in Norddeutschland sehr übliches Wort.

Elbpavillon, einer dicht am Hafen gelegenen Taverne einſchlug, „ich glaube, es giebt keine zweite Flüſſigkeit unter dem Himmel, die Ihr ſo liebtet wie den holländiſchen Genever und wenn das Elbwaſſer ſich heute Nacht in weißen Wachholderbranntwein verwandelte, Ihr wäret im Stande unſern Herr-Gott morgen zu bitten, Euch einen Schellfiſch oder Goldbutt werden zu laſſen.“

„Still, ſtill, Hannes,“ gab der Lootſe zurück, ich kenne auch Einen, der 'mal ſagte, wenn das Weltmeer ein guter, ſteifer Grog von Cognac wäre, ſo möchte er lieber eine Pumpe in einem lecken Schiffe, als Fiſcher in Glückſtadt ſein.“

„War ein Scherz, purer Scherz,“ lachte der Fiſcher, „aber,“ fuhr er, das Geſpräch wieder auf den Punkt, von dem es ausgegangen, zurücklenkend, fort: „Ihr habt mir noch immer nicht geſagt, wer der brummbärige, mürriſche Patron draußen auf der Mole war. Ich denke, Ihr kennt den groben Geſellen, der nicht einmal einen „Hab' Dank“ für einen Gruß und eine Gefälligkeit hat?“

„Habt Ihr noch nichts von dem Wilden gehört?“ frug der Lootſe, indem er den Fiſcher

mit einer gewiſſen geheimnißvollen Miene anblickte, „er war es.“

Ein erſtauntes: „Ah!“ entſchlüpfte dem Fiſcher.

„Der war es? Der, Hinrich?“ frug er dann noch einmal.

„Er war es,“ beſtätigte der Lootſe, indem er die Thür der Taverne, „zum Elbpavillon“ öffnete und in die niedrige, ziemlich geräumige, aber mit Tabaksqualm und Branntwein- und Grogdünſten angefüllte Schenkſtube trat.

Die Taverne war voll von Gäſten, meiſtens Schiffsvolk und Hafenarbeiter, die rauchend und trinkend an langen Tiſchen ſaßen und in der knappen, phlegmatiſchen Weiſe, wie ſie dem Menſchenſchlag in den deutſchen Niederungen eigen iſt, ihre Befürchtungen und Hoffnungen über den heraufziehenden Sturm äußerten

„Das Volk freut ſich ſchon auf's Strandgut, das heute Nacht für ſie abfallen wird,“ raunte der Fiſcher dem Lootſen zu, „und die beiden ſchmutzigen Trödler in der Ecke dort rechnen ſchon den Gewinn aus, den ſie den armen Schiffbrüchigen abnehmen werden.“

„'S iſt ihr Handwerk!“ meinte gleichmüthig

der Lootſe, indem er ſich an einem kleinen Eck-tiſch niederließ, „Papa Mathießen, einen Genever und einen Grog, aber ſteif.“

„Meiner Treu, Hinrich,“ fuhr der Fiſcher fort, indem er das einen Augenblick unterbrochene Geſpräch von vorhin wieder aufnahm, „hätte ich ahnen können, daß es Der war, ich hätte mir den wunderlichen Vogel genauer betrachtet.“

„Den Wilden?“ frug der Lootſe zurück, indem er den Genever mit prüfender Zunge koſtete, „das Gelüſte laßt Euch nur vergehen, der iſt ſcheu, wie ein Eichhorn und patzig wie ein Bär.“

„Aber was treibt er denn eigentlich hier?“ frug Harmſen mit lebhafter Neugier, „man hört ſo allerlei wunderliches Zeug über ihn und ſeinen Lebenswandel, den er da draußen,“ und er zeigte mit dem Daumen rückwärts, „in ſeiner Wildniß treibt. Glaubt Ihr auch, daß etwas an dem, wovon die Leute munkeln,“ fuhr er geheimniß-voller fort, „daß er ein heimlicher Falſchmünzer, ein Räuberhauptmann oder gar ein —“

Der Lootſe ließ ihn nicht vollenden.

„Nehmt es mir nicht übel, Harmſen,“ unter-brach er den Fiſcher mit einem gewiſſen, be-

dauernden Achſelzucken, „aber man merkt es Euch doch gewaltig an, daß Ihr euer Lebenlang in dieſem kleinen Neſt geſeſſen und höchſtens bis hinunter nach Ritzebüttel oder Kuxhaven und hinauf bis nach Hamburg gekommen ſeid. Eine Steinbutte könnt Ihr bei Nacht von einer Goldbutte unterſcheiden, aber einen Menſchen taxiren, meiner Seele, das Handwerk habt Ihr nicht gelernt — noch einen Genever, Papa Mathießen.“

„Hoho!“ lachte der Fiſcher, „wer Euch ſo reden hört, der könnte wirklich glauben, Ihr wäret drei Mal um die Welt geſegelt und bekannt mit allen zahmen und wilden Völkerſchaften, während Ihr in Eurer Jugend doch nur zwei Mal als Schiffsjunge mit einem Wallfiſchfänger in Grönland und ein einziges Mal in Valparaiſo waret. Na, meinetwegen, aber wißt Ihr denn eigentlich, was es mit dem Wilden für ein Bewandtniß hat?“

„Was ich darüber weiß, iſt wenig, verdammt wenig. Aber ich habe ſo meine eignen Gedanken und Vermuthungen darüber und ich glaube, ich bin im richtigen Fahrwaſſer. Ich weiß nur, daß er ein wunderlicher Kauz iſt, wie ich noch keinen

geſehen. Ich kenne ihn von dem Tage an, wo er hier ankam. Es mag vor vier oder fünf Monaten geweſen ſein. Er kam mit einer engliſchen Barke von London. Sein Bedienter, der ebenſo wortkarg und menſchenfeindlich iſt, frug mich, als ich das Schiff in den Hafen brachte, nach einem der gewöhnlichen Gaſthöfe. Das machte mich ſchon ſtutzig. Ein Mann, der ſich einen Bedienten halten kann, kehrt nicht in einer ordinären Schifferherberge ein, wenn's hier da" und der Lootſe tippte auf ſeine Stirn, „richtig mit ihm iſt. Ich wies ſie nach dem „Oſtindierfahrer." Hier blieben ſie drei Tage, dann zogen ſie hinaus in die Wildniß, wo ſie jetzt noch hauſen. Ein tolles, wunderliches Leben führen ſie hier, das iſt wahr. Man hat die Beiden, ihn zum Wenigſten, noch mit keinem Menſchen ſich unterhalten ſehen. Sein Diener muß Alles für ihn beſorgen und auch der iſt ſo geizig mit Worten als koſtete jede Sylbe einen Speciesthaler."

„Und ſein Nachtwandeln!" warf der Fiſcher ein.

„Nachtwandeln?" wiederholte der Lootſe. „Ihr meint wohl, weil er niemals bei hellem,

warmen Sonnenſchein, ſondern nur des Nachts ausgeht, oder wenn es ſtürmt, regnet und nebelt, wie heute zum Exempel?“

Der Fiſcher nickte bejahend.

„Nun das erkläre ich mir ſo,“ fuhr der Lootſe fort, „er will Niemand ſehen, will Niemand begegnen. Er iſt ein Menſchenfeind. Oder vielleicht drückt ihn etwas hier,“ der Lootſe ſchlug dabei auf ſeine Bruſt, „und läßt ihm bei Nacht, wenn er ſchlafen will, keine Ruhe und treibt ihn hinaus in Sturm und Wetter. Vielleicht iſt's auch,“ ſetzte der Lootſe mit gelehrter Miene hinzu, „ein engliſcher Mylord, der den Spleen hat. Denn wenn er bei Sinnen wäre, dann würde er ſich nicht des Nachts baden und wie ein Seehund in der Elbe herumſchwimmen. Ich habe ihn öfter als einmal, wenn ich draußen auf der Mole auslugte, in heller Mondſcheinnacht über den Strom hinüber und wieder herüber ſchwimmen . . .“

Der Lootſe hielt plötzlich inne; er ſtand auf und trat horchend ans Fenſter der Taverne.

„Habt Ihr nicht einen Schuß gehört? So etwas wie ein Signal?“ frug er ein paar Schiffer, die in der Nähe des Fenſters ſaßen.

In dem Augenblicke tönte ein zweiter vom Strom herüber. Die Schiffer, Matrosen, Hafenarbeiter und Fischer stülpten ihre wasserdichten Kappen auf und eilten hinaus, dem Hafen zu.

Der Lootse und der Fischer Harmsen folgten ihnen.

Vom Sturm gepeitschter Regen schlug ihnen in's Gesicht. Die dunklen Fluthen des wildwogenden Stromes stiegen von Minute zu Minute und durch das Rauschen des Wassers und das Heulen des Sturmes hörte man das Krachen alter Bäume und das prasselnde Niederstürzen von Schornsteinen der am Hafen liegenden Häuser. Jene dichte, schwarze Finsterniß, welche die Begleiterin solcher Stürme zu sein pflegt, ließ kaum die nächsten Gegenstände erkennen; und die draußen auf der Mole aus einer großen Pechpfanne auflodernde Flamme, die als Signal für die Schiffer dienen sollte, leuchtete bis zur nahgelegenen Taverne, flackernd im Sturm und Regen, nur als ein matter, röthlicher Schein.

„Gute Nacht, Harmsen," sagte der Lootse, seinen Friesrock bis dicht an den Hals zuknöpfend und seinen Südwester tief in die Stirne drückend

„gute Nacht, geht heim und ſchlaft. Wird das Wetter toller, ſo kommt in ein Paar Stunden wieder heraus nach der Mole — geb' Gott, daß wir keine Sturmfluth bekommen, aber ich fürchte ſo etwas — Adjes Harmſen."

„Gute Nacht einſtweilen und Gott behüte Euch, Lootſe."

## II.

Dicht vor dem nordweſtlichen Thore Glückſtadts, zur Rechten der nach dem kleinen holſteiniſchen Marktflecken Wilſter führenden Straße, dehnt ſich eine jener Landſchaften aus, die den Marſchgegenden ein ſo charakteriſtiſches Anſehen verleihen.

Dieſe Landſchaft heißt: die Wildniß. Wer ſich, durch dieſen Namen verleitet, unter dieſer Gegend ein Stück nordamerikaniſchen Urwalds, kirgiſiſcher Steppe oder afrikaniſcher Sandwüſte vorſtellt, befindet ſich in einer großen Täuſchung.

Es iſt, zumal an einem ſonnigen Sommertag, ein heiteres, freundliches Bild, das uns dieſe Wildniß bietet, ein Bild, wie wir es hie und da von dem Pinſel eines alten holländiſchen Malers auf die Leinwand übergetragen ſehen, wenn er uns ein Stück ſeiner niederländiſchen Heimath, die mit

den holsteinischen Marschen manches Aehnliche hat, darstellen wollte.

Zur Linken strecken sich längs der Elbe die hohen Deiche hin, welche zum Schutz gegen hereinbrechende Sturmfluthen errichtet sind. Auf den rasenbedeckten grasreichen Kämmen dieser Elbdeiche weiden Pferde und Rinder von jener trefflichen, weit berühmten Marschzucht, welche in der gastronomischen Welt den Ruf der Beefsteaks von Hamburg begründet haben. Auf einer dieser künstlich aufgeführten Anhöhen stehend, erblickt man, nordwestlich schauend, den breiten sich hier fächerartig erweiternden, in der Sonne glitzernden Elbstrom mit seinem lebendigen Verkehr. In der Nähe des Ufers schaukeln sich kleine Fischerboote; der Wind bläht leicht das rothe lateinische Segel, während die Fischer taktmäßig und eine jener schwermüthigen, nordischen Fischermelodien singend die Ruder bewegen. Strom auf- und stromabwärts segeln die Kauffahrteifahrer aller Nationen. Lustig flattern die bunten Wimpel an den Masten, während die weißen, vollgeschwellten Segel wie Schwanengefieder herüber glänzen. Da zieht die rothweiße Flagge Englands, die Trico-

lore Frankreichs, die Flaggen der alten Hanseſtädte, das Sternenbanner Amerika's, die Farben Hollands, das Danebrogkreuz und der Halbmond an uns vorüber, umſchwärmt von einer Schaar dunkelbrauner Möven, die mit ihrem melancholiſchen Geſchrei die Schiffe begleiten. Weiter hinaus erblicken wir am äußerſten Horizonte, da wo Himmel und Waſſer in einander tauchen, eine kleine dunkle Wolke mit lichtem Saum. Zieht ſich ein Wetter zuſammen?

Aber der Himmel ſpiegelt ſich klar und wolkenlos in dem weiten, breiten Strome. Indeſſen wird die Wolke immer größer und lichter. Sie dehnt ſich, ſtreckt ſich wie ein langer Kometenſchweif, ſie nähert ſich mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit. Es iſt die Rauchſäule eines Dampfers. Er kommt von Newyork oder Melbourne, von Amſterdam oder Liverpool. Wer weiß es? Es iſt eine Heerſtraße der Welt, an deren Saum wir ſtehen, eine jener großen Adern des Weltverkehrs, welche die fernſten Theile der Erde mit einander verbinden.

Dies iſt das Bild zur Linken. Blicken wir jetzt auf das zur Rechten, auf die Wildniß. Soweit

das Auge reicht, eine weite grüne Ebene, von Waſſergräben durchſchnitten, beſäet mit kleinen Gruppen von Buſchwerk und Laubbäumen und zerſtreut von einanderliegenden Bauernhöfen, die mit ihrem rothen, blauen, gelben Anſtrich freundlich durch das Grün der Büſche und Bäume uns entgegen glänzen.

Dort unten zur Linken, auf einer kleinen durch Menſchenhände aufgeführten Anhöhe, drehen ſich die mächtigen Flügel einer großen, buntbemalten Windmühle und verſcheuchen durch ihr Brauſen und Sauſen eine Storchfamilie, welche in dem nahen, braunen Moorſumpfe der Froſchjagd nachgeht. Kühe, Stiere und Ziegen graſen auf den weiten Wieſen, dort unten auf jenem, mit lebendiger Hecke — Knick — eingefaßten Weideplatz tummeln ſich Stuten mit ihren Füllen. Zwiſchen dem Grün der Wieſen ziehen ſich breite Saatfelder, mit tief ſchwarzer, fetter Erde — angeſchwemmtes Land, wie die ganze Wildniß, die vielleicht erſt vor zwei Jahrhunderten dem Elbſtrom abgerungen und urbar gemacht wurde. Weiter hinten fließt ein kleiner Fluß — der Rhin — zwiſchen hellem Buſchwerk. Flache Boote

mit holsteiniſchen Bauernmädchen in dem breitkrämpigen Strohhut, dem ſchwarzen Spenzer und den weitfaltigen, kurzen, weißen Hemdärmeln fahren hinab nach Glückſtadt. Sie bringen Grünkohl, Eier, Butter, Obſt, das ſie in der Stadt verkaufen wollen.

Darüber wölbt ſich in tiefer Bläue der Sommerhimmel, brütet die Sonne und wirft Millionen goldner Flocken und Strahlen herab auf dieſes Stillleben der Marſch, auf die Wildniß.

Inmitten dieſer Landſchaft nun, vielleicht eine halbe Stunde von dem Fuße der Elbdeiche entfernt, lag das kleine Haus, in welchem der geheimnißvolle Fremde wohne.

Wenn wir übrigens aufrichtig ſein wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Lootſe und der Fiſcher nicht die Einzigen waren, deren Neugierde der Unbekannte erregte. Seit vier Monaten beſchäftigte ſich ganz Glückſtadt mit der Löſung des Räthſels, welches ihr in der Erſcheinung des Unbekannten geboten wurde. Die ſeltſamſten Muthmaßungen wurden laut, Muthmaßungen, wie ſie die Phantaſie eines Dichters kühner nicht hätte erſinnen können.

Man schrieb gerade 183.; eine Zeit, wo es eine Menge interessanter, landesflüchtiger Persönlichkeiten gab. So suchten Einige hinter dem Fremden den Carlistengeneral Cabrera, Andere behaupteten steif und fest, daß es der portugiesische Kronprätendent Dom Miguel sei, während wieder Andere ihn für einen der vertriebenen Minister Karl X. von Frankreich, noch Andere für einen Emissär der Herzogin von Berry, Einige sogar für einen Falschmünzer oder den ungarischen Räuberhauptmann Schobri hielten. Eine alte gelehrte Obergerichtsräthin erklärte endlich mit aller Entschiedenheit: der Fremde sei der griechische Prinz Demetrios Ypsilanti, denn sie habe ihn bei einer zufälligen Begegnung mit seinem Bedienten griechisch sprechen hören. Diese Ansicht wäre beinahe durchgedrungen, wenn nicht die Vorsteherin einer höheren Töchterschule mit ebensoviel Entschiedenheit erklärt hätte, dies sei nicht wahr, denn sie habe ebenfalls bei einer zufälligen Begegnung den Fremden Spanisch mit seinem Diener sprechen hören und zwar mit dem ausgeprägtesten baskischen Accent, ein Beweis, daß der Fremde unzweifelhaft der Carlistengeneral sein müsse.

Böſe Zungen ſtellten zwar das Eine wie das Andere in Abrede, da weder die Obergerichtsräthin Griechiſch, noch die Trägerin der weiblichen Bildung Spaniſch verſtehe, indeſſen eine eigene Bewandtniß hatte es doch mit dem Fremden. Der Unbekannte konnte nicht ohne Vermögen ſein, denn er hatte einen Bedienten und miethete draußen in der „Wildniß" ein ganzes Haus für ſich und ſeinen Diener und ein Paar armen, kleinen Knaben, die ihm einmal zufällig in der Nähe ſeines Hauſes begegnet, hatte er zwei große Silberſtücke geſchenkt. Weshalb aber knüpfte er keine Bekanntſchaften an, warum ging er nie oder ſelten bei Tage aus, warum mied er die Berührung mit Jedem, der ihm begegnete, weshalb mit einem Worte lebte er wie ein fanatiſcher Menſchenfeind, ein moderner Timon? Wie Einer, der den Menſchen wie giftigen Schlangen aus dem Wege ging?

Nicht einmal ſeinen Namen konnte man erfahren; denn der Polizeichef, bei welchem der Fremde ſeinen Paß deponirt, war ein alter, griesgrämiger Junggeſelle, der mit Niemandem Umgang pflegte und über alle dienſt-

lichen Vorgänge das tiefste Schweigen beobachtete.

Aus der letzten namenlosen Verlegenheit befreiten indessen ein Paar Witzköpfe die guten Einwohner Glückstadts, indem sie den Fremden nicht ohne Humor den „Sohn der Wildniß“ nannten.

Unter dieser Bezeichnung wurde der räthselhafte Unbekannte der beständige Gegenstand der Unterhaltung bei allen Kaffeevisiten und Theeabenden und die erste Frage war immer die:

„Weiß man noch Nichts von ihm?“

Die unbefriedigte Neugierde einer kleinen Stadt ist etwas Entsetzliches. Sie schnappt mit einem wahren Wolfshunger nach jedem Brocken eines Gerüchtes, sie ist unersättlich wie jenes fabelhafte Ungeheuer des Meeres, von dem die orientalischen Dichter erzählen. Was aber dem neugierigen Blick der profanen Menge verschleiert bleibt, das enthüllt sich, wenn die Dichtung ihre Zauberformel spricht: es fällt der Vorhang und das Geheimniß enthüllt sich. So stehen auch wir an dem stürmischen Septemberabend, den wir soeben schilderten, vor dem kleinen Hause in der Wildniß und blicken durch das Fenster in die

Oberstube, wo der Fremde bei dem Licht einer Schirmlampe an einem Schreibtisch inmitten des Zimmers saß, das Haupt in die Hand gestützt und gedankenvoll zur Erde niederblickend.

Es war ein Mann, dessen Lebenssonne sich schon abwärts zu neigen begann, ein Mann, dessen Lebenspfad sich allmählig bergab senkte, nachdem er den Höhepunkt erreicht hatte. Aber war es blos der Flügelschlag der Zeit, der ihn getroffen und das dunkle Haar mit seinem Rauschen in Silberfäden verwandelt hatte, war er es, der diese tiefen Furchen in Stirn und Wangen grub und diesen kalten, menschenfeindlichen Zug um den feinen, edelgeformten Mund zog?

Nein, nein! Es war nicht allein der Zahn der Zeit, der alle Lebenslust und Lebensfrische aus diesen Zügen genagt, es war nicht bloß der Schweiß der Arbeit, der das Haar dieses Mannes gebleicht, es waren nicht jene Unbilden des alltäglichen Lebens, denen man so wenig entgehen kann, wie dem Regen, der uns näßt, und dem Sonnenschein, der uns trocknet, es waren nicht jene armseligen Kümmernisse der Gewöhnlichkeit, welche dem Blicke seines Auges den menschen-

feindlichen, düsteren, drohenden Ausdruck gegeben und jeden Lichtschimmer aus diesem Antlitz gescheucht — diese Furchen und diese düsteren Falten mußten die schweren Schriftzüge sein, welche ein ungewöhnlich hartes Schicksal mit seinem scharfen Griffel in das Gesicht des Mannes geschrieben.

Der Fremde machte jetzt, den gramvollen Blick erhebend, eine Bewegung. Er griff nach einer Mappe, in der einige vergilbte Blätter lagen, deren Schrift an mancher Stelle — vielleicht durch eine darauf gefallene Thräne verwischt war und begann in diesen Blättern zu lesen.

Ist der Mensch nicht ein seltsames, unergründliches Räthsel? Die Mythe erzählt von dem Schmerze des Prometheus, dem der Geier täglich mit scharfem Schnabel die Brust aufriß. Was die Fabel in dichterischen Schmuck gekleidet berichtet, erfüllt sich noch heut zu Tage in Wirklichkeit. Nur daß es kein Geier ist, sondern die eigene Hand, mit welcher Tausende die alten Wunden immer von Neuem aufreißen, daß sie frisch zu bluten anfangen.

Der Mann da am Tische, mit dem düstern

Blicke der Verzweiflung und des Menschenhasses gehörte auch zu ihnen. Auch seine Wunden konnten nicht vernarben, weil er sie täglich wieder aufriß, weil sie täglich wieder zu bluten anfingen, weil er an jedem Abend in diesen vergilbten Blättern las, welche die Schilderung seines Glücks und seines Elends, seiner irdischen Seligkeit und seines Schmerzes, seines Unglücks enthielten. Wie oft hatte seine Faust diese Blätter zusammengeballt, um sie in's Feuer zu werfen, aber stets hatte er die Hand wieder sinken lassen, die Blätter entfaltet und gelesen, um von Neuem seine Seele unter den entsetzlichsten Qualen sich winden zu lassen.

So las er auch heute in ihnen, zurückgekehrt von der Mole, wo er den Aufruhr der Elemente betrachtete, den Sturm der Natur, der mit dem Sturm in seiner Brust harmonirte.

Sein alter Diener, der bisher still im Hintergrunde des Zimmers gesessen, verließ geräuschlos das Zimmer. Sein Herr wollte in solchen Augenblicken keinen Zeugen seines Kummers und seiner Schmerzen. Wir aber, die wir mit geistigem Auge das Thun des Mannes beobachten, lesen

mit ihm die Geſchichte ſeines Lebens, während draußen der wüthende Nordweſt tobt, den Regen an die Fenſter peitſcht und die Fluthen der Elbe gegen die Deiche treibt.

## III.

Das erſte Blatt führte die Aufſchrift: „Aus meinem Tagebuche“. Sein Inhalt lautete: „September 1829. Endlich frei, unabhängig und glücklich! Der Kampf war lang und hartnäckig, aber des Preiſes werth. Was würde mein alter Freund Ernſt, der durch ähnliche Verhältniſſe, wie ſie mich trafen, hinüber an die Fluthen des Miſſiſſippi geſchleudert wurde, wo er Mais baut und Pferde züchtet, was würde er für Augen machen, wenn er mich in der Nähe der Porta Weſtphalica als europäiſchen Farmer erblickte.

Der Profeſſor Wolfgang Urdenbach in einen weſtphäliſchen Kohlbauern verwandelt; und was noch mehr iſt, der Kohlbauer fühlt ſich unendlich behaglicher als der Profeſſor. Hier auf meiner Scholle bin ich mein eigner, freier Herr, hier iſt

es mein eigenes Selbſt, welches empfindet, denkt, ſpricht, handelt. Dort auf dem Lehrſtuhl der Univerſität war oder ſollte ich vielmehr eine Maſchine ſein, die ihr Empfinden, Denken, Sprechen, Handeln, nach dem Willen, dem Syſteme Anderer einrichten ſollte. Weil es drüben in Frankreich wetterleuchtet, weil König Karl X. keine Kammer auffinden kann, mit der er nach ſeinem conſtitutionellen Syſteme regieren kann, weil in Italien die Carbonaris ſpuken und in Spanien die Progreſſiſten bei den Wahlen die Oberhand gewonnen — ſollte ich meine geſchichtlichen Vorleſungen, die Reſultate langjähriger Forſchungen, meine akademiſchen Vorträge in Einklang ſetzen mit den unantaſtbaren Grundlagen des Staatsweſens und des monarchiſchen Princips. Ich begriff nicht, was man damit ſagen wollte, erwiederte, daß man mich beim Lehren und Suchen der Wahrheit meinen eignen Weg gehen laſſen möchte und erhielt als Antwort eine Drohung mit dem Disciplinargeſetz, Suspenſion und Amtsentſetzung. Zugleich ſendete man mir ein Buch: die Reſtauration der Staatswiſſenſchaften des Herrn von Haller. Jetzt be-

griff ich. Aber ich begriff auch, daß damit meine Wirksamkeit als akademischer Lehrer ihr Ziel erreicht hatte.

Mein Entschluß war bald gefaßt. Als Sohn eines Landwirths, aufgezogen unter jenen ländlichen Arbeiten und Beschäftigungen, über welche von Virgil bis herauf zu Geßner so viele Poeten den Zauber der Dichtung gehaucht, bin ich Bauer geworden, um wie Cincinnatus meinen Kohl und meine Rüben selbst zu bauen. Glücklicher Weise setzte mich ein kleines, selbsterworbenes Kapital und mein väterliches Erbtheil in den Stand, eine Besitzung hier an den Ufern der Weser zu kaufen, die genügend ist für unsere Bedürfnisse. Sie liegt im Angesicht der alten Porta, wo, wie die Sage erzählt, der tapfere Sachsenherzog Wittekind sich taufen ließ, um fortan zum Christengott statt zu Wodan zu beten. Es ist eine echt deutsche Gegend mit all dem eigenthümlichen Zauber unseres Landes. Wenn ich an einem frischen Herbstmorgen hinaus vor mein an einer Berghalde gelegenes Haus trete und den Blick über das Stück Erde, welches ich jetzt meine Heimath nenne, schweifen lasse, dann

zieht das Gefühl eines tiefen, seligen Friedens in meine Bruſt, ein Gefühl ſtillen Glücks, das ich mit keinem andern dieſer Welt vertauſchen möchte. Hier mein Landſchaftsbild! Dort die Weſer, die ſich zwiſchen waldbewachſenen Bergen durchdrängt, und nordweſtlich hinauf nach der großen Tiefebene fließt. Boote und Floßkähne ſchwimmen auf dem Strome, in deſſen klaren Fluthen ſich die grünen Berghänge mit ihren Laubhölzern und Buſchwerk ſpiegeln. Unten am Fuß der Berge und den Ufern des Fluſſes hängt noch bläulicher Nebelduft an den Geſträuchern, dem Erlen- und Weidengebüſch; da weht ein friſcher Windzug, der Nebel flattert auseinander und das rothe Ziegeldach eines Meierhofs wird ſichtbar. Zugleich dringt ein heller, langgezogener Ton herauf zur Halde. Es iſt das Horn des Hirten, welcher ſeine Heerden durch die Schlucht hinein auf die Waldwieſen treibt. Dort oben auf dem Berge, zwiſchen alten Eichen, die noch des Varus und ſeiner Legionen Niederlage und des Cheruskers Sieg ſahen, blickt das graue Gemäuer der Wittekindskapelle herab. Im Hintergrunde endlich Minden, die alte Stadt, glänzend mit ihren

Thürmen und ſpitzen Dächern im Strahl der Morgenſonne.

Und dann der Geſang der Vögel, die hoch über mir in dem Luftmeere dahin ſegeln, der friſche, jungfräuliche Hauch der Erde, den die thaufunkelnden Wieſen ausathmen und mir Schläfe und Stirn fächelt. Mit welcher Wonne bade ich mich in dieſem reinen Aether, mit welchen gierigen Zügen trinke ich dieſen Athem der Natur, der mir Blut und Nerven, Herz, Geiſt und Leib erfriſcht!

Jetzt, o Fauſte, begreife ich deinen Drang, der dich hinaustrieb aus dem dumpfen Mauerloch, von den vergilbten Pergamenten, von Thiergeripp und Todtenbein hinweg zu dem ſprudelnden Strome des Lebens, an die Brüſte der Natur, dem Urquell alles Seins.

Und wenn Natur Dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft Dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.

* * *

Soll ich nun noch Euch, ihr verſchwiegenen Blätter meines Tagebuchs, von der andern Hälfte meines Glücks, von meinem ſüßen Geheimniß im

ſtillen Frieden des Hauſes erzählen, von den beiden Juwelen, welche dieſe traulichen, mit Weinrebe und Epheu überzogenen Wände meines Hauſes bergen? Von Ottilie, meinem holden Weibe, dem guten Genius auf meiner Erdenfahrt und von meinem kleinen, blonden, blauäugigen Engel, unſerm Paul?

Ottilie! Welche Fülle von Seligkeiten liegt für mich in dieſem Namen! Wenn ich heimkehre von dem Acker, den meine Roſſe und Stiere durchfurcht, ermüdet von dem Schweiß und der Arbeit des Tags, und ich auf dem kleinen Balcon des Hauſes ihre lichte, zarte Geſtalt und die meines Knaben erblicke, ſie dann mit dem Taſchentuch mir aus der Ferne grüßend zuwinkt, während der Kleine, jauchzend in die Hände ſchlagend, ſein: „Papa — Papa kommt,“ mir entgegen ruft, — dann fühle ich mich ſo froh und glücklich, daß mir zuweilen inmitten dieſer glückſeligen Stimmung ein urplötzliches Bangen, ein dunkles, unheimliches Fürchten aufſteigt und ſeinen dunklen Schatten in mein vom lichten Sonnenſchein der Freude erhelltes Herz wirft. Doch hinweg mit dieſen ſelbſtquäleriſchen Hirngeſpinſten!

Daß Ottilie sich so bald an die Einfachheiten des Landlebens und jene Entbehrungen, welche die Einsamkeit desselben mit sich bringt, gewöhnt hat, befreit mich von einer ernsten Sorge. Es ist kaum vier Jahre, daß ich mit Ottilie am Traualtar gestanden und schon führe ich sie, die junge zwanzigjährige Frau, die von Jugend auf inmitten des lebendigen Gesellschaftsverkehrs einer großen Stadt gelebt, in eine stille, abgeschiedene Landeinsamkeit.

„Ich fühle mich recht zufrieden und glücklich, Wolfgang," sagte sie neulich mit ihrem bezaubernden Lächeln und indem sie die dunklen Flechten ihres Haares aus der Stirn zurückstrich, „recht ruhig und heiter auf unserer Farm. Es ist wahr," setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, „es giebt hier weder Concerte, noch Schauspiele, noch dramatische Vorlesungen oder interessante Abendcirkel, aber ich habe dafür einige andere Genüsse und Freuden eingetauscht."

„Nun?" frug ich lächelnd, den Arm um ihre schlanke Taille legend.

„Sieh, mein Freund," antwortete sie, indem sie einen Baumzweig abbrach und die Blätter

durch die Hand streifte, „es kann wohl kommen, daß man über den Schönheiten der Künste ganz die der Natur vergißt. Und so ging es mir. Als ich nach dem langen, kalten Winter mit seinen trüben, nebligen Tagen am ersten schönen Frühlingsmorgen die Vögel auf den Bäumen zwitschern und singen hörte, da lauschte ich mit neugierigem Entzücken diesen einfachen Tönen, die ich seit meinen Kinderjahren inmitten des Lärms der großen Stadt nicht wieder gehört hatte. Diese einfachen Laute, die so frisch und fröhlich in die Morgenluft hineinklangen, beruhigten mein bewegtes Innere, ich fühlte einen Frieden der Seele, der selbst beim Hören der Symphonien unserer Meister nicht über mich gekommen war. Bis dahin hatte ich oft mit Sehnsucht an jene Zeit zurückgedacht, wo wir allabendlich entweder im Schauspiele an den Schöpfungen unserer großen Dichter uns erquickten und erhoben oder in den Harmonie-Concerten den wundervollen Klängen Mozarts, Beethovens, Webers lauschten, oder in traulicher Gesellschaft der Freunde am Theetische saßen und uns über die neuen und bedeutenden Erscheinungen der

Bücherwelt, über Leben und Menſchen, über Alles, was nur irgend ein Intereſſe, uns unterhielten. Wie oft hatte ich mich in den erſten Monaten unſeres Hierſeins in unſere ſtädtiſche Kunſtausſtellung gewünſcht, wie ſehr hatte ich die Stunden vermißt, wo wir uns früher an den Werken der alten und neuen Meiſter labten — die Sehnſucht nach dem Verlorenen ließ mich den Erſatz, der mir hier geboten wurde, gar nicht wahrnehmen. An jenem Frühlingsmorgen wurden mir die Augen geöffnet. Kann es ein ſchöneres Gemälde in unſerm Muſeum geben, als das Landſchaftsbild, welches uns umgiebt? Die dunkelgrüne Waldpracht des Weſergebirges, den belebten Strom, die fruchtbaren Thalgelände die zerbrochenen alten Burgruinen auf dem Berge jenſeit der Weſer. Ein intereſſanteres Concert als die tauſend und abertauſend Stimmen der Natur, die uns aus dem Haine, aus dem Fluſſe, aus den Bergen, aus dem Gras der Wieſen, aus der Luft entgegen tönen, ein feſſelnderes Schauſpiel, als die tauſendfache Thätigkeit der Thier- und Menſchenwelt, welche ſich auf dieſem Stückchen Erde bewegt? Von dem Inſekt an, welches an dem

Baume hier seine Zelle anlegt, von der Spinne, welche an dem Zaun dort die ersten Fäden ihres Netzes zieht bis herauf zu Dir, mein Freund, der Du Kraut und Kartoffeln bauſt, nachdem Du den Acker der Wiſſenſchaft beſtellt haſt.“ Und ſie lachte bei der ſcherzhaften Wendung, mit der ſie ſchloß, ſo anmuthig, daß ich ſie entzückt in die Arme ſchloß und einen Kuß auf ihre ſchöne, weiße Stirn hauchte.“

Als der Mann am Tiſche ſoweit im Leſen der alten vergilbten Papiere gekommen, legte er die Blätter einen Augenblick bei Seite und ſtarrte mit jenem düſteren, menſchenfeindlichen Blick, der jede Annäherung erſchreckt zurückſcheuchte, durch das Fenſter hinaus in die finſtere Nacht. Von der Elbe herüber krachte ein dumpfer Schuß. Es war derſelbe Schuß, der die Schiffer und den Lootſen aus der Taverne hinaus in den Hafen lockte. Wahrſcheinlich war es das Nothſignal eines bedrohten Schiffes, welches der Sturm überraſcht, bevor es in einem Elb-Hafen einlaufen konnte. Den Fremden ſchreckte weder der Schuß, noch der wüthende Orkan, welcher die Bäume vor ſeinem Hauſe zur Erde niederbeugte,

das Gebäude in seinen Grundmauern erbeben ließ und die Wogen des Stromes in wildfluthender Brandung gegen die Deiche trieb, aus seinem finsteren Brüten auf. Er öffnete die Fensterflügel und beugte sich hinaus, hinüber nach der Elbe blickend. Der Sturm wühlte in seinem grauen Lockenhaar, kalter Regen peitschte ihm Stirn und Wange — er achtete es nicht. Noch einmal krachte ein Schuß herüber. Der Fremde schloß das Fenster, indem er ein paar Worte murmelte, die wie eine Verwünschung klangen, dann kehrte er wieder zu seinem Sitze am Schreibtische zurück, schraubte den Docht höher und las weiter in den Blättern seines Tagebuchs.

„November 1829. Der Spätherbst mit seinen Regenschauern, seinen dicken, feuchten Nebeln und seinen kalten Winden ist da. Eine düstere, melancholische Jahreszeit! Wo ist das freundliche Bild des Spätsommers und der sonnigen Octobertage mit ihrer reinen, klaren Luft? Dichte Nebel schweben über der Weser und an den Ufern des Stromes, die waldigen Berge sind entlaubt, die lustige Welt der Vögel verstummt — fortgezogen. Ein grauer Himmel hängt über unserm

westphälischen Lande, so trübe und regenschwer, daß man glaubt, er könne nie wieder blau werden. Aecker und Wiesen sind leer und kahl. Dicke Rauchwolken von Torffeuern steigen aus den Schornsteinen der Meiereien und Höfe, in denen der Bauer mit den Seinen um den Heerd sitzt und Kraut einstampft, Rüben schneidet, Erbsen und Linsen reinsiebt, während über dem Feuer Speck und Bohnen in dem kupfernen Kessel schmoren. Es ist die Zeit, wo sich der Mensch in die trauliche Existenz der warmen Stube, an das prasselnde Herdfeuer zurückzieht und er in sich suchen muß, was ihm die Natur draußen versagt: Blüthen, Blumen und Früchte.

Ottilie und unser kleiner Paul, der täglich liebenswürdiger und klüger wird, empfanden anfänglich diesen Wechsel der Jahreszeit schwer. Arbeiten der verschiedensten Art lassen mich ihnen nur wenig Zeit widmen, nicht einmal der Abend gehört uns ganz. Es giebt in dem für mich so ungewohnten und neuen Berufe fortwährend zu arbeiten, ich darf nie müssig sein, wenn ich nicht Schaden leiden will. Mit der Zeit wird sich das ändern.

Einſtweilen hat ein glücklicher Umſtand Ottilie und dem Kleinen wenigſtens einigen Erſatz gegeben. Wir haben ſeit acht Tagen Beſuch bekommen von einem ſehr entfernten Verwandten meiner Frau. Es iſt ein junger Maler, mit einem echten Künſtlernamen: Raphael Garelli. Der Vater war ein Emigrant aus Florenz, der ſich in Deutſchland verheirathet. In dem Sohne iſt der ganze Typus dieſes begabten Volkes ausgeprägt. Raphael iſt vielleicht drei bis vierundzwanzig Jahre alt, alſo zehn Jahre jünger als ich. Aber wie alle Individuen, welche etwas von dem Blute des Südens in ihren Adern haben, beſitzt auch er ſchon jene Mannbarkeit des Geiſtes wie des Körpers, welche bei uns Nordländern erſt ſechs bis ſieben Jahre ſpäter eintritt. Raphael hat ein ſprühendes Auge, eine geiſtvolle Stirn, und Kinn und Mund tragen jenen echtkünſtleriſchen Ausdruck, der ein glückliches Gemiſch von kräftiger, geläuterter Sinnlichkeit und reicher Phantaſie iſt.

Nach den Proben zu urtheilen, die ich in ſeinem Skizzenbuche geſehen, wird er einmal ein tüchtiger Meiſter werden, vorausgeſetzt, daß er Ausdauer und Energie genug beſitzt, um dem

ſinnlichen, nach Lebensgenuß drängenden Element, das in ihm gährt, nicht die Herrſchaft über ſich zu laſſen und vor Allem, wenn er ſich jenen tiefen und ernſten Studien hingiebt, ohne welche ein Künſtler unſerer Zeit nie die Meiſterſchaft erringen wird. Aber ich fürchte zuweilen, Raphael ſcheitert an derſelben Klippe, an welcher ich ſchon ſo manche Künſtlerhoffnung zerſchellen ſah. Ich meine die Gleichgültigkeit ſo vieler Maler, Muſiker Mimen gegen Alles, was mit ihrer Kunſt nicht in directer Beziehung ſteht, die Indifferenz gegen die Politik des Tages, wie gegen die Geſchichte der vergangenen Jahrhunderte, gegen Philoſophie und Religion, wie das Leben des Volkes. Raphael bekümmert ſich weder ernſtlich um das politiſche Leben, noch um die Wiſſenſchaft, noch um die ſchöne Literatur.

Seine hiſtoriſchen Kenntniſſe ſind unzuſammenhängend, Fragmente, die nicht durch eine verbindende Reihenfolge zuſammengehalten werden, von der Philoſophie kennt er kaum die äußeren Merkmale der verſchiedenen Syſteme, von der Erfaſſung und Bewältigung ihres Inhaltes gar nicht zu reden. Und er hat ſo prächtige An-

lagen! Als Gesellschafter ist er unübertrefflich. Sein phantastisches Plaudern, sein schwärmerisches Wesen, seine originelle Einfälle, seine südländische Naivetät, seine bilderreiche, phantasievolle Sprache machen ihn zu einer interessanten Erscheinung. Dabei hat Raphael die Gabe, das Wenige, was er an Kenntnissen besitzt, gut zu verwenden und so die geringe Vertiefung seiner geistigen Bildung zu verbergen. Anfänglich zeigte Ottilie eine gewisse Kälte gegen ihn. Sein excentrisches, phantastisches Wesen hielt sie wahrscheinlich zurück. Es that mir dies leid, da die arme Kleine in der That ein wahres Einsiedlerleben hier auf unserer Farm führt und ich in Raphaels Besuch eine interessante Unterbrechung dieses Einerlei's erblickte. Unser kleiner Paul dagegen kam unserem jungen Freunde mit kindlicher Offenherzigkeit entgegen. Raphael hatte sich in drei Tagen sein kleines Herzchen vollständig erobert. Ich selbst muß oft über die Kindereien, die er mit ihm treibt, lächeln. Er zeichnet ihm mit Kohle Carricaturen von Thier- und Menschengestalten an die Wand des Corridors, er reitet mit ihm auf allen Vieren kriechend durch

die Zimmer, ſpielt hinter der ſpaniſchen Wand Schaf und Wolf mit ihm, malt dem Kleinen einen Bart — kurz der Paul iſt ganz entzückt über den neuen Spielkameraden. Dies ſetzte Raphael bei Ottilie einiger Maßen in Gunſt und ſie beginnt ihre Zurückhaltung und Kälte abzulegen. Raphael, der von allen Künſten etwas, wenn auch nicht viel verſteht, hat auch einige muſikaliſche Bildung und für Ottilie iſt es ein langentbehrter Genuß ihre Lieblingsſonaten und Symphonien wieder ſpielen zu können. Außerdem beſitzt Raphael eine angenehme Tenorſtimme und ſo ſangen die Beiden neulich ein reizendes Duett aus Mozart's „Entführung aus dem Serail.“ Dieſe kleine muſikaliſche Abendunterhaltung hat mich angeregt. In N ....., wo ſich Concert auf Concert, Oper auf Oper drängte, waren mir die muſikaliſchen Genüſſe oft recht läſtig geworden. Dieſes unbeſtimmte Gefühlsleben, dieſe unklare, myſtiſche Schwärmerei, in welche ſich ſo Viele, die ſich häufig muſikaliſchen Genüſſen hingeben, verſinken, widerſtrebt meinem ganzen Weſen. Das „Maß zu halten iſt gut“, bleibt, ſo banal es auch geworden, eine weiſe Lebensregel und bei keinem

Kunſtgenuß iſt dies nöthiger, als gerade bei dem muſikaliſchen. Ich habe Ottilie in N . . . . . oft darauf aufmerkſam gemacht. Ottilie gehört zu jenen nervöſen Naturen, bei denen Alles, was ſie intereſſirt, den Charakter der Leidenſchaft annimmt. Sie hat dabei Neigung zu einer gewiſſen Schwärmerei, die für Frauen um ſo gefährlicher wird, da ihnen in der Regel das Gegengewicht: poſitives Wiſſen und ſtrenge Logik abgeht. Bei Ottilie liegt der Grund theils in ihrer Organiſation, theils in ihrer Erziehung. Sie iſt groß geworden, wie eine Senſitive. Indeſſen will ich nicht darüber klagen, denn ſind dieſe Eigenſchaften Fehler, ſo entſpringen doch aus dieſem ihrem eigenthümlichen Weſen und Sein auch alle jene herrlichen Vorzüge Ottiliens, die das Glück meines Lebens begründen . . . . ."

Der Leſende hielt hier inne, legte das Tagebuch bei Seite und lehnte ſich wieder ans Fenſter, hinaus in die wilde Sturmnacht ſtarrend.

Wolfgang Urdenbach — dies war des Mannes Name — blieb lange in dieſem düſteren Schweigen und Hinbrüten, dann ſtrich er ſich langſam mit der Hand über die Stirn und Augen,

wie um eine Erſcheinung, die ſich ſeinen Blicken in der dunklen Nacht draußen zeigte, zu verſcheuchen und murmelte einige unverſtändliche Worte. Dann kehrte er zu dem Schreibtiſche zurück und nahm ein Blatt Papier aus der Mappe. Dieſes Papier trug die Form eines Briefcouverts. Die Schrift war nicht dieſelbe, wie auf den vorigen Blättern. Jene Schrift der Tagebuchsblätter war eine feſte, runde, energiſche Schrift, markirte Züge, dabei einfach und knapp, ohne Zierrath, eine kernige Männerſchrift, die Schrift des Briefconcepts hingegen war fein und zierlich, dabei nicht ohne Schwung und mit jenem eigenthümlichen Gepräge, welches die Handſchrift leidenſchaftlicher, nervöſer Frauen kennzeichnet. Man ſah es dieſen Schriftzügen bei aller Zierlichkeit und Feinheit an, daß die Hand, welche ſie geſchrieben, bewegt und heiß war, daß das Blut der Schreiberin mit raſcher, faſt fieberhafter Strömung durch die Adern gefloſſen, daß ihre Pulſe oft in lebhafter Erregung geſchlagen und daß der Inhalt den Erguß einer leidenſchaftlichen Organiſation barg, die Seelenoffenbarung einer jener begabten Frauennaturen, bei denen Gemüth und Phan-

taſie vorherrſchend das übrige Seelenleben leiten. Das Concept trug das Datum: „Anfang December“ und ſein Inhalt lautete:

„Meine theuere Herzensfreundin!

„Seit dem Briefe, welchen ich Dir kurz nach unſerem Wegzuge von N . . . . . ſchrieb und worin ich Dir unſer neues Daſein und unſere Landeinſamkeit beſchrieb, habe ich nichts wieder von mir hören laſſen — und doch ſehnte ich mich ſo ſehr nach Dir, um in Deinem treuen Herzen Alles niederzulegen, was mich ſo bewegt und mächtig erregt. Ich klagte Dir in jenem Briefe meine Abgeſchiedenheit, meine Vereinſamung, die Monotonie der neuen Exiſtenz.

„Wolfgang, zu ſehr mit den ernſten Sorgen des Lebens und der Arbeit in dem ungewohnten Berufe beſchäftigt, konnte mir und dem Kinde nur einen geringen Theil ſeiner Zeit widmen. So war ich ganz auf mich und meinen kleinen Engel, meinen herzigen Paul, angewieſen. Du kennſt das liebe blonde Köpfchen mit den hellen, blauen Augen, die ſo gut und lieb in die Welt hineinblicken. Er wird nun bald drei Jahre und

mit jedem Tage liebenswürdiger und verständiger. Du glaubst nicht, wie schnell sich die geistigen Fähigkeiten dieses Kindes entwickeln.

„Er und die frische Natur, die uns umgiebt, war in dem verflossenen Sommer meine einzige Erquickung. Ich ging mit ihm hinaus in die grünen Waldberge, die zu unserer Besitzung gehören und die dicht bis an den Garten unseres Wohnhauses reichen. Wir setzten uns nieder auf das weiche Sammetmoos und freuten uns an dem warmen Sommerleben des Waldes. Er ist so leidenschaftlich der Kleine, in seinem Schmerze wie in seiner Freude. Zuweilen, wenn sein kleines Herz überwallte vor Lust und freudiger Ausgelassenheit, umarmte er die schlanken Tannenbäumchen, die unsern Ruheplatz umgeben, küßte er den Strauß Waldblumen, den er sich gepflückt und schlang dann jauchzend seine Aermchen um meinen Hals. Ein anderes Mal glaubte ich, er würde sterben vor Schmerz. Ich saß lesend auf unserem gewohnten Waldplätzchen, während er wenige Schritte vor mir im Grase spielte. Plötzlich erschreckt mich und den Kleinen ein heftiges Rauschen und Flattern hoch in der Luft. Wir

blicken empor und ſehen wie ſich ein Raubvogel auf ein Täubchen ſtürzt. Das ſchutzloſe Geſchöpf ſuchte dem Räuber zu entfliehen und faſt als wiſſe es, daß wir ihm Schutz gewähren würden, flog es auf die Stelle zu, wo wir ſaßen. Aber noch ehe es uns erreicht, hat der Sperber das Thierchen mit ſeinen Fängen gepackt. In dieſem Augenblick ſtößt Paul einen ſo lauten Schrei des Schmerzes aus, daß der Vogel, wahrſcheinlich dadurch erſchreckt, ſeine Beute fallen läßt. Aber es war zu ſpät. Die Taube war ſchon todt, rothe Blutstropfen floſſen über die weißen Bruſtfedern. Nie werde ich den Schmerz des Kindes bei dieſem Anblick vergeſſen. Laut ſchluchzend bedeckte er den kleinen, entſeelten Vogelleib mit Küſſen und Thränen, drückte die todte Taube an ſeine Bruſt, ſuchte ihr Odem einzuflößen und war untröſtlich, als ſeine Bemühungen vergeblich blieben. In dieſem Augenblick kam Wolfgang.

„Weine nicht, Paul," ſagte er, „wenn Du groß ſein wirſt, gebe ich Dir eine Flinte und dann erſchießt Du den Raubvogel, der die Taube todt gebiſſen hat."

Bei dieſen Worten trocknete der Kleine ſeine

Thränen und indem er seine Händchen ausstreckte, rief er:

„Gieb mir die Flinte, Papa, ich bin schon groß."

Wolfgang lächelte und flüsterte mir leise in's Ohr:

„Er hat viel von Dir geerbt; diese Leidenschaftlichkeit, diese Aufregung, sie sind Dir eigen." Ich aber dachte über die Wirkung nach, welche Wolfgang's Worte auf den Kleinen geübt. Der Gedanke, den Tod der Taube zu rächen, ihren Räuber zu tödten, trocknete des Kleinen Thränen, während alle meine Liebkosungen dies nicht vermocht hatten. Ist dies nicht seltsam, meine Bertha, und sollte Paul dies wirklich von mir geerbt haben? Ich weiß es nicht und mag es auch nicht wissen. Solche Entdeckungen gefährlicher Leidenschaften erwecken mir Furcht und Schrecken. Denn — doch hinweg mit diesen Gedanken."

Hier war der Brief abgebrochen und später erst beendet worden. Dies letzte Bruchstück trug das Datum „Mitte December 1829," war also 14 Tage später geschrieben worden.

„Der Brief, meine liebe Bertha, vierzehn ist volle Tage liegen geblieben. Häusliche Geschäfte aller Art ließen mich ihn nicht vollenden. Ich fahre gleich da fort, wo ich zuletzt stehen geblieben.

„Du kennst, Bertha, meinen Hang zur Schwärmerei und Träumerei. So träumte ich oft, wenn ich mit Paul auf der einsamen Waldwiese war und der Kleine sich im Gras und Moos zwischen den Büschen tummelte, nach einem Schmetterlinge haschend oder Erdbeeren pflückend, ich sei Genoveva und der Kleine: Schmerzensreich. Kam dann Wolfgang, der mit der Flinte ein Paar Waldtauben geschossen, um uns abzuholen, so nannte ich ihn „Herr Pfalzgraf." Er lächelte über meine romantische Träumerei.

„Und Golo?" frug er. Aber es war Niemand da, der die Rolle des bösen Mannes hätte spielen können.

„Unsere Zurückgezogenheit, liebe Bertha, ist in der That urwäldlicher Natur. Wochen vergehen ehe ich ein anderes Gesicht sehe, als das der täglichen Umgebung. Doch nein — ich vergesse Jemand. Wir haben seit einigen Wochen einen Besuch im Hause. Es ist ein entfernter

Verwandter von mir, den ich aber bis daher nicht gekannt. Er iſt ein Maler und heißt Raphael. Es iſt ein lebendiger, ſprudelnder Geiſt, ein Menſch voll mächtiger, blühender Phantaſie und einer Sprache, glühend und bilderreich wie die eines Dichters. Es will bei uns Studien machen und die romantiſchen Gegenden des Weſergebirges in ſein Skizzenbuch aufnehmen. Ich wollte Du lernteſt ihn kennen. Er iſt unſtreitig ein bedeutender Menſch.

„Ich glaube, daß er ein ſchon etwas bewegtes Leben hinter ſich hat, trotz ſeiner Jugend, ich glaube, daß er ſchon oft die Beute gewaltiger Leidenſchaften war, aber ich glaube auch, daß dabei ſeine Phantaſie mehr betheiligt war als ſein Herz. Ich habe außer Wolfgang und meinem Vater keinen Mann genauer kennen gelernt und ſo hat es ein großes Intereſſe für mich dieſe beiden Charaktere: Wolfgang und Raphael zu vergleichen. Aber, mein Gott, es ſcheint faſt Beſtimmung zu ſein, daß ich dieſen Brief nicht zu Ende bringen ſoll, ſoeben fährt eine Kutſche in den Hof und bringt uns Beſuch aus der Nachbarſchaft, den erſten ſeit wir hier ſind.“

Zwei Tage ſpäter. „Unſer Beſuch iſt wieder fort und ich hoffe nun, daß ich mich endlich ungeſtört mit Dir unterhalten kann. Es waren Gutsbeſitzersleute aus der Nachbarſchaft, liebenswürdige, angenehme Gäſte. Wir unterhielten uns recht gut. Wolfgang war ausnahmsweiſe, denn er iſt in der Regel etwas einſylbiger, wortkarger Natur, ſehr geſprächig und erzählte von ſeinen Reiſen in England, Holland, Frankreich und Spanien. Dann muſicirten wir. Ich ſang mit Golo — Gott, wie zerſtreut ich bin, kommt mir wieder meine alberne Waldträumerei in den Sinn, ſtatt Raphael Golo zu ſchreiben. Ich ſang mit Raphael eine Romanze, dann mit der jungen Frau das rührende, ſo wehmüthig ergreifende Desdemona-Lied:

„„Ein Mägdlein ſaß ſeufzend am Feigenbaum grün,
Singt Weide, grüne Weide;
Die Hand auf dem Buſen, das Haupt auf dem Knie,
Singt weide, weide, weide!““

„Nach dem Thee ſchlug Raphael vor einige Acte aus irgend einem claſſiſchen Drama mit vertheilten Rollen zu leſen. Der Vorſchlag gefiel. Es wurde Schiller's „Don Carlos“ gewählt, von

dem wir einige Exemplare im Hauſe hatten. Die junge Frau las die Rolle der Eboli, ihr Mann die des Königs, Raphael den Don Carlos, Wolfgang den Marquis Poſa und ich die der Königin. Nun ereignete ſich etwas, worüber Du lächeln wirſt. Aber dieſer kleine Vorfall war für mich von großer Bedeutung. Ich hatte bis jetzt noch nie in dem Maße den Einfluß empfunden, den leidenſchaftlich organiſirte Naturen auf andere ausüben, wie an dieſem Abend an Raphael. Du freilich, ſage ich noch einmal, wirſt lächeln, wenn ich es Dir erzähle, aber Du biſt auch eines jener in ſich abgeſchloſſenen Weſen, deren ſeeliſche und geiſtige Kräfte weder durch ein Schrecken der Natur, noch durch eine Kataſtrophe menſchlicher Geſchicke aus ihrem glücklichen Gleichgewicht gebracht werden können, Du biſt eine Frau mit Eiſennerven, Bertha. Doch höre — wir laſen alſo den Carlos. Raphael las mit einer Gluth, einer Leidenſchaft, er vertiefte ſich ſo in dem Inhalt und Geiſt ſeiner Rolle, daß wir Andern davon hingeriſſen wurden und als Don Carlos ſeine hoffnungsloſe Liebe ſchildernd die Worte ſprach:

„Ja, es iſt aus. Jetzt iſt
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren. — O in dieſem
Gefühle liegt Hölle — Hölle liegt im andern,
Sie zu beſitzen. — Weh! ich faſſ' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reißen."

und dabei mit leidenſchaftlicher Geberde meine Hand erfaßte, da übergoß es mich mit glühendem Schauer, eine unbeſchreibliche Empfindung, eine unerklärliche Wehmuth und Aufgeregtheit bemächtigte ſich meiner und ich brach in Thränen aus, ohne mir Rechenſchaft über die Urſache dieſer Thränen geben zu können. Alle blickten mich erſtaunt an und ich fühlte eine ſolche Verwirrung, daß ich die Augen beſtürzt zur Erde ſenkte. Wolfgang klappte das Buch zu.

„Mein Kind," ſprach er mit einer faſt ironiſchen Betonung, „wenn Du zufällig Bühnenkünſtlerin wäreſt, ſo würden Dir dieſe Emotionen manche fatale Scene bereiten, zuweilen wohl auch großen Applaus eintragen." Ich weiß nicht, woran es lag, ob an der Betonung oder an den Worten ſelbſt, aber es war das erſte Mal, daß

mich Wolfgang's Worte kränkten. Sie klangen mir ſo kalt, ſo ſpöttiſch. O! Bertha, welcher Gegenſatz zwiſchen dieſem faſt düſtren, kalten, knappen Weſen Wolfgang's und dem ewig bewegten, oft fieberhaft erregten, ſein innerſtes Leben ausſtrömenden Weſen Raphael's. Mein Gott! ich thue Wolfgang vielleicht Unrecht, aber ſo oft ich mich jenes Abends erinnere, beſchleicht mich ein peinliches Gefühl — ein Gefühl, das kalt wie eine Schlange ſich auf mein Herz legt und mir oft den Athem nimmt und die Bruſt zuſammenpreßt.

„Du weißt, meine Bertha, meine liebe, theure Freundin, daß ich vor Dir kein Geheimniß habe, ebenſowenig wie Du vor mir. Laß mich Dir alſo etwas vertrauen, was vielleicht eine vorübergehende Einbildung, ein ſelbſtquäleriſcher Gedanke iſt — aber doch ein Gedanke, der mich ſeit einiger Zeit, vorzugsweiſe aber ſeit jenem Abend verfolgt und peinigt. Mir däucht als ob mein und Wolfgang's Weſen nicht in jener inneren Harmonie zu einander ſtehen, die zu einem glücklichen Eheleben nothwendig. Wolfgang's Intereſſen, ſeine Leidenſchaften — wenn ich dieſen Aus-

druck bei dieſem Charakter überhaupt gebrauchen darf — ſeine Neigungen und Empfindungen ſind andere, als die meinen. Er iſt ein ſtrenger, kalter Vernunftmenſch; die dürre, kalte, trockne Politik iſt ſeine Leidenſchaft, Staatsactionen beſchäftigen ſeine Seele mehr als die Gebilde der Künſte. Volkswirthſchaftliche Theorien feſſeln ihn mehr als die reizendſte Tonſchöpfung oder die duftigſte Blüthe unſerer Lyrik. Ich weiß nicht wie es kommt, daß mir dies jetzt Alles ſo lebhaft vor die Seele tritt und daß ich in unſerer nun faſt vierjährigen Ehe dieſen Unterſchied unſerer Neigungen und Charaktere noch nie ſo lebhaft herausgefühlt habe. Sollte die beſchauliche Einſamkeit unſeres neuen Lebens, dieſes monotone Daſein, das mir gebietet, mich auf mich ſelbſt zurückzuziehen, mir zu dieſer Erkenntniß verholfen haben und ſollte, o! Bertha, es wäre entſetzlich, das, was ich für innere Neigung für Sympathie der Seele hielt, ſollte das Nichts als Täuſchung, Selbſtbetrug geweſen ſein? O, Bertha, es durchrieſelt mich ein Schauer, wenn ich daran denke. Sieh, Bertha, es kommen mir da zuweilen ſonderbare Gedanken. Das Leben in einer großen

Stadt, wie es N . . . . : unſer früherer Aufenthaltsort war, läßt Manches unklar, was uns in der Einſamkeit in erſchreckender Schärfe und Klarheit vor die Augen tritt. So giebt es in der Geſellſchaft gewiſſe Intereſſen, für welche Jeder, der nicht gerade als Vandale erſcheinen will, eine gewiſſe Sympathie, die ſich von der einfachen Theilnahme bis zur Begeiſterung ſteigern kann, zeigen muß.

„So z. B. das Intereſſe für die Künſte, die Muſik, die Malerei, die Sculptur, für das Theater, für die Literatur. Sitzt man nun in den Concertſälen unſerer großen Städte oder im Theater zuſammen, ſteht man in der Gemäldegallerie oder Kunſtausſtellung vor einem Bilde, ſpricht man in einer Abendgeſellſchaft von einem neuen Werke, einer neuen Dichtung und bewundert und tadelt, rühmt oder verurtheilt, ſo hören wir von allen Seiten, je nachdem Lob oder Tadel geſpendet wird: „köſtlich, herrlich, ausgezeichnet, wie gefühlvoll, wie bedeutend, wie ſinnig oder wie abgeſchmackt, wie alltäglich, wie albern.“ Dieſe Theilnahme der Menge, ſei ſie nun Lob oder Tadel ſpendend wiegt uns in einen ſchwe-

ren Irrthum. Wir glauben, daß jedes dieſer Individuen, welche die Geſellſchaft bilden, nun auch in der That Empfänglichkeit, Sympathie, Begeiſterung für die Dinge hegen, die ſie ſo lebhaft beklatſchen oder verurtheilen. Verhängnißvolle Täuſchung! Von dieſen Hunderten nehmen vielleicht nur zehn Menſchen mit dem Herzen Theil. Die Andern denken vielleicht an ganz andere Intereſſen. Ihr Tadel wie ihr Beifall iſt etwas Mechaniſches, eine Thätigkeit ihres Mundes, von der die Seele nichts weiß. Es iſt dies ein Stück unſerer großen geſellſchaftlichen Lüge und Heuchelei.

„Aber Du wirſt fragen: wie hängt dies Alles mit deinem Verhältniß zu Wolfgang zuſammen?

„Du weißt, Bertha, wie ich die Künſte liebe, wie ich beſonders für die Muſik und Malerei ſchwärme — und Wolfgang iſt kalt und gleichgültig dagegen. Wie ich Dir ſchon ſagte: ein nationalökonomiſches Syſtem, eine politiſche Doctrin, irgend eine Tagesbegebenheit von politiſcher Färbung; Alles das intereſſirt ihn mehr. So lange wir in N . . . . . inmitten eines lebendigen, regen Geſellſchaftskreiſes lebten, wo ich viele ver-

wandte Geiſter traf, mit denen ich meine Empfindungen und Gefühle austauſchen konnte, entging mir dieſe Wahrnehmung. In unſerm ländlichen Stillleben, wo man täglich, ſtündlich auf ſich ſelbſt und die Wenigen, die uns umgeben, angewieſen iſt, lernt man ſich in Monaten, Wochen, Tagen beſſer kennen als dort in Jahren.

„Bertha, Bertha, ich fürchte, ich werde einſt noch ſehr unglücklich werden. Wenn ich zuweilen in dieſen trüben, kalten und nebligen Herbſttagen einſam auf meinem Seſſel am Fenſter ſitze und hinaus in die nebelgraue, kahle Landſchaft blicke, dann erſcheint ſie mir wie mein künftiges Daſein. Ohne Blüthen, ohne Blumen, ohne Blätter, öd' und traurig. Im grünen, ſonnigen Frühling und Sommer vergaß ich die einſame Leere meiner jetzigen Exiſtenz, dieſes proſaiſche Einerlei, das mich ſeit unſerem Wegzuge von N..... umgiebt, auf einige Zeit.

„Ja, ich fühlte mich einſt beim Anbruch des Frühlings heiter und glücklich — aber es war nur für eine kurze Zeit. Ich fürchte, Bertha, ich habe mich und Wolfgang getäuſcht.

„Nach den Weinachtsfeiertagen will auch Ra-

phael uns verlaſſen, er will nach Dresden und von dort nach Italien gehen. Dann wird es wieder recht einſam und öd' bei uns werden und mein Paul das einzige Weſen ſein, dem ſich mein Herz erſchließen kann. Es iſt ſpät, faſt Mitternacht geworden, meine Bertha. Die Feder entſinkt der müden Hand, wenn mein Herz auch noch ſo voll iſt und Dir Manches erſchließen möchte. Lebe wohl, lebe wohl und antworte mir bald. Oder beſſer, mache Dein Verſprechen wahr, trenne Dich auf ein Paar Wochen von Deinem Gatten und eile in die Arme

Deiner Ottilie."

Es lagen nur noch zwei Blätter in der Mappe; das eine derſelben war ein Brief Raphael's an Ottilie, das andere .... doch wir wollen die geordnete Reihenfolge dieſer Mittheilungen nicht unterbrechen und die Dinge ſo erzählen, wie ſie ſich ereigneten.

Als Wolfgang Urdenbach die Schriftzüge des Malers erblickte, flog ein unheildrohender, dunkler Schatten über ſeine Stirn. Seine Augen ſchoſſen Flammen und um ſeine Mundwinkel zuckte etwas

von jener Gier, die nach dem Herzblute des Feindes lechzt.

Um seiner Aufregung Herr zu werden, trat Wolfgang an's Fenster und blickte hinüber nach den Elbdeichen, auf deren Kamme Signalfeuer brannten, deren Schein nur matt als schwacher röthlicher Schimmer durch den Nebel und durch den Regen herüberleuchtete. Der Sturm tobte indessen noch immer mit ungeschwächter Kraft fort. In der Stadt glänzte durch alle Fenster helles Licht. Die Einwohner blieben wach, da sie das Hereinbrechen einer Springfluth fürchteten, wie sie Glückstadt schon öfters heimgesucht hatte. Draußen am Außenhaven und längs des Uferdammes standen Fischer und Schiffsleute, die nach einem Schiffe auslugten, das kaum noch eine Stunde vom Hafen entfernt sein konnte, sich aber in böser Noth befinden mußte. Nothschuß auf Nothschuß krachte dumpf über die grauen Wogen und doch konnte kein Lootse und kein Boot auslaufen, um den Bedrängten beizustehen.

Sturm und Regen scheuchte die Muthigsten zurück.

Auch Wolfgang Urdenbach hörte die dumpfen

Nothschüsse, die ihm sagten, daß Menschen in der dringendsten Lebensgefahr waren, aber sie ließen ihn kalt und ruhig. Denn er haßte die Menschen, haßte sie aus tiefstem Herzensgrunde und floh ihren Umgang, als wären es giftige, lauernde Amphibien, stechende Schlangen und Scorpionen.

„Wenn es die Sündfluth wäre, die hereingebrochen über dieses verderbte Geschlecht," murmelte er und drückte die Stirn gegen die Fensterscheiben.

Dieser Mann haßte die Menschen, er verfluchte ihre Falschheit und Heuchelei, er wollte lieber in Gemeinschaft mit den reißenden Thieren des Urwaldes leben als mit den gleißnerischen Larven in Menschengestalt und doch — wenn er ein Kinderantlitz sah, so ein kleines, liebes, blondes Kindergesicht mit rosigen Wangen und hellen, lichten Augen, die noch voller Unschuld und Herzenseinfalt in die Welt hineinschauten — da packte es diesen harten, kalten Mann, diesen Menschenfeind und Menschenhasser mit heißer, unwiderstehlicher Gewalt. Und fügte es der Zufall, daß er so ein Kind allein traf, unbeobachtet von eines Menschen Blick, dann preßte er es in wildem, leidenschaftlichem Schmerz an seine Brust, bedeckte

das kleine Geſicht mit Küſſen und Thränen und floh ſcheu, wie Einer, der eine böſe That begangen, wenn die Kleinen beſtürzt durch das ſeltſame Gebahren des fremden, bärtigen Mannes in ängſtliches Weinen ausbrachen. Vielleicht dachte er in dieſem Augenblick an ſo ein liebes, gutes Kinderantlitz, an ein kleines, blondes Lockenköpfchen, welches ſich einſt an ſeine Wange geſchmiegt und ihn mit den blauen Augen lächelnd angeſchaut, ihn mit den Händchen geſtreichelt und geliebkoſt hatte. Er ſtrich ſich mit der flachen Hand über die Augen, an deren Wimpern eine Thräne glänzte und ging dann, er der Mann, der wie aus Stein und Eiſen zuſammengefügt ſchien, wankenden Schritts gegen ein Pult, das im Hintergrunde des Zimmers ſtand. Er öffnete ein geheimes Fach des Schrankes und holte aus demſelben ein Medaillon, in welchem eine blonde, weiche Kinderlocke eingeſchloſſen war. Dann öffnete er ein anderes Fach und zog aus demſelben ein blaues Kinderwamms, von feinem, weichem Tuche mit Sammet beſetzt und ein kleines, rundes Knabenhütchen von dunklem Caſtor mit einer ſchwarzen Straußenfeder hervor. Er breitete dieſe

Gegenstände vor sich auf dem Tische aus, und indem er bald das Medaillon mit der Locke, bald das Kleidchen an seine Lippen drückte, brach er in krampfhaftes Schluchzen und Weinen aus.

„Mein Paul — mein liebes, gutes Kind,“ schluchzte er, „werde ich Dich nie wieder an mein Herz drücken, in meine Arme schließen können?“

So saß er lange, lange dieser rauhe, harte Mann, weinend und schluchzend vor diesen wenigen Habseligkeiten, die ihm von seinem Kinde geblieben und seine heißen Thränen fielen auf das kleine Wamms und den kleinen, runden Hut, der einst auf den blonden Locken seines Kindes geruht.

„O! o!“ schluchzte er, „nur noch einmal möchte ich in die lieben, guten Augen blicken, nur noch einmal seine liebe Stimme hören.“ Er bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und weinte still vor sich hin.

Dann raffte er sich mit gewaltiger Anstrengung auf, verbarg das Medaillon in seinem Busen und die übrigen Reliquien in dem geheimen Fach und maß dann mit stürmischen Schritten die enge Stube.

„Ruhig, ruhig, Wolfgang," ſprach er mit dumpfem Tone, während wieder jener grimmige, unheildrohende Schatten über ſeine Stirn flog, „werde kein kindiſcher, weibiſcher Narr, der wie eine alte Betſchweſter greint. Bleib' hart, Herz, hart wie das Erz, kalt und gefühllos wie der Stein. Denn es wird der Tag kommen, wo Du ein erzenes Herz brauchſt und eine ſichere Hand, die nicht zittert und ein feſtes, klares Auge, das durch keine Thräne getrübt iſt. Ach! ich weiß es, er wird kommen der Tag der Rache. Ich werde ihn finden den Judas, ich werde ihn finden auf der Erde oder auf dem Meere, lebend oder ſterbend, praſſend in Ueppigkeit, im Arme einer Buhlerin oder verhungert als Bettler auf dem Straßenpflaſter. Und dann, dann, wenn ich ihn gefunden, werde ich mit ihm in's Gericht gehen, in ein Gericht, gegen das die Verdammniß der Hölle, von der die Pfaffen und Thoren ſchwatzen, ein Paradies ſein wird." Und er ſetzte ſich wieder an den Tiſch, auf welchem die Mappe lag, ergriff den Brief Raphael's, der vom Weihnachtsabend 1829 datirt war und las:

„Nicht länger ertrage ich es, Ottilie, es muß

heraus aus dem engen Gefängniß der Bruſt oder es tödtet mich. Wochen, Monate lang, von dem erſten Tage an, wo ich Sie ſah, Ottilie, habe ich mein Geheimniß, dieſe drei Worte, die ich Ihnen ſagen will, mit mir herumgetragen. Wie oft in dieſer Zeit ſtand ich, einen ſchweren, ſchweren Kampf kämpfend an dem Ufer der Weſer, um mich und mein unſeliges Geheimniß in den trüben Fluthen zu begraben, wie oft wenn ich draußen im Gebirge mit der Mappe und der Jagdflinte herumſtreifte, ſetzte ich den Lauf des Gewehres an die Stirn, um ſie zu zerſchmettern und die dahinter hämmernden Gedanken im Blute meines eignen Hirns, aus dem ſie erſtanden, zu erſticken, wie oft gelobte ich mir mit theurem Schwure, Euer gaſtliches Dach in heimlicher Nachtſtunde zu verlaſſen und mich in's Gewühl der Welt zu ſtürzen, dort im Strudel wilder Bacchanalien die Erinnerung an Sie, Ottilie, zu tödten — aber im entſcheidenden Augenblicke tauchte ſtets Ihr Bild vor mir auf, ich ſah — o! Ottilie laß mich nur ein einziges Mal die kalte Sprache der Convenienz vergeſſen — ich ſah den Strahl Deines Auges, das zauberiſche Lächeln Deines Mundes,

ich hörte den Silberklang deiner Stimme — und dahin waren die Gedanken an Vernichtung und heimliche Flucht.

„Ottilie! ich liebe Dich. Begreifst Du, Weib, theures, einziggeliebtes Weib, was in diesen drei Worten liegt? Ich liebe Dich, Ottilie und Du — Du bist die Gattin eines Anderen. Und dieser Andere kennt den Edelstein nicht einmal in seinem vollen Werthe, er vermag das Juwel nicht zu schätzen, er weiß nicht, welche Gunst ihm der Himmel erwies, als er Dich ihm, Ottilie, schenkte.

„Wolfgang ist brav und gut, aber er gehört zu jenen Alltagsmenschen, welche die göttliche Offenbarung im Weibe“ — um die Lippen des Lesenden zuckte beim Ueberfliegen dieser Stelle ein Lächeln bittern Spottes — „die Erhabenheit seiner Erscheinung nicht zu würdigen verstehen. Was bist Du diesem Manne, Ottilie, was bist Du ihm, der kalt und gleichgiltig ist gegen alle die edlen Empfindungen, die Deine zartbesaitete Seele bewegen? — Du bist die Mutter seines Kindes und die Verwalterin seines Hauses, seiner Wirthschaft. — Das edle Gefäß ist in seiner Hand zum gewöhnlichen Wirthschaftsgeräth geworden.

„Ottilie, wenn das Geſchick es anders gefügt, wenn der Himmel mir das Glück geſchenkt hätte, welches Wolfgang nicht zu würdigen verſteht? An der Seite eines Weibes durch das Leben zu gehen, das ſo wie Du im heiligen Feuer der Begeiſterung für das Schöne und Göttliche in den Künſten erglüht, mit Dir zu ſchwärmen und zu ſchweifen im Reich der Träume und der Poeſie — ach, Ottilie, das iſt ein Gedanke, ſo ſchön, ſo beſeligend, ſo herrlich, daß ihn eben nur ein Dichter in ſeinen Träumen empfinden kann. Und doch, Ottilie, war es nicht ein bloßer Zufall oder der Beſchluß Deiner Eltern, der Dich dieſem Manne verband. Es war nicht Dein freier, wohlüberlegter, unabhängiger Wille, der Dich dieſem Manne zu eigen machte, — nein, Ottilie, ich glaube es nicht. Er fand Dich auf ſeinem Lebenswege wie man eine Blume findet auf einem Spaziergang, abſichtslos und ohne nach ihr geſucht zu haben, Du gefielſt ihm, er hatte eine Stellung im Staate, einen Titel in der Geſellſchaft, er beſaß ſo viel um einen Hausſtand gründen und erhalten zu können — aber das ſind auch ſeine ganzen Anrechte. Er hielt um Deine Hand an und Deine

Eltern gaben ſie ihm. Nicht wahr, Ottilie, das iſt die Geſchichte Deiner Eheſchließung, eine ganz alltägliche, tauſendfach ſich wiederholende Geſchichte, die ſo abgedroſchen iſt, daß keine Seele ein Wort darüber verliert. — Aber, mein Gott, wovon ſpreche ich, welche tollen Worte entſtrömen meiner Feder. Vergieb, vergieb, Ottilie, wenn ich Dich im Wahnſinn meiner Leidenſchaft beleidigte, ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche. — Aber noch eine Bitte habe ich auf dem Herzen, eine einzige, einzige Bitte. Ich muß fort von hier. Der Boden brennt mir unter den Füßen, die Luft droht mich zu erſticken. Ich kann nicht länger in Deiner Nähe leben, Dich ſehen, hören, mit Dir ſprechen und in ſtummer Reſignation eine Folterqual ertragen, gegen welche alle körperlichen Schmerzen nichts ſind. Ich muß alſo fort von hier. Wohin — das wiſſen die unſterblichen Götter, aber nur nach einem Orte, wo ich Ruhe finde und vergeſſen oder ſterben kann.

„Aber bevor ich ſcheide, auf immer von Dir ſcheide, möchte ich Dich noch einmal ſprechen, unbelauſcht und ohne Zeugen, ſprechen mit Dir, nachdem Du das Geheimniß meiner Liebe kennſt.

Ich weiß es, Ottilie, Du wirst mir diese letzte Bitte nicht versagen, diese Bitte, die für Dich die eines Sterbenden ist — denn Du wirst mich nie, nie wiedersehen. Sei barmherzig, Ottilie, und komme; ich bitte nur um eine einzige Minute; wirst Du sie mir verweigern, nachdem Du Jenem Dein ganzes, reiches Leben geschenkt? Ich erwarte Dich um fünf Uhr an dem Tannengebüsch am Ende des Gartens. — Eine Stunde später bin ich nicht mehr hier.

Raphael."

Ottilie kam zu dem Rendez-vous welches Raphael vor seiner Abreise erfleht hatte und damit war der entscheidende Schritt, der das fernere Lebensglück von vier Menschen bestimmen sollte, gethan. Raphael verließ nach jenem Rendez-vous das Landgut an der Weser nicht, sondern blieb. Dazu kam noch ein verhängnißvoller Umstand. An dem Tage, wo jene Zusammenkunft Ottiliens und Raphael's stattfand, erhielt Wolfgang einen Brief aus Dresden, worin ihm ein dortiger Notar die Mittheilung von einer, Wolfgang durch den Tod eines in Dresden lebenden Onkels zuge-

fallenen ziemlich beträchtlichen Erbschaft machte. Doch war das persönliche Erscheinen Wolfgang's unbedingt nöthig und der Notar ersuchte ihn sofort die Reise anzutreten.

Eine Reise von der Porta Westphalica nach Dresden war im Jahre 1829 ein beschwerlicheres und langwierigeres Unternehmen als in unserer Zeit, wo die Eisenstraßen die Entfernungen zwischen Städten und Ländern fast aufgehoben haben. So sehr auch Wolfgang sich mit Erledigung der gerichtlichen Schritte, die zur Erhebung der Erbschaft, die sich als eine sehr beträchtliche herausstellte, beschleunigte, es vergingen doch über acht Tage bevor er Dresden wieder verlassen konnte. Zur Hin- und Zurückreise bedurfte er ebensoviel Zeit. — Wolfgang reiste Tag und Nacht und in Minden, das von seiner Besitzung nur noch zwei Stunden entfernt war, nahm er Extrapost.

Wolfgang Urdenbach war kein Mann, der an Ahnungen und Vorgefühle glaubte und wenn er auch nicht zu jenen materiellen Verstandsmenschen gehörte, für die es nichts in der Welt giebt, als was sich zählen, wiegen, messen läßt, so war er doch eine jener klaren Vernunftsnaturen, die selbst

da den natürlichen Zuſammenhang der Dinge noch zu ergründen ſuchen, wo tauſend Andere ſich ſchon im metaphyſiſchen Nebel verloren haben. Und doch fühlte er, je näher er ſeinem Landgute kam, eine gewiſſe ſeltſame, ängſtigende Beklemmung. Es war nicht der Gedanke an die Freude des Wiederſehens, der ihm das Herz zuſammenſchnürte, nicht der Gedanke in einer Stunde ſchon ſein Weib und Kind, ſeinen kleinen, herzigen Paul, den er mehr als ſeinen Augapfel liebte, an dem ſein Vaterherz mit allen Banden und Faſern hing, wieder in ſeine Arme ſchließen zu können, es war eine traurige, peinliche, quälende Beklemmung.

Giebt es Ereigniſſe, die ihren dunklen Schatten vorher in die Seelen derer werfen, welche ſie betreffen?

Es war ein kalter, nebliger Winterabend. Der Wind wehte Schneegewölk von dem Weſergebirge herüber, vom Strome her ſtrich ein ſcharfer Zugwind und doch mußte ſich Wolfgang den perlenden Schweiß von der Stirn wiſchen. Jetzt lenkte der Wagen in eine Pappelallee ein, die gerade Wegs nach dem Wohnhauſe Urdenbach's, das inmitten der Gutsgebäude lag, führte. Wolfgang

bog ſich weit aus der Kutſche, um zu ſehen, ob das große, mittlere Wohnzimmer erleuchtet ſei. Denn er hatte, um die Seinigen zu überraſchen, den Tag ſeiner Ankunft nicht genau beſtimmt. Vielleicht erblickte er durch die Gardinen hin- und herhuſchende Schatten, die Geſtalten ſeines Weibes und ſeines Kindes, von dem er ſich bis zu dieſer Reiſe nur auf Stunden getrennt und von dem er jetzt über vierzehn Tage lang entfernt geweſen. Wie ſehnte er ſich nach ſeinem kindlichen Geplauder, nach ſeinen Liebkoſungen, nach dem Anblicke ſeines lieben, guten Geſichts.

Aber inmitten dieſer Empfindungen und Träumereien überfiel ihn wieder jene ſeltſame, unerklärliche Angſt. „Sollte es wirklich Vorgefühle, Ahnungen geben," dachte er bei ſich, „ſollte Paul oder Ottilie krank ſein oder gar — aber nein, nein, das war nicht möglich. Dann hätte Ottilie in ihrem letzten Briefe doch irgend etwas darüber erwähnen müſſen und wenn ihm auch dieſer Brief Ottiliens — der einzige, den ſie ihm nach Dresden ſchrieb — etwas ſonderbar in Ausdruck und Inhalt vorgekommen, ſo hatte ſie doch nicht das Mindeſte von Krankheit oder nur Unwohlſein be

merkt, weder in Beziehung auf Paul, noch auf ſich ſelbſt. Dieſe Gedanken flogen alle mit blitzesartiger Schnelle durch ſeinen Geiſt als er die Pappelallee hinabfahrend zum Wagenfenſter herausgebeugt nach ſeinem Wohnhauſe hinüber ſpähte.

„Aber was iſt denn das — was bedeutet dies?“ frug er ſich plötzlich die Augen reibend, „alle Fenſter der mittleren und oberen Etage ſind dunkel und nur unten im Parterre, in der Wohnſtube des Verwalters ſchimmert ein Lichtſtrahl durch die Gardinen?“

Wolfgang zog die Uhr; es war eine helle Winternacht, die dünne Schneehülle, welche die Fluren bedeckte, ließ ihm die Zeiger genau erkennen; es war erſt acht Uhr vorüber.

„Unmöglich kann Ottilie ſchon ſchlafen gegangen ſein,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „wenn auch der Kleine zur Ruhe gebracht worden iſt.“ Da fiel ihm ein, daß Ottilie auch in einem der hinteren Zimmer ſein könnte, die für den Winter traulicher und wohnlicher eingerichtet waren und die Ausſicht auf die Weſer und das Gebirge boten.

„Schwager!“ rief er dem Poſtillon zu, „wenn

Euch nicht das Posthorn zugefroren ist, so schmettert jetzt ein lustiges Stücklein, daß es durch Nacht und Nebel bis hinüber in die Waldberge klingt und Hirsch, Reh und Fuchs aus ihrem Lager auftreibt."

Der Postillon stieß in's Horn, die Kutsche rasselte rasch dem Gehöfte zu, die Hunde schlugen an, Lichter schwankten über den Hof, knarrend öffnete sich das Thor und Wolfgang sprang mit pochendem Herzen aus dem Wagen.

„Mein Kind — meine Frau," frug er in athemloser Eile den Verwalter, der den Kutschenschlag geöffnet, „sind sie wohl, sind sie noch munter, haben sie mich heute erwartet? Ich sehe kein Licht in dem Wohnzimmer, sind sie auswärts, auf Besuch oder schlafen sie schon?" Diese Fragen drängten sich in überstürzender Eile aus Wolfgang's Mund.

Der Verwalter, ein junger Mann, zögerte in sichtlicher Verlegenheit mit der Antwort.

„Aber so sprechen Sie doch, Herr," wiederholte Urdenbach, indem er lebhaften Schritts mit dem an seiner Seite gehenden Verwalter über den Hof nach dem Wohngebäude zu eilte.

„Die Frau Profeſſorin“ man nannte auf dem Landgut ſowohl Wolfgang wie ſeine Frau noch mit dem früheren Titel — „die Frau Profeſſorin iſt vor einigen Tagen . . .“

„Aber, mein Gott, ſo vollenden Sie doch,“ rief Wolfgang außer ſich, „was iſt mit meiner Frau?“

„Sie iſt verreiſt,“ ſetzte der junge Verwalter endlich hinzu und ſtrich ſich mit der flachen Hand übers Geſicht, als wolle er die Schneeflocken, die ſich im Bart und Haar feſthingen, abſtreifen.

„Verreiſt? Und wohin? Mit dem Kinde oder allein? ich verſtehe das Alles nicht,“ rief Wolfgang aus, indem er den Verwalter mit einem Blicke anſah, der bis auf den innerſten Grund der Seele tauchte.

„Ich glaube — ich glaube,“ ſtotterte dieſer immer verlegener, „ich glaube, die Frau Profeſſorin hat in ihrer Stube auf ihrem Toilettentiſch einen Brief zurückgelaſſen — ſie ſprach davon als ſie Abſchied nahm.“ Der Verwalter ſprach das Letzte in leere Luft.

Bei den erſten Worten war Wolfgang mit zwei gewaltigen Sätzen hinauf, über den Vorſaal

und in das Schlafzimmer seiner Frau gestürzt. Er setzte den Leuchter, der im Treppenhaus gebrannt hatte, und den er mit heftigem Griff im Vorbeistürmen erfaßt auf den kleinen, runden Tisch, der inmitten des Zimmers stand und stützte sich mit der Rechten auf die Lehne eines Sessels, während er die Linke gegen sein laut und hörbar, in schnellen Schlägen hämmerndes Herz preßte. Seine Blicke durchflogen in einem Nu das ganze Zimmer. Dort in der Nähe des Fensters, hinter den orangenfarbigen Gardinen, stand das Bett seiner Frau, dicht daneben das des Kindes. Die Vorhänge waren ein wenig zurückgeschlagen und Wolfgang sah, daß beide Betten in unberührtem Zustande waren. In der Ecke stand ein kleiner Spieltisch, auf welchem eine Kinderflinte, ein kleiner Säbel und verschiedene Schachteln mit Spielzeug lagen. Daneben hing ein kleines blaues Wamms mit schwarzem Sammet besetzt und ein dunkler Castorhut mit einer Straußfeder. Am mittlern Fenster stand der Toilettentisch, auf dessen Platte ein Brief von Ottiliens Hand geschrieben, sorgfältig versiegelt war und die Aufschrift:

„Für Wolfgang Urdenbach“

trug. Regungslos wie eine Statue, das Haupt vorgebeugt, die Linke auf das Herz gepreßt — ſo betrachtete Wolfgang den Brief. Er war in einem Zuſtande unbeſchreiblicher Aufregung. Wachte oder träumte er? Was ging mit ihm vor, was bedeutete das Alles? — Er blickte auf und ſchrak zurück als er ſein eignes todtenbleiches Antlitz in dem gegenüberhängenden Wandſpiegel bemerkte. Ein unheimliches Gefühl bemeiſterte ſich ſeiner und ein Ausruf des Schreckens flog über ſeine Lippen. Aber Wolfgang Urdenbach war nicht der Mann, der ſich lange unter dem Bann ſolcher betäubender und entnervender Eindrücke beugte. Mit energiſcher Geberde raffte er ſich auf, nahm den Brief und trat damit zur Kerze, die von dem durch die offene Vorſaal- und Zimmerthür hereinſtrömenden Zugwinde bewegt, unſtät hin und her flackerte und ein ungewiſſes Licht auf Wolfgang's bleiche, aber jetzt ruhige und gefaßte Züge warf. Dennoch bebte ſeine Hand ein wenig als er das Siegel des Briefes löſte und das Couvert abſtreifte. Dann entfaltete er das Blatt und las den nur wenige

Zeilen enthaltenden Brief. Dieſe Zeilen lauteten:

„Lebe wohl, Wolfgang, lebe wohl für immer. Ich gehe fort von hier, fort, um nie wiederzukehren. Wenn ich eine Sünde, ein Verbrechen damit begehe, ſo möge Gott mich dafür beſtrafen, aber ich kann nicht anders. Ich habe gekämpft und gerungen gegen den Zauber, den er auf mich ausübte, aber ich unterlag, ich kann nicht von ihm laſſen und er nicht von mir. Unſere Geſchicke ſind von jetzt an unauflöslich an einander gekettet. Ich flehe Dich nicht um Deine Verzeihung an, ich weiß es, Du kannſt mir nicht verzeihen, mein Vergehen gegen Dich iſt zu groß — und doch kann ich nicht anders.

„Du wirſt mir fluchen, Wolfgang, ich weiß es, ich habe ihn verdient Deinen Fluch und doch, wenn Du ihn hörteſt, den Zauber ſeiner Worte, wenn Du — doch nein, nein Du wirſt es nicht, Du kannſt es auch nicht. Ich liebe ihn, Wolfgang, wir können nicht von einander laſſen und doch, Wolfgang, doch fühle ich mich in dieſem Augenblick ſchon recht unglücklich und elend! Gott, Gott vergieb mir, — Ich nehme unſer Kind,

unſern Paul mit mir. Ich kann nicht leben ohne ihn, es würde mein Tod ſein. O, Wolfgang, Du mußt mich haſſen, mußt mir fluchen, denn ich bin hartherzig und ſelbſtſüchtig und raube Dir Alles, Alles.

„Vielleicht wäre es nicht ſo gekommen, wenn Du mich im Augenblick des entſcheidenden Kampfes nicht verlaſſen, vielleicht hätteſt Du mir verziehen, wenn ich reumüthig Dir Alles geſtanden — aber jetzt iſt es zu ſpät. Ich weiß es, Wolfgang, Gott wird mich einſt heimſuchen für die Sünden, die ich an Dir begehe und ich werde mein Haupt willig unter ſeine Hand beugen. — Raphael drängt zum Aufbruch. Mein Hirn brennt. Meine Thränen fließen. Aber der Würfel iſt gefallen. Ich kann nicht bleiben, ich kann Dir nicht wieder vor die Augen treten. Lebe wohl, lebe wohl, Wolfgang für immer!

Ottilie."

Der Brief entfiel der Hand des unglücklichen Mannes. Wenn ſich Wolfgang auch auf ein Unglück, eine Kataſtrophe gefaßt gemacht, dieſe war zu unerwartet, zu grauſam. Jene Betäubung, die ihn beim Eintritt in's Zimmer gefaßt,

ergriff von Neuem und mit intenſiverer Gewalt ſeinen Geiſt und ſeine Sinne. Er ſaß da wie im traumähnlichen Zuſtande, gelähmt in ſeinem Denken und Empfinden, ſelbſt in ſeinen phyſiſchen Bewegungen. So vergingen mehrere Stunden; die Kerze war bis auf einen kleinen Stumpf niedergebrannt und flackerte zuweilen hell auf, bald drohte ſie ganz zu erlöſchen.

Draußen tobte der Nachtwind und trieb vom Fluß und vom Gebirge her Schneewolken gegen das Gehöfte. Es ſchlug Mitternacht. Der helle, ſcharfe Klang der Wanduhr ſchreckte den unglücklichen Mann aus ſeinem dumpfen Hinbrüten auf. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, rieb ſich wie ein Schlaftrunkener die Augen und brach in ein hohles, ſchallendes Gelächter aus:

„Narr, Narr, der ich bin,“ lachte er für ſich hin, indem er wie Einer, der eben aus einem ſchweren Traume erwacht, um ſich blickte, „Narr, der ich bin,“ wiederholte er, „auf dem Stuhle hier einzuſchlafen und ſolches verrücktes Zeug zu träumen. Aber das kommt von dem heißen Punſch, den ich im Poſthaus zu Minden trank, es fror mich ſo heftig und ich trank den Punſch

ſo haſtig hinunter und nun ſind mir die Spritgeiſter in den Kopf geſtiegen und treiben allerlei dummen Spuk darin. Ha, ha, es iſt zum Todtlachen. Meine Frau und Kind fortgelaufen mit dem Raphael, dem Maler, der ſolche Schnurrpfeifereien mit dem Kleinen trieb und die ſpaßhaften Bilder an die Wand malte. Hörſt Du es, Ottilie... Ha, ha, hörſt Du es oder ſchläfſt Du ſchon?“ Und der Unglückliche, der nahe daran war den Verſtand zu verlieren, näherte ſich dem Bette ſeiner Frau. Er ſchlug die Gardinen auseinander und wich entſetzt zurück, wie von einem hellen Lichtſtrahl geblendet, als er weder Ottilie noch das Kind erblickte. In dieſem Augenblicke erloſch ziſchend die Kerze, ein Schwindel, ein ohnmachtähnlicher Taumel erfaßte den ſonſt ſo ſtarken Mann und er ſank bewußtlos am Bette ſeines Kindes nieder.

Das matte, bleiche Licht eines nebligen Wintermorgens fiel durch die Fenſter und Gardinen des Zimmers, als Wolfgang aus dem dumpfen Schlummer erwachte. Ein Fröſteln ließ ihn zuſammenſchauern, als er auf dem Tiſche den Brief Ottiliens und die niedergebrannte Kerze erblickte.

Zugleich trat die Erinnerung an den geſtrigen Abend in voller Klarheit vor ſeinen Geiſt und als er den Brief noch einmal durchgeleſen, da wußte er, daß das, was er geſtern erlebt, kein Traum, keine Erſcheinung einer überhitzten Einbildungskraft, ſondern entſetzliche, nackte Wahrheit war.

Aber die Beſtätigung ſeines Unglücks warf ihn nicht wieder bewußtlos zurück wie es die erſte Kunde deſſelben am geſtrigen Abend gethan. Sein Blick fiel auf das Toilettentiſchchen ſeiner Frau. Der Schlüſſel ſtak — vielleicht abſichtlich vergeſſen, um Wolfgang eine Aufklärung über die Entſtehung der unſeligen Leidenſchaft und über die Entwicklung derſelben zu geben — im Schloſſe. Er öffnete. Obenauf lagen zwei Papiere. Das eine dieſer Papiere war das Concept jenes Briefs, welchen Ottilie an Bertha geſchrieben, aus welchem ein Kenner des Menſchenherzens ſchon die erſten Spuren der Verirrung der jungen Frau erkennt, das andere Papier war der Brief Raphael's an Ottilie, in dem er ſie um das Rendez-vous bat. Dieſe beiden Briefe ſagten Wolfgang Alles.

## IV.

Von dieſem Morgen an war Wolfgang's Leben nichts als ein Suchen nach ſeinem Kinde. Für Ottilie hatte er weder einen Fluch, noch eine Sehnſucht im Herzen, ſeit jenem Abend ſeiner Heimkehr war ſie für ihn geſtorben. Höchſtens daß zuweilen, aber nur in ſehr ſeltenen Momenten, ein Gefühl des Mitleids für die Verirrte ihn ergriff. Das einzige Gefühl, das ihn beherrſchte und das alle ſeine Schritte leitete, war: die Sehnſucht nach ſeinem Kinde und Vergeltung zu üben an Dem, der ſein Lebensglück zerſtört. Seine geſchäftlichen Verhältniſſe waren bald geordnet. Die Erbſchaft hatte ihn in Verbindung mit dem was er ſchon beſaß zu einem reichen Manne gemacht, ſo daß er bei ſeinen Nachforſchungen keine Geldopfer zu ſcheuen brauchte. Er verkaufte ſein Gut an der Weſer und reiſte,

nur begleitet von einem Diener, in die Welt seinem Kinde nach, das man so gewaltsam ihm geraubt hatte. Er warb Agenten in allen Hauptstädten Europa's und der Vereinigten Staaten, die ihn in seinen Nachforschungen unterstützten. Er erließ anonyme, aber für die Betreffenden deutlich genug gehaltene Aufrufe in den gelesensten Zeitungen, worin er Ottilie und ihrem Verführer Verzeihung versprach, wenn sie ihm sein Kind überliefern würden, alle, alle Nachforschungen und Aufrufe waren vergeblich. Er erfuhr nicht das Geringste über das Schicksal der Entflohenen.

Zweimal durchforschte er die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, keine Hauptstadt und kein Land Europa's blieben undurchsucht, aber Nichts, Nichts, leitete ihn auf ihre Spur. Ohne Zweifel hatte Raphael seinen Namen gewechselt und alle seine Anstalten so vorsichtig getroffen, daß er nicht entdeckt werden konnte.

Ueber sechs lange Jahre waren so unter diesen Reisen, Suchen und Nachforschungen hingegangen. Der Schmerz um sein verlorenes Kind hatte Wolfgang's braunes Haar ergrauen lassen

und tiefe Furchen in ſeinem Antlitz gezogen, aber gebrochen hatte der Schmerz weder ſeinen Geiſt noch ſeinen Körper. Wolfgang hatte auf ſeinen großen Reiſen viele Gefahren zu beſtehen gehabt. Als er im Weſten der nordamerikaniſchen Union reiſte, als er ſpäter Ungarn, die europäiſche Türkei, Griechenland und Kleinaſien durchſtreifte, hatte er oft durch reißende Ströme ſchwimmen, ſteile Felſenpfade erklimmen, mit wilden Beſtien und räuberiſchen Anfällen kühner Banditen kämpfen müſſen. Kräftig von Natur hatte dadurch ſein Geiſt und Körper, geſtählt in dieſer Schule der Gefahren, eine Elaſticität gewonnen, die in Erſtaunen ſetzte und ihm oft gleichſam ſpielend die ſchwierigſten Hinderniſſe überwinden ließ. Und wenn der Hafenlootſe von Glückſtadt dem Fiſcher Harmſen in der Taverne „zum Elbpavillon“ verſicherte, daß der „Wilde“ oder der „Sohn der Wildniß“ wie ihn die Glückſtädter Witzköpfe nannten, des Nachts bei Mondſchein zuweilen quer über die Elbe hinüber nach dem Kehdinger Lande geſchwommen ſei, ſo war dies, ſo erſtaunlich es auch klang, doch kein Schiffermärchen. Doch kehren wir wieder zu den Nach-

forſchungen Wolfgang's nach ſeinem Kinde zurück.

Es waren über ſechs Jahre ſeit der Flucht Ottiliens verfloſſen und Wolfgang befand ſich gerade in London, wo er Raphael's Spur aufgefunden zu haben glaubte, als er von einem ſeiner Agenten, die er reichlich für ihre Nachforſchungen bezahlte, einen Brief erhielt, in welchem ihm eine wichtige Mittheilung gemacht wurde.

Der Brief war aus Baltimore datirt und theilte ihm mit, daß er, der Agent, den Entflohenen höchſtwahrſcheinlich auf die Spur gekommen. „In Waſhington," ſo ſchrieb der Agent, „lernte ich einen deutſchen Maler Namens Bergwaſſer kennen, der dort am Capitol mit der Malerei am Plafond im Sitzungsſaal des Congreſſes beſchäftigt war. Obgleich einen ganz deutſchen Namen führend verräth doch ſein Ausſehen die ſüdliche, italieniſche oder ſpaniſche Abſtammung, wenn auch nur im zweiten Grade. Der Mann ſchien ſich nicht in guten Verhältniſſen zu befinden, im Gegentheil kam es mir vor, als wären ſeine Umſtände mehr dürftiger Art. Er erzählte, daß ihm vor einem halbem Jahre in Rio de Janeiro, in

Brasilien, die Frau gestorben nach längeren Brustleiden, daß er dadurch in drückende Verhältnisse gekommen und nur soviel noch erübrigt, um mit seinem Kinde, einem Knaben von 8—9 Jahren, nach der Union zu reisen. Hier sei er durch einen Zufall mit einem Congreßmann bekannt worden und dieser habe ihm die Malerei der Plafonds im Capitol verschafft. Sobald er sich soviel erübrigt, um nach Europa zurückzukehren, werde er Amerika verlassen und seinen Wohnsitz in oder in der Nähe Hamburgs wählen. Einige Tage später," fuhr der Agent in seinem Berichte fort, „bot sich mir auch Gelegenheit das Kind des Malers kennen zu lernen. Der Knabe habe blaue Augen, blonde Haare und hellen lichten Teint, während der Vater durchaus brünett ist. Seltsam kam mir das Benehmen des Kindes gegen seinen Vater vor. Während dieser für den Kleinen in der That eine gewisse zärtliche Fürsorge zu hegen schien, schien das Kind eine Art Scheu gegen den zu hegen, den es Vater nannte. Mehr," so schloß das Schreiben des Agenten, „habe ich bisjetzt noch nicht erfahren können, trotz aller meiner Bemühungen. Bergwasser ist sehr

verſchloſſen und zurückhaltend. Und ich muß ſehr auf meiner Hut ſein, um ihn nicht mißtrauiſch zu machen. So hat er mir noch nie das Portrait ſeiner Frau gezeigt, obgleich ich weiß, daß er es beſitzt. Vorſicht und Vermeiden Alles Deſſen, was Mißtrauen erregen könnte, iſt daher dringend nöthig. Soll ich Ihnen einen Rath geben," ſo ſchloß der Bericht des Agenten, „ſo reiſen Sie nicht nach Amerika, Sie würden Bergwaſſer voraussichtlich nicht mehr treffen. In zwei Monaten iſt er mit der Malerei des Plafonds fertig und er wird dann ſofort die Reiſe nach Europa antreten. Sie würden alſo, wenn Sie Ihre Reiſe auch noch ſo beſchleunigten, in demſelben Augenblicke in Amerika landen, wo er in Europa landet. Erwarten Sie ihn in Hamburg, oder in einem der Häfen unterhalb Hamburgs, da es leicht möglich iſt, daß er in Brunsbüttel oder Glückſtadt an's Land geht, um von da zu Land ſeine Reiſe nach Hamburg anzutreten."

Sogleich nach Empfang dieſes Briefes verließ Wolfgang London und reiſte nach Glückſtadt, von wo aus er an ſeinen Agenten ſchrieb und ihm dringend an's Herz legte, ihm Alles, was er über

den Maler erfahren würde, ſchleunigſt mitzutheilen. Woche auf Woche, Monat auf Monat verſtrich und es kam kein Brief von dem Correſpondenten aus Waſhington. Das finſtere Mißtrauen und der finſtere Menſchenhaß, welche ſich nach jener traurigen Kataſtrophe bei Wolfgang ausgebildet und bei der Nachricht aus Waſhington auf kurze Zeit ſich gemildert und einer etwas gehobenen Stimmung Platz gemacht hatten, ſie traten wieder in der ganzen früheren Schroffheit, ja in verſtärktem Maße hervor. Zumal war ihm die Geſellſchaft der ſogenannten feinen Kreiſe tödtlich verhaßt und er mied die Berührung mit ihnen, ſoviel er konnte.

„Je glänzender der Firniß,“ ſagte er zuweilen zu ſeinem treuen Diener, „deſto tiefer und größer die Falſchheit und Heuchelei. Sie küſſen Dich und ihre Lippen ſind vergiftet. Fort mit den Nattern!“

Deshalb dieſe Abgeſchloſſenheit von der Welt, dieſe ſcheue Zurückgezogenheit, dieſes nächtliche Herumſtreifen am einſamen Elbufer und auf den Deichen, mit einem Worte, jenes ſeltſame Benehmen, das ihn für die harmloſen Bewohner der

kleinen holsteinschen Hafenstadt zu einem immer unauflöslicher werdenden Räthsel machte.

Fühlte er, daß trotzdem die Wunde ein wenig zu vernarben begann, daß die alltröstende Linderin aller Schmerzen: die Zeit auch auf sein wundes Herz ihren Balsam träufelte, dann las er jene Blätter wieder, die auf so wenigen Seiten den ganzen namenlosen Jammer seines vergifteten Lebensglücks schilderten und die alten Wunden brachen wieder auf und begannen von Neuem zu bluten.

So auch an dem heutigen Abend. Mitternacht nahte und Wolfgang, die Mappe mit den verhängnißvollen Documenten vor sich, saß noch immer in düsterm Hinbrüten an dem Tisch, während draußen ein wüthender Sturm tobte, wie seit Menschengedenken keiner die Niederelbe heimgesucht hatte.

Schon mischte, hereingepeitscht vom Nord-West-Sturm, sich die salzige Woge der Nordsee mit den Fluthen der Elbe und immer höher und höher stieg der Strom und brandete gegen die Außendeiche, die immer noch wenige Fuß über den Gischt der Wogen emporragten. Nothschuß

auf Nothſchuß krachte von dem Strome herüber. Ein Fahrzeug mußte ſchon von dem Sturme zertrümmert worden ſein, die Fiſcher und Schiffer, die vielleicht eine Wegſtunde unterhalb des Glückſtädter Hafens auf dem Deichkamme ſtanden, hatten zwei Leichname, welche die Wogen gegen das Ufer getrieben, aufgefiſcht.

Wolfgang, in ſeinem Hinbrüten verſunken hatte nichts von dieſem wilden Aufruhr der Elemente, der draußen um das einſame Haus der Wildniß tobte, vernommen. Seine Gedanken und ſeine Empfindungen concentrirten ſich alle auf einen Punkt und machten ſeine Sinne unempfänglich für die Eindrücke der Außenwelt.

Seine Träumerei und ſein Hinbrüten hielten ihn ſo befangen, daß er ſelbſt die derben, donnernden Schläge nicht hörte, die plötzlich die Thür ſeines Hauſes erſchütterten.

„Holla! Heda!“ rief der Klopfer mit lauter, ungeduldiger Stimme, „aufgemacht da drinnen, bei ſolchem Sturm und Wetter läßt man Niemand eine Viertelſtunde vor der Thür ſtehen!“ und wieder donnerte ein heftiger Schlag gegen die Pforte.

Der Lärm weckte endlich den alten Diener Wolfgang's, der unten im Parterre-Zimmer im Lehnſeſſel eingenickt war.

„Was giebt's, wer iſt da?“ frug er ſich ermunternd und die Augen reibend durchs Fenſter, „wer lärmt und klopft da draußen zu ſo ſpäter Nachtſtunde und bei dem Wetter?“

„Aufgemacht, aufgemacht — es iſt der Poſtbote mit einem Expreß-Brief an den Herrn.“

Bei den Worten fuhr der Alte ſchnell wie der Wind aus dem Zimmer und riegelte die Thür auf. Triefend von Regen, der an dem waſſerdichten Mantel herunterrieſelte, trat der Poſtbote in die Hausflur.

„Buh — was für ein Wetter. Gott ſei den armen Teufeln gnädig, die heute Nacht ſtatt eines warmen Grogs kaltes Elbwaſſer ſchlucken müſſen — expreß und recommandirt — es hätte mich ſonſt kein Teufel die Nacht noch heraus in die Wildniß getrieben. Habt Ihr nicht einen Schluck Genever im Haus, Alter?“

Der Diener wies den Poſtboten mit ſtummer Geberde in das Parterre-Zimmer, wo ein großer Ofen eine behagliche Wärme ausſtrömte

und wo auf dem Fensterbrett eine Flasche Genever nebst Gläsern standen. Dann trug er den Brief hinauf zu seinem Herrn.

„Ein Brief, Herr," sprach der alte Diener mit bewegter Stimme, „expreß — er scheint weit her zu kommen," setzte er hinzu, indem er einen Blick auf das mit vielen Poststempeln bedeckte Couvert warf.

Bei den Worten „ein Brief" richtete sich Wolfgang mit einer raschen Geberde auf. Aber kaum hatte er einen Blick auf die Aufschrift geworfen, so rief er mit funkelnden Augen und bebender Stimme:

„Aus Washington."

In den Augen des alten Dieners glänzte eine Thräne. Bestätigte dieser Brief die glühendste Hoffnung seines Herrn oder war es eine neue Trauerbotschaft, wie so viele frühere, die wieder eine Hoffnung begrub!

Mit gespanntem Blick betrachtete der Alte Wolfgang, der mit vor Aufregung zitternden Händen das Couvert abstreifte und den kaum sechs Zeilen enthaltenden Brief durchflog. Bleich und athemlos sank Wolfgang, nachdem er den

Brief geleſen, in den Seſſel zurück. Die wenigen Zeilen dieſes Briefes raubten dem ſtarken, rauhen Mann, der ſo vielen Gefahren und Stürmen des Lebens getrotzt, für den Augenblick jegliche Kraft.

„Herr, Herr,“ rief der alte Diener erſchrocken herbeieilend, „was iſt Ihnen um Gotteswillen. Sie ſind bleich wie der Tod — ſoll ich —“

„Still, ſtill, Jacob,“ ſtammelte Wolfgang, während ſeine Augen in einem ſeltſamen Glanze leuchteten, den der Alte ſeit vielen Jahren an an ſeinem Herrn nicht wahrgenommen, „ſtill, bleib ruhig hier, Jacob. Doch nein, geh', geh' hinunter zu dem Manne, der den Brief brachte, gieb ihm Geld, gieb ihm ſoviel Du willſt, o Jacob, mein Sohn, mein Kind, mein Paul, mein liebes, gutes Kind, er lebt, er lebt!“ Und der arme, ſeines theuern Kindes ſo lange beraubte Vater brach' in lautes Schluchzen und Weinen aus. — „Lies, lies, Jacob,“ fuhr er ſchluchzend fort, während große, ſchwere Thränen über ſeine Wangen in den grauen Bart herabrollten, „lies, lies es mir laut vor, ich will es noch einmal hören, mein Gott, ich kann es kaum glauben, mir iſt als

träumte ich, als wäre es eine Einbildung meines kranken Hirns, lies, lies, Jacob.“

Und er reichte dem Alten den Brief, der mit von Weinen und Schluchzen unterbrochener Stimme die in höchster Eile auf's Papier hingeworfenen Worte las:

„In einer halben Stunde geht das Packetboot nach Europa. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, der Knabe des Malers Bergwasser heißt Paul, auf dem linken Arm hat er, wie ich bemerkte, unterhalb des Ellbogens einen kleinen rothen Stern, eine Art Muttermaal, der Maler reist übermorgen ab. Mit der „Nemesis,“ Hamburger Schiff, Capitain Brenken. Wie mir Bergwasser sagte, will er sich in Glückstadt oder Altona ausschiffen. Es unterliegt keinem Zweifel: Bergwasser ist Raphael Garelli und Paul Ihr Kind. Das Packetboot ist im Begriff abzugehen, ich muß schließen.“

„Hast Du es gehört, Jacob, was er schreibt? hast Du es verstanden. Der Knabe heißt Paul und hat einen kleinen Stern, ein Maal am linken Arm, er ist es, er ist es, mein Paul, mein Kind, mein Kind. Kennst Du es noch, Jacob,

ſag, kennſt Du es noch das kleine liebe rothe Sternchen, erinnerſt Du Dich noch daran? er kommt, er kommt, in wenig Tagen vielleicht ſehe ich mein Kind wieder, o Gott, Gott, ich könnte wahnſinnig bei dem Gedanken werden. Wie heißt das Schiff, Jacob? Nemeſis? Capitain Brenken? Gieb mir meinen Mantel, Jacob, ich halte es nicht aus in der engen Stube, ich muß hinaus in's Freie, muß unter Menſchen, mit denen ich ſprechen, meinem Herzen Luft machen kann."

„Aber, Herr Profeſſor, bei dem furchtbaren Sturm" warf Jacob, ganz erſtaunt über dieſe Umwandlung ſeines Herrn, der jetzt in der Nacht noch Menſchen ſuchen wollte, denen er ſeine Freude mittheilen könnte.

„Was ſprichſt Du von Sturm, Jacob. Hier in der Bruſt haben andere Stürme gewüthet als der da draußen, der ein Paar Aeſte von den Bäumen knickt. Gieb mir den Mantel, Jacob, ich muß hinaus."

Und fort ſtürmte er, den Hut in die Stirn gedrückt und gefolgt von Jacob, nachdem dieſer dem erſtaunten Poſtboten eine Hand voll Silber in die Taſche geſteckt.

Wolfgang ſtürmte in wildem Lauf dahin: er achtete weder den Sturm, der in ſeinem grauen Lockenhaar wühlte, noch die Regenſchauer, die ihn durchnäßten. Er hatte die weſtliche Richtung eingeſchlagen und gelangte ſo auf die nach Wilſter führende Straße, zu deren Linken die Elbdeiche ſich hinziehen.

Er mochte vielleicht eine halbe Stunde im ſchnellſten Laufe dahin geſtürmt ſein, als er auf dem Kamme des Deichs ein helllohendes Feuer gewahrte, um welches ſich eine dichte Gruppe von Menſchen lebhaft bewegte. Wolfgang fühlte in dieſem Moment einen ſo lebhaften Drang unter Menſchen zu ſein und ſie an ſeiner Freude theilnehmen zu laſſen, daß er ſofort die Richtung nach der Gruppe am Feuer einſchlug, gefolgt von dem keuchenden Jacob, der kaum Schritt mit dem raſtlos vorwärts Stürmenden halten konnte. In wenig Minuten war der Deichdamm erklimmt. Aber als Wolfgang und ſein Begleiter die Höhe erreicht, blieben ſie einen Augenblick wie feſtgebannt ſtehen. Es war ein wilder, ſchauerlicher Anblick.

Vor ihnen die Elbe, die ſich hier fächerartig

ausbreitet, daß Waſſer und Himmel in einander zu tauchen ſchienen. Welch dunkles, wildes Wogengebraus, welche furchtbaren Windſtöße, die über das Waſſer und den Deichkamm hinjagten, dazu ein ſternenloſer, dunkler Himmel, bedeckt mit zerriſſenem Regengewölke, durch das ſich nur von Zeit zu Zeit ein ſchwacher Mondſtrahl ſtahl, um mit einem ungewiſſen Lichte den ſchäumenden Giſcht der Wogenkämme mit einem weißlichen Schimmer zu übergießen. Da drüben ein dunkler Punkt, ein Schiff, das auf einer der in der Niederelbe häufig vorkommenden Sanddünen aufgefahren und trotz aller Anſtrengung nicht wieder flott gemacht werden konnte. Das Fahrzeug mußte in einer verzweifelten Lage ſein und Hilfe kaum möglich wegen der wilden Brandung, die ihren Schaum ſchon bis zu den Füßen der Männer am Feuer dort ſpritzte.

Es waren Schiffer und Fiſcher, wettergebräunte, in Sturm- und Waſſernöthen erfahrene Geſellen, aber keiner wagte ſich hinüber zu dem Schiffe, das vielleicht eine halbe Viertelſtunde weit vom Ufer lag.

Wolfgang trat zu der Gruppe, unter welcher

ſich auch der Lootſe und der alte Fiſcher Harmſen mit ſeinem Sohne Johannes befand.

„Nun, wagt ſich keiner von Euch, Leute,“ redete er ſie mit einem gewiſſen Vorwurf im Ausdruck an, „um Denen drüben Hilfe zu bringen?“

Die Männer blickten überraſcht und unwillig auf den Sprecher. Harmſen aber raunte dem Lootſen zu:

„Lootſe, Lootſe, es iſt der Wilde, bei allen Teufeln, was mag den aus dem warmen Neſt 'raus in das Wetter gejagt haben? Sollte ihn etwa hier etwas“ und er ſchlug ſich auf die Bruſt, „nicht ruhen laſſen?“

Als Wolfgang keine Antwort auf ſeine Frage erhielt, wiederholte er ſie in ſtärkerem Ton:

„Wollt Ihr die da drüben unkommen laſſen? hat keiner von Euch den Muth, den Leuten Hilfe zu bringen?“

Bei dieſen Worten trat der Lootſe vor und indem er mit der Hand ſeitwärts auf ein Geſtrüpp deutete, welches einen, wiewohl nur ſchwachen Schutz gegen den Sturm und Regen bot, ſagte er:

„Mit Verlaub, Herr, an Muth fehlt es nicht,

aber hier kann nur unſer Herr Gott helfen. Dort hinter dem Buſch liegen ein Paar der beſten Burſche, die je auf dem Salzwaſſer geſchwommen. Sie gehören zu dem Fahrzeug drüben und wir fiſchten ſie aus dem Waſſer auf. Sie wollten mit einem Boot herüber, aber noch ehe ſie eine Klafter gefahren, ſchlug das Wetter das Ding um und wenn ſie die Fluth nicht herüber geſpült hätte, ſo daß wir ſie mit dem Lootshaken an das Trockne ziehen konnten, ſie wären meiner Seele ein Nachtfutter für die Fiſche geworden, fragt ſie nun ſelbſt, ſie werden jetzt ſchon ſo weit ſein, Euch Rede und Antwort ſtehen zu können."

Wolfgang trat raſch hinter das Geſtrüpp, wo die beiden Matroſen in einem Boot lagen und ſich, nachdem die Erſtarrung gewichen, durch einige Schlucke Rum wieder zu ſtärken ſuchten.

„Was für Landsleute?" redete Wolfgang ſie an.

„Echte Hamburger Kinder, von der Hamburger Brigg „Nemeſis" Capitain Brenken, von Waſhington nach —"

Der Matroſe konnte nicht vollenden. Wie

ein Tiger auf seine Beute hatte sich Wolfgang auf den Erschrockenen gestürzt und ihn an der Brust fassend, schrie er mit wilder Stimme:

„Wie, wie heißt das Schiff, Unglücklicher?“

„Brigg Nemesis, Capitän Brenken,“ stöhnte der Matrose unter dem Griffe Wolfgang's, während die Uebrigen bestürzt den Fremden anstarrten.

„Die Nemesis! Barmherziger Gott, mein Kind, mein Kind!“ schrie der unglückliche Vater auf, indem er den verduzten Matrosen frei ließ, und die Hände vor das Antlitz schlug.

Die Schiffer und Fischer, ein großes Unglück ahnend, das in dem Augenblick über den fremden Mann hereingebrochen, umstanden ihn in stummer, erwartungsvoller Spannung, ohne durch ein Wort den Schmerz des Unglücklichen zu stören.

Doch schon im nächsten Moment raffte sich Wolfgang mit einer wilden Geberde aus der Versunkenheit seines Schmerzes auf.

„Ein Boot, ein Boot,“ rief er, „gebt mir ein Boot, ich muß hinüber zu dem Schiffe, zu meinem Kinde, ich muß mein Kind retten, oder ster-

ben mit ihm, ein Boot.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, rannte er nach dem Pfahl, an dem ein kleines Boot angebunden war. Jacob, der sich in einem Zustand trunkener Verwirrung befand, stürzte ihm nach. Im Nu hatte Wolfgang das Tau von dem Pfahl losgewickelt und nach dem Strande angezogen, als ihm der Lootse und Harmsen in den Arm fielen.

„Was wollen Sie thun, Herr,“ riefen sie, „sind Sie von Sinnen sich da hinaus zu wagen? Es wäre Ihr Tod, ohne denen da drüben auch nur das Geringste zu helfen; halten Sie uns für feige Maulaffen? Würden wir nicht längst schon hinüber sein?“

„Zurück, zurück,“ schrie Wolfgang, indem er sich von den Beiden frei machte, „ich muß hinüber, was kümmert es Euch. Jacob gieb ihnen Geld für das Boot, habt Ihr Taue, ihr Männer, gebt was Ihr habt, ich muß zu meinem Kinde, mein Kind, mein Sohn, mein kleiner, lieber Paul.“ Die Männer ließen ab, sie wußten nicht, was sie thun sollten und traten unter sich murmelnd in eine Gruppe zusammmen.

Wolfgang hatte indessen das Boot in die

Fluthen gelaſſen, Tauwerk ſoviel als er aus den beiden anderen Booten zuſammenraffen konnte, in das ſeinige geworfen. Dann nahm er ein Ruder und ſprang in das kleine Fahrzeug, das wie eine Nußſchaale auf den Wellen tanzte. Im Augenblicke, wo er abſtoßen wollte, ſprang Jacob herbei, indem er ausrief:

„Ich will mit Ihnen leben oder ſterben.“

„Bleibe zurück, Jacob,“ rief Wolfgang, dem der Sturm den Hut vom Haupte geriſſen und deſſen Haar wild flatterte, in geflügelter Eile, „bleibe zurück, Jacob, Deine Kräfte ſind zu ſchwach für das Wagniß, denk' an meine Fahrt auf dem Miſſiſſippi in dem elenden indianiſchen Kanoe. Was iſt die Elbe gegen ihn. Und Ihr Männer thut Eure Pflicht und —“

Der Nachſatz verklang in Sturmes- und Fluthesrauſchen. Hin ſchoß das Boot über die grauen Wogen. Das Boot tanzte bald auf der Spitze einer Woge, bald ſchoß es hinunter in die Tiefe, bald lag es auf der rechten, bald auf der linken Seite.

Wolfgang ruderte mit unglaublicher Anſtrengung, ſchon ſah er das Licht an dem mittleren

Maſt der Brigg, ſchon hörte er Hülferufe und das Klaggeſchrei über die graue Waſſerwüſte herüberſchallen.

„Eine Nacht wie die auf dem Miſſiſſippi,“ murmelte Wolfgang vor ſich hin, „nur daß das indiſche Kanoe, das ich damals auffiſchte, etwas dauerhafter war, als dieſes Boot, indeſſen die Elbe iſt auch noch nicht der Miſſiſſippi, aber —“

Eine Woge wälzte ſich heran, das Boot neigte ſich, ſchöpfte Waſſer und ſchlug um.

Wolfgang ſchwamm mit unerhörter Anſtrengung gegen das Schiff, das leck geworden, von Augenblick zu Augenblick ſich immer mehr dem Untergange näherte.

Seine Blicke hingen feſt an den dunklen Geſtalten, die an Tauen und Segelwerk hingen, oder ſich auf dem Hinterdeck zuſammendrängten.

Es war eine entſetzliche Arbeit, dieſer Kampf gegen die Fluthen, gegen den Sturm und die Brandung, welche ſchäumend über ſein Haupt hereinbrach.

Aber, wenn er ermatten wollte, dann dachte er wieder an ſein Kind und mit neuer, gewaltiger

Anſtrengung theilten ſeine Arme die auf ihn hereinbrechenden Wogen.

Wolfgang war ein Schwimmer von ungewöhnlicher Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, aber wer weiß, ob nicht auch er unterlegen, wenn er in dem Augenblicke nicht das Schiff erreicht hätte.

Er klomm am Bord empor, ſchnell und geſchickt wie der erfahrenſte Matroſe, während die Schiffsleute und Paſſagiere einen Augenblick mit ihrem Geſchrei verſtummten, als ſie den bärtigen, ſtarken Mann durch die Fluthen nach dem Schiff ſchwimmen und an den Bord emporklimmen ſahen.

Er hatte noch nicht die Brüſtung des Decks erreicht, als er ein ſeltſames Schwanken des Fahrzeugs fühlte. Matroſen und Paſſagiere erhoben ein neues Geſchrei und während Einige in ihrer Todesangſt mit dem Ausruf:

„Das Schiff ſinkt“ über Bord in die Fluthen ſprangen, und von dieſen verſchlungen wurden, liefen noch Andere von dem ſich neigenden Hinterdeck nach dem Bugſpriet zu, an welches ſie ſich in verzweifelter Todesangſt feſt klammerten.

Aber das Schiff, welches durch das Aufſtoßen auf der Sandbank einen Leck bekommen, den man zu ſpät bemerkte, um ihn ſtopfen zu können, ſenkte ſich immer mehr und es trat eine ſchreckliche Verwirrung auf dem Deck ein. Die Mannſchaft und die Paſſagiere, die ſich noch auf dem Schiff befanden, beſtanden aus ungefähr dreißig Perſonen, von denen jede auf eigene Gefahr ihre Rettung ſuchte. Des Capitäns Stimme verhallte in dem Getöſe und alle Beſonnenheit, die er aufwendete, ſcheiterte an der Beſtürzung und der Todesangſt, welche die Uebrigen ergriffen hatte.

In dieſem Augenblicke, wo Leben und Tod an einem Haar hingen, ſchwang ſich Wolfgang auf das Deck.

Er warf einen Blick entſetzlicher Angſt um ſich, einen Blick nach ſeinem Kinde.

Da bemerkte er an einer Segelſtange am Vorderdeck einen Mann, der mit ſeinem Mantel einen bleichen, blondhaarigen Knaben, der vor Erſchöpfung und Angſt halb ohnmächtig zuſammengeſunken war und das Köpfchen auf die Bruſt geſenkt, umhüllt hatte. Der ſchwache Lichtſchein

einer Schiffslaterne beleuchtete die Züge des Mannes und des Knaben.

Wolfgang ſtieß einen Schrei wie ein Löwe aus und ſtürzte auf den Mann, der mehr mit dem Knaben, als mit den Dingen, die ſich um ihn begaben, beſchäftigt, Wolfgang noch nicht bemerkt hatte.

Aber bei dem Klange von Wolfgangs Stimme richtete er plötzlich den Kopf in die Höhe und fuhr zurück, als habe ſein Fuß auf eine Schlange getreten.

Allein in Wolfgang war in dieſem Augenblick das Vatergefühl ſtärker als alle Empfindungen der Rache und der Wiedervergeltung.

Mit einem wilden, triumphirenden Aufſchrei riß er den durch Schreck und Erſchöpfung in eine Art Halbſchlummer geſunkenen Knaben aus den Armen des Andern und indem er ihn an ſeine Bruſt drückte und feſt mit ſeinen Armen umſchlang, rief er, die bleichen Wangen und die blonden, von Regen und dem Schaum der Wellen naſſen Locken küſſend:

„Mein Kind, mein Paul, mein liebes, liebes Kind!“

Raphael ſtand erſtarrt. Dieſes plötzliche Auftauchen der Geſtalt Wolfgangs, der ihn wie ſeinen bitterſten Todfeind haſſen mußte, lähmte jede ſeiner Bewegungen.

Es war ihm als fühlte er das Rauſchen der Fittige des Racheengels, wie er in dieſer grauenvollen Sturmnacht die Züge des Mannes erblickte, deſſen Lebensglück er mit frevelnder Hand zerſtört hatte.

Aber die Rache iſt mein, ſpricht der Herr.

In demſelben Momente tönte von der dunklen Gruppe, die ſich um das Bugſpriet gedrängt, ein gräßlicher Aufſchrei zum Himmel auf.

„Alles über Bord," ſchrie die Stimme des Capitäns, „rette ſich, wer ſich retten kann, das Schiff ſinkt."

Wolfgang hörte noch dieſe Mahnung. Mit Blitzesſchnelle band er mit dem Taue, das er um den Leib trug, den bewußtloſen Knaben an ſich, doch ſo, daß ihm die Arme vollkommen frei blieben und mit dem Rufe: „Gott mit uns, mein Kind," ſprang er über Bord in die Fluthen, und dieſelbe Strömung, welche die beiden Matroſen

an das Ufer getragen, wurde auch ihm und seinem Kinde zur Rettung.

---

Inmitten der „Wildniß“ nicht weit von dem Hause, in welchem Wolfgang Urdenbach gewohnt, liegt ein großes, geräumiges Gebäude, welches jetzt in ein Asyl für gefallene Mädchen, in eine Art Magdalenenstift umgewandelt ist, während es zu der Zeit unserer Erzählung ein Hospital für kranke, fremde Schiffsleute und ein Asyl für Schiffbrüchige war.

Am Morgen nach jener Sturmnacht, der so manches frisches, blühendes Menschenleben zum Opfer fiel, ereignete sich in dem, im obern Stockwerke dieses Hauses gelegenen Krankensaale ein eigenthümlicher Auftritt.

Vor einem Bett, in welchem ein todtbleicher Mann lag, dem das schwarze Haar wild und wirr um die Stirn fiel und aus dessen dunklen Augen eine verzehrende Fiebergluth flammte, stand ein hoher, kräftiger Mann mit grauem Haar und hellen, leuchtenden Augen, die Linke auf das blonde Lockenhaupt eines vielleicht zehnjährigen Knaben gelegt, welcher sich mit kindlicher Zärt-

lichkeit und freudeblitzenden Augen an die hohe, kräftige Gestalt des Mannes schmiegte.

Der bleiche, sterbende Mann im Bette, war Raphael Garelli, dem eine Segelstange das Rückgrat schwer verletzt und den die Fischer sterbend aus den Fluthen, die ihn gegen das Ufer trugen, zogen; die beiden Andern waren Wolfgang Urdenbach und sein Sohn Paul.

Aus Todesnoth und Gefahr hatte er sein Kind gerettet, das er sieben lange Jahre in allen Ländern gesucht, um es hier an der Küste Holsteins dem Wellengrabe zu entreißen.

Wir wollen es nicht wagen, die ersten Stunden des Zusammenseins von Vater und Kind zu schildern, das Entzücken, den Seelenjubel Wolfgang zu beschreiben. Nur soviel wollen wir sagen, daß diese Freude des Wiederfindens einen Zauber der Verjüngung über Wolfgang's ganzes Wesen ausgoß, der mit einem Male die harten, menschenfeindlichen Züge aus seinem Antlitz wischte und seinem Geiste und Herzen jene Klarheit und edle Humanität zurückgab, die ihn früher so bedeutsam vor vielen Andern auszeichneten.

So war es auch nicht der finstere Racheengel,

ſondern der milde Genius der Verſöhnung und Vergebung, welche Urdenbach an das Sterbelager Deſſen geführt, den er noch vor wenig Stunden als ſeinen Todfeind, als den Zerſtörer ſeines Lebensglückes gehaßt hatte.

Ohne Groll und ohne Haß, mit einem Gefühle tiefen Mitleids ergriff er die fieberheiße Hand des Sterbenden, der mit immer ſchwächer werdender Stimme ihn um Verzeihung anflehte.

„Vergebung, Wolfgang,“ flüſterte er, während ſich Wolfgang über ihn beugte, damit der Knabe die Worte nicht höre, „Vergebung für ſie und für mich, die Reue war der freſſende Wurm, der an Ottiliens Lebensmarke nagte, der ſie peinigte und quälte von jenem unſeligen Tage an, wo wir Dich verriethen; die Reue war es, die ſie trieb über Meer und Land, die Reue war es, die ihr das frühe Grab grub in ferner Fremde. Es war ihr letztes Wort: melde ihm meine Verzweiflung und mein Flehen um Verzeihung; kannſt Du ihr verzeihen und mir, der ich ſo gefrevelt an Dir?“

Eine ſchöne edle Begeiſterung ſtrahlte von Wolfgang's Stirn, als er den Sterbenden, deſſen Blicke mit namenloſer Angſt und Erwartung an

Wolfgang's Lippen hingen die Hand drückend entgegnete:

„Was Du mir gethan, sei vergeben und vergessen. Die Fluthen des Stromes haben Deine Schuld hinweggewaschen von der Tafel meines Gedächtnisses. Raphael Garelli, ich vergebe Dir und ihr — sie ruhe in Frieden."

Ein leichter Sonnenstrahl brach in diesem Augenblick durch das trübe Gewölk und warf seinen Lichtglanz auf die edlen Züge Wolfgang's und das bleiche Antlitz des Sterbenden, der mit einem Ausdruck unaussprechlichen Dankes auf das Kopfkissen zurücksank und mit den Worten: „Dank Wolfgang," seinen letzten Seufzer aushauchte.

Wolfgang beugte sich tieferschüttert nieder und dem Toden die Augen zudrückend, murmelte er mit halberstickter Stimme, während eine Thräne in seinen Bart niederrollte: „noch einmal Verzeihung Dir und ihr, ruhet Beide in Frieden!"

Dann sein Kind in die Arme schließend, sprach er tiefbewegt:

„Von nun an gehört mein Leben und Streben nur Dir, mein Kind, mein theures Kind!"

---

Zwei Tage ſpäter verließ der den Bewohnern Glückſtadts ſo räthſelhafte Fremde mit ſeinem wiedergefundenen Kinde und ſeinem alten Diener das Haus in der „Wildniß“, nachdem er noch zuvor für die Beerdigung Raphael's Sorge getragen und die Schiffer und Fiſcher, die in jener Sturmnacht ihm beigeſtanden, reichlich beſchenkt hatte.

Seine plötzliche Abreiſe erregte ebenſo wie ſeine geheimnißvolle Ankunft das Staunen und die Neugierde der Einwohner des kleinen Hafenorts und jetzt noch nach langen Jahren, die ſeitdem verfloſſen, hört man, wenn das Geſpräch ſich auf jene Zeiten lenkt, die Frage: „Wer mag er wohl geweſen ſein dieſer Sohn der Wildniß?“

# Der Hofmeiſter.

---

Zu Franken.

1788.

---

Digitized by Google

# I.

Unweit des kleinen Marktfleckens Werneck in Unterfranken ſtand noch vor achtzig Jahren auf einer ſich ſanft erhebenden Anhöhe, rechtsab von der Straße, die jetzt von dem freundlichen Badeort Kiſſingen hinunter nach Würzburg führt, eine kleine, alte Bergkapelle, umrankt von grünem, friſchem Epheu, deſſen Zweige und Blätter das Gemäuer wie mit dichtem, feinem Netzwerk umſchlungen hatten... Eine Gruppe hoher, breitäſtiger Ulmen und Nußbäume beſchattete die kleine Kapelle und die davor ſtehende uralte Bildſäule eines bemooſten Heiligen, von dem unter dem Landvolk der Umgegend die Sage ging, daß er zur Zeit des römiſchen Kaiſers Conſtantinus den Heiden das Evangelium gepredigt und unweit der Anhöhe erſchlagen worden ſei. Sechs oder ſieben von Wind und Wetter, Regen und Sturm zerbröckelte und ausgehöhlte Stufen von

grauem Sandstein führten hinauf zur Plattform des hohen Marmorsockels, auf dem der alten Heidenapostel stand, die Arme segnend über die Landschaft ausbreitend.

Früher hatte das Heiligenbild in einer Nische der Kapelle gestanden; als aber im Jahre 1770, das ist ungefähr achtzehn Jahre vor dem Zeitpunkt, wo die nachstehende Geschichte beginnt, die junge und schöne Gräfin Anna, Gemahlin des Grafen Julius von Bornhofen, auf dessen Territorium die Kapelle stand, in dem dritten Jahre ihrer Ehe bei der Geburt einer Tochter starb, war es ihre letzte Bitte gewesen, auf ihrem Lieblingsplätzchen, dem Kapellenberg, unter jenen hohen Nußbäumen und Ulmen, unter deren Schatten sie bei Lebzeiten so oft geweilt, begraben zu werden. Es wurde damals vielerlei unter den Leuten über diesen Wunsch der Gräfin gemunkelt; auch soll der Graf die Bitte seiner sterbenden Gattin nur ungern und mit Widerstreben erfüllt haben. Man sagte, Gräfin Anna, welche mit ihrem Gemahl, den sie nur auf den Wunsch ihrer Eltern geheirathet, eben nicht glücklich gelebt, habe vor ihrer Verheirathung ein Liebesverhältniß mit

einem adeligen, aber armen, jungen Mann gehabt, welcher Doctor der Arzneikunde gewesen und die Gräfin, als sie noch Mädchen war, in einer gefährlichen Krankheit behandelt und vom Tode gerettet habe. Der Kapellenberg sei der Ort gewesen, wo sich die unglücklich Liebenden kurz vor der Verbindung der Gräfin getroffen, um auf immer von einander Abschied zu nehmen. Dergleichen Dinge erzählte man sich, nicht wissend, ob sie wahr oder unwahr. . . Genug, die Gräfin wurde vor der Bergkapelle in die kühle Erde gesenkt und damit man die mit goldenen Ringen und Armbändern geschmückte Leiche nicht beraube, ließ der Graf einen gewaltigen Marmorwürfel auf dem Grabe seiner Gattin aufrichten und auf die Plattform dieses Quaders die Bildsäule des alten Heiligen stellen, unter dessen Obhut die Gräfin Anna schlummern sollte . . .

Obgleich der Graf sich übrigens wenig um die Ruhestätte seiner so früh geschiedenen Gattin kümmerte, so war diese doch immer mit Blumen und Kränzen geschmückt. Denn da die Landleute der Umgegend häufig zur Kapelle und zum alten Heiligenbilde wallfahrteten, so verging selten ein

Tag, an dem nicht ein frommes, junges Landmädchen die zerbröckelten ausgetretenen Sandsteinstufen hinauf auf die Plattform des Postaments gestiegen wäre, um dort einen Strauß frischer Feldblumen zu den Füßen des grauen Heiligen niederzulegen und ein Vaterunser für die schöne, junge, so früh dahingegangene Gräfin Anna zu beten. Der Graf selbst schien seine Gemahlin bald vergessen zu haben. Mehrere Wochen nach ihrem Begräbniß hatte er seine große gelbe, schwerfällige Reisekutsche packen lassen und war, nur von zwei Dienern begleitet, hinaus in die weite Welt gereist, nach Italien, Frankreich und zuletzt nach Wien an's kaiserliche Hoflager. Von da hatte er sich auch, als er nach fast zehnjähriger Abwesenheit auf sein Schloß zurückkehrte, ein blutjunges, bildschönes Weibchen mitgebracht, die Gräfin Sabine, die nun seit acht Jahren auf Bornhofen als Herrin befahl, während des Grafen einzige Tochter erster Ehe bei einer älteren Schwester ihrer verstorbenen Mutter, einer reichen, adeligen Stiftsdame, erzogen wurde und nur selten in das väterliche Schloß zum Besuch kam. . . —

Es mochten ungefähr acht Jahre seit dieser

zweiten Vermählung des Grafen Julius von Bornhofen verflossen sein, als an einem heißen August-Sonntag des Jahres 1788 ein junger Mann in bestaubter Reisekleidung, den breitkrämpigen, grauen Filzhut zum Schutz gegen die stechenden Strahlen tief in die Stirn gedrückt, mit einer grünen blechernen Botanisirkapsel an einem ledernen Riemen über der Schulter, in der Rechten ein mit Silber beschlagenes Bambusrohr schwingend, den Fußsteig hinaufstieg, der zur Bergkapelle führte. Zuweilen bückte er sich, um eine Blume vom Feldrain abzupflücken, indem er dabei lächelnd und mit halblauter Stimme zu sich selbst sprach: „Will doch sehen, wie es noch mit der Botanik geht und ob ich bei dem Jus, das ich in Heidelberg und Leipzig getrieben, noch etwas von dem Schulkram und der Naturgeschichte im Gedächtnisse behalten habe. Man kann jetzt in der Welt wahrhaftig nicht zu viel wissen und geht das Eine nicht, muß man das Andere versuchen. Hätte mir es vor vier Jahren, als ich die Universität bezog, auch nicht träumen lassen, daß ich noch der Informator eines jungen Gräfleins werden und wie ein Schulmeisterlein das Buch-

ſtabiren lehren würde. Doch wie heißt das Ding da?" und er pflückte eine glattſtielige Blume mit gelben, glänzenden Blättern ab. „Wenn ich nicht irre, ſo nennen ſie es ſcharfen Hahnenfuß oder ranunculus acer, wie die Gelehrten ſagen," ſprach er, die Blume bei Seite werfend, „ein zudringlicher Geſelle, der mit ſeinem buttergelben Geſicht auf allen Wieſen und Feldrainen im heiligen römiſchen Reich ſteht, von Hamburg an bis hinunter nach Augsburg und Wien. Und das Blümchen da, das Gänſeblümchen? Was für einen fremden Namen haben ſie dir doch gegeben, du beſcheidenes, demüthiges, deutſches Blümchen? Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn ich ſo ein Gänſeblümchen ſehe, fällt mir immer meine Knabenzeit und das ſchöne „Binchen" unſeres reichen Nachbarn, des Freiherrn von Röbblingen Töchterlein ein, die mit mir immer „Mann und Frau" ſpielte und dabei die Gänſeblümchen zerrupfte und ſie fragte, ob ich ihr auch gut wäre... Wo ſie jetzt ſein mag, das hübſche Sabinchen? S'iſt nun zwölf Jahre her, daß ihr Vater kaiſerlicher Kammerherr wurde und von Frankfurt hinunter nach Wien

an des Kaisers Hoflager zog und seit der Zeit habe ich nichts wieder von ihnen gehört .. Wie doch die Zeit, die Jahre und die Menschen vergehen! In den zwölf Jahren sind auch mir Vater und Mutter heimgegangen ..." Er blickte eine Weile sinnend vor sich nieder, strich sich mit dem Rücken der Hand über die feuchtgewordenen Augen und fuhr dann sich zu dem Blümchen wendend, das er immer noch in der Hand hielt, weiter fort: „Ich weiß aber immer noch nicht, wie du dich nennst, du schüchternes Ding, das sich im tiefen Gras vor seinen anderen, prächtig angethanen rothen, gelben, blauen Schwestern verbirgt, als dürfte es sich nicht sehen lassen .... Richtig, richtig, jetzt hab' ich es: pellis perennis hat man Dich getauft. Nun, nun!" setzte er mit einem selbstzufriedenen Lächeln hinzu, „es scheint noch so halbwegs mit der Botanik zu gehen und wenn mich mein Zögling oder seine Frau Mutter einmal bei einem Spaziergang nach einem lateinischen Pflanzennamen fragen, so glaube ich, daß ich nicht in Verlegenheit kommen werde. Und die da drüben werden doch auch keine Linné's sein!" .. Er stand jetzt neben der F

pelle auf dem Gipfel der Anhöhe und blickte während er die letzten Worte sprach, hinunter nach Südwesten, von wo ihm die von der Sonne bestrahlten, zinngedeckten Thürme eines noch zwei Wegestunden entfernten herrschaftlichen Schlosses entgegenglänzten. „Dacht' ich mir es doch, als ich unten auf der staubigen Chaussée ging, daß man von der Anhöhe aus dieses Bornhofen sehen könnte," sprach er für sich, während er ein kleines Fernrohr aus seinem Reisekleid nahm und es vor das Auge hielt. Als er nach einer Weile die Hand mit dem Rohr wieder sinken ließ, murmelte er: „Von Außen sieht das Schloß und seine Umgebung recht schön und friedlich aus ..; wie es freilich im Innern beschaffen sein wird — das mögen die unsterblichen Götter wissen ... Oh," fuhr er nach kurzer Pause schmerzlich fort, „es ist doch etwas recht Trauriges sein Brot und sein Unterkommen bei wildfremden Menschen, in fremder Dienstbarkeit suchen zu müssen. Und noch dazu ich, mit meinen einstigen Aussichten und Hoffnungen." Ein Schatten von Traurigkeit und Schwermuth flog, indem er dies sprach, über das geistreiche, hübsche Gesicht des jungen

Mannes und seine hellen, blauen Augen senkten sich trübe zur Erde nieder. Es waren offenbar schmerzliche Erinnerungen, die an dem inneren Auge des jungen Reisenden vorüberglitten und ein mattes, resignirtes Lächeln um seine Lippen lockten . . . Indessen siegte bald wieder der Jugend leichter Muth und frisches Blut über die schwermüthige Stimmung des Augenblicks und den Kopf emporrichtend und den Bambusstab auf den Rasen stoßend, rief er: „Du bist doch ein verzagter, kleinmüthiger Narr, Bernhard, so düster und trübselig wie ein galligter oder leberkranker Hypochonder in die Welt zu blicken und Dich über die Laune des Schicksals zu beklagen . . . Habe ich es," lachte er, über sich selbst spottend in schnell aufblitzendem, jugendlichem Uebermuth, „habe ich es denn mit vier und zwanzig Jahren noch nicht weiter gebracht wie tausend Andere? Bin ich nicht schon Doctor juris utriusque der Universität Leipzig und habe die Venia legendi in der Tasche, in der freilich kaum zehn Reichsthaler klimpern? Aber was schadet das? Bin ich doch noch jung und muthig und dem Muth und der Jugend gehören

immer die Welt und die Zukunft. Komm heraus, alter Quintus Horatius und Du tapferer Götz von Berlichingen, kommt und helft mir die Grillen und die Sorgen vertreiben, der Eine durch seine Lieder, der Andere durch sein Beispiel.“ Und indem er sich auf den grünen Rasen niederließ, öffnete er die blecherne Botanisirkapsel, welche keine Blumen und Kräuter, sondern etwas feine Wäsche und einige Bücher enthielt, und nahm die Oden des alten, römischen Dichters Horaz und den „Götz von Berlichingen“ seines Frankfurter Landsmannes, des Wolfgang Goethe, den der weimarische Herzog vor zehn Jahren an seinen Hof berufen und dessen Werke die Bewunderung aller Gebildeten deutscher Nation erregten, heraus, um sich durch das Lesen wieder in eine ruhigere, gleichmüthigere Stimmung zu bringen. In die Lectüre der Goethe'schen Dichtung, welche er zuerst ergriff, vertieft, bemerkte der junge Mann nicht, wie sich allmälig der Lauf des Tagesgestirns abwärts neigte, wie die alten Ulmen und Nußbäume, unter denen er sich gelagert, immer längere Schatten warfen, das dunkle Blau des Himmels nach und

nach erbleichte und die Höhen der sich links und rechts hinziehenden Weinberge purpurfarbig vergoldet wurden . . . Er hörte auch nicht das Rollen einer Equipage, die auf der Landstraße heraufffahrend unweit der Anhöhe still hielt, um ein Paar in schwarze Atlaskleider gehüllte Damen, aussteigen zu lassen, von denen die eine, Jüngere mit flüchtigem leichtem Fuß zur Anhöhe herauf eilte, während ihre viel ältere Begleiterin, eine Dame von bedeutender Corpulenz, ihr nur mit Mühe folgen konnte und dabei noch den Arm eines reichgallonirten Bedienten, auf den sie sich stützte, gebrauchen mußte. Der junge Mann sah auch nicht, wie die ältere Dame auf dem halben Weg stehen blieb und den Bedienten nach dem Wagen zurückschickte, um ein kleines Sitzbänkchen zu holen, auf dem sie sich niederließ, um so in Ruhe die Rückkunft ihrer jungen Begleiterin zu erwarten. Die Dichtung hatte den Reisenden so gefesselt, daß sein Sinn für die Außenwelt wie verschlossen war und er nur die Gestalten an seinem Auge vorübergleiten sah, die des Dichters Zauberstab in's Leben gerufen hatte . . . . Da fährt ihm aber plötzlich ein leichter Windstoß über

die Blätter seines Buchs; und wie er diese, unmuthig über die kleine Störung, wieder mit der Hand glätten will, hört er dicht an seiner Seite das Rauschen eines seidenen Frauengewandes. Ueberrascht blickt er auf und sieht eine schlanke Mädchengestalt an sich vorüberschweben und leicht und behend die ausgetretenen und zerbröckelten Sandsteinstufen hinaufspringen, auf die Plattform des Postaments, wo sie sich auf die Knie niederließ und betend die Hände faltete ... Der junge Mann sprang auf und indem er näher an das alte Heiligenbild trat, das er vorher gar nicht beachtet, betrachtete er staunend und wortlos die sanfte, überraschend anmuthige Schönheit der jungen knieenden Beterin; dieses wunderliebliche Antlitz mit dem kleinen rosigen Mund, dem zarten, durchsichtigen Teint, den schönen tiefblauen Augen und den weichen, vollen, blonden Locken, die ungepudert und in üppiger Fülle auf den Nacken niederfielen, dessen blendende schneeige Weise einen reizenden Contrast zu dem tiefen, glänzenden Schwarz des Atlaskleides bildete ... Wie vorher in die Dichtung, so war der leicht erregbare junge Reisende jetzt in das Anschauen des

ſchönen, betenden Mädchens verſunken; und wenn jene graulich-weißlichen Wolken, die ſich rückwärts, Gewitter drohend, über den dunklen Saum des Frankenwaldes aufthürmten, auch alle ihre Blitze entladen und die alten Ulmen und Nußbäume niedergeſchmettert hätten — weder Blitz noch Donner würden ihn aus ſeinem Anſchauen haben aufſchrecken können! Es war, als ob er die ſanften, mit einem Hauch von Schwärmerei übergoſſenen Züge des ſchönen blonden Mädchens für alle Zeiten in ſein Gedächtniß einprägen wolle, um ſie nie, nie wieder zu vergeſſen. Starr und regungslos, wie die ſteinerne Statue des Heiligen, ſtand er da und nur das Leuchten ſeiner Augen verrieth, daß dieſe unbewegliche Geſtalt ein lebendiges Menſchenkind war. Da gellte der ſchrille Klang einer ältlichen Frauenſtimme durch die friedliche Stille des Sommerabends. „Marie! Marie!“ rief die alte, ſtarke Dame, mit dem rothen, runden, vollblütigen Geſicht und dem Doppelkinn, unten von dem Fuße der Anhöhe herauf, „es wird kühl, Nièçe, und über den Bergen zieht ſich ein Wetter komm', komm', mein Kind!“ Das junge Mädchen fuhr aus ihren

Träumen empor und wendete sich, nachdem sie noch einen leichten Kuß auf die kalten Steinplatten gehaucht und ein „Lebewohl, meine Mutter“ geflüstert, zum Gehen. In dem Augenblick aber, wo ihr kleiner, mit einem weißen Atlasschuh bekleidete Fuß die zweite Stufe berührte, erblickte sie den noch immer stumm und sie in entzückter Betrachtung bewundernden, jungen Mann. Sie schreckte bei dem unerwarteten Anblick zusammen, der Fuß glitt ihr aus auf der ausgehöhlten Sandsteinstufe, sie schwankte und stürzte . . . Doch ehe sie den Boden berührte, hatte sie der junge Reisende mit starkem Arm aufgefangen und hielt die einen Moment Bewußtlose an seiner Brust. Aber die Betäubung des jungen Mädchens dauerte kaum einige Augenblicke. Sie schlug die schönen, blauen Augen auf, dunkle Purpurröthe trat auf die erbleichten Wangen, mit einer sanften Bewegung entwand sie sich den schützenden Armen und ehe noch ein Wort des Dankes über ihre Lippen kommen konnte, schnitt von neuem der gellende Ruf der alten Dame durch die Luft. Sie hauchte ein leises Dankeswort, warf ihrem Schützer einen tiefen,

innigen Blick zu — und fort eilte sie, die Anhöhe hinab, wie ein flüchtiges, scheues Reh vom Jäger gejagt, und ehe der junge Mann Zeit gewann ihr ein Abschiedswort nachzurufen, war sie schon, während ihre langen, blonden Locken im Abendwinde flatterten, unten am Fuße des Hügels, wo sie sich noch einmal umwendete und dann rasch auf die alte Dame zueilte, die mit ihr in den Wagen stieg, worauf die Equipage fortrollte und in wenig Augenblicken dem sehnsüchtig Nachschauenden entschwunden war.

„Träumte ich denn?“ sprach er endlich aus seiner Selbstvergessenheit erwachend und sich rings umsehend, „war das ein leibhaftiges Menschenkind, ein Mädchen von Fleisch und Blut oder ein Gebilde meiner erhitzten Phantasie? Doch nein, nein, es war keine Täuschung! Habe ich sie nicht in meinen Armen gehalten, hat nicht der Odem ihres Mundes meine Wange gestreift und ihr Herz nicht an dem meinigen geschlagen? Und siehe da, was ist das?“ Er beugte sich rasch nieder und hob eine blauseidene Busenschleife und ein feines, weißes Battist-Taschentuch auf, in dessen einer Ecke mit gothischer Schrift und in weiße Seide

gestickt der Name: Marie von Dorsten zu lesen war. Darunter befand sich eine Grafenkrone.

„Marie von Dorsten?“ murmelte der junge Mann, „der Name ist mir unbekannt und doch ist mir als hätte ich ihn schon einmal gehört oder irgendwo gelesen . . . .“ Er sah nachdenkend vor sich nieder und als er endlich wieder aufblickte, erhellte ein Lächeln schwermüthiger Resignation seine Züge.

„Laß fahren dahin!“ sprach er für sich, „was nützt Dir auch das Sinnen, das Sehnen und das Träumen? Der Doctorhut des armen Bernhard Warnfried ist kein ebenbürtiger Einsatz gegen eine Grafenkrone . . . Und doch! doch!“ Er sprach die letzten Worte mit eigenthümlicher Betonung, barg Tuch und Busenschleife in die Brusttasche und trat dann näher an das Postament, auf welchem die junge Dame gebetet. Jetzt erst las er die eingegrabenen Worte: „Ruhestätte der hochgebornen Gräfin Anna von Bornhofen, † 17. Juli 1770.“

Eine Gräfin Bornhofen ruht hier?“ murmelte er, „seltsames Zusammentreffen . . .“ Er umging

dann das Postament, die alte Heiligenstatue näher betrachtend — als er plötzlich mit dem Ausdruck tiefster Ueberraschung stehen blieb, in dem er einige, mit einem Meißel oder sonstigen scharfen Instrument in eine Mantelfalte des Steinbildes eingegrabene, sehr unleserliche Worte zu entziffern suchte. Er las: „Heinrich von der Walten," und darunter den Namen „Anna von Dorsten den 17. Juli 1765." Das Uebrige war zerbröckelt und unmöglich zu entziffern.

„Was ist das?" rief der junge Mann immer noch den Ausdruck tiefer Ueberraschung in seinem ganzen Wesen zeigend. „Wie kommt dieser Name, der Name meines —" er hielt inne, sah sich um, gleich als glaube er belauscht zu werden und fuhr dann leiser in seinem Selbstgespräch fort: „Wie kommt der Name meines Vaters auf diese alte Heiligenstatue? Im Verein mit dem Namen eines Weibes, einer Frau? Desselben Namens, den dieses junge Mädchen zu führen scheint. Anna von Dorsten? Wer ist diese Anna von Dorsten — sollte es die Mutter dieser Marie von Dorsten sein? Sprach nicht das junge Mädchen „leb' wohl, meine Mutter," als sie sich er-

hob? Sollte dieſe Anna von Dorſten eine frühere Liebe Deines Vaters geweſen ſein und Marie, dieſes ſchöne, junge, blonde Mädchen etwa gar — — —“ eine glühende Röthe überzog ſeine Stirn, er dachte den Gedanken nicht aus .. Mit der Aufmerkſamkeit eines Hieroglyphenentzifferers unterſuchte er nun die Statue, um vielleicht noch etwas zu entdecken, was ihm hätte näheren Aufſchluß geben können, aber wie er auch ſuchte und ſpähte, er fand nichts weiter . . . Er ſchlug die Arme in einander und ſtand lange ſinnend und grübelnd da. Dann richtete er ſich langſam aus ſeinem Hinbrüten auf, ſtrich ſich die Locken aus der Stirn, ſchüttelte den Staub von ſeinen Schuhen und wendete ſich zögernd und ſinnend zum Gehen, oft nach dem Heiligenbild und der alten Bergkapelle zurückſchauend.

## II.

Erst in später Abendstunde war der junge Reisende in seinem Bestimmungsort, Schloß Bornhofen, eingetroffen, wo er sich dem gräflichen Haushofmeister, einem alten geschwätzigen Diener, als den aus Leipzig verschriebenen Informator vorgestellt hatte, worauf man ihm einen Imbiß vorsetzte und ein hübsch möblirtes Stübchen mit Aussicht auf den Garten einräumte. Den nächsten Morgen werde er ihn, sagte der Alte, abholen, um ihm dem gräflichen Ehepaar vorzustellen.

Ermüdet von der Fußreise war der junge Hauslehrer bald eingeschlafen und als der Haushofmeister am anderen Morgen, da schon die helle, glänzende Sonne, durch das sich um's Fenster rakende, grüne Weinlaub mit goldigem Schimmer in's Zimmer brach, in das kleine Cabinet trat, störte er den Schläfer gerade in einem

Traum, in dem ihm die schöne blonde Feengestalt vom Kapellenberg erschienen war. Nachdem er rasch seinen Kaffee getrunken und ein wenig Toilette gemacht, folgte er dem vorangehenden Haushofmeister, der ihn in den Park hinab und nach dem Pavillon führte, in welchem der Graf mit seiner Gemahlin und seinem Söhnchen bei der Morgenchocolade saß . . .

„Halten zu Gnaden," sprach der Haushofmeister, „halten zu Gnaden, Herr Graf, wollte mir in aller Unterthänigkeit erlauben, den neuen Herrn Informator vorzustellen." Sprach's und zog sich mit einer tiefen Verneigung in den Hintergrund zurück. Der Graf sah von seiner Tasse, in der er mit dem goldenen Kaffeelöffelchen herumrührte, auf und warf einen prüfenden Blick auf den jungen Mann, dessen helles Auge gleichfalls das gräfliche Ehepaar überflog, während sich in den Zügen der jungen Frau Gräfin beim Eintreten des jungen Hofmeisters eine gewisse, obgleich nicht unangenehme Ueberraschung malte. Wenn des Grafen erste Prüfung, wie man aus seinem Gesichtsausdruck errathen konnte, trotz der einnehmenden Persönlichkeit Warnfried's nicht zu

deſſen Gunſten ausfiel, ſo konnte man daſſelbe von dem Urtheil des neuen Informators über ſeinen zukünftigen Principal ſagen, auf den ſich zuerſt ſein Blick gerichtet hatte. In ihm erregte die in einem rothſammetnen Schlafrock gehüllte, hagere, in ſich zuſammenſinkende Geſtalt des erſt funfzigjährigen Mannes, die matten, glanzloſen, waſſerblauen Augen mit den leichtgerötheten Augenlidern, die ſchlaffen, welken, von einer raſch und ſtürmiſch verlebten Jugend ſprechenden Züge und der fahle, gelbliche Teint ſeiner Wangen ein unangenehmes, abſtoßendes Gefühl, das er, um es nicht in ſeinem Geſicht leſerlich auszuprägen, mit einiger Anſtrengung niederkämpfen mußte. Früher mochten die Züge des Grafen nicht unangenehm, vielleicht, als die Friſche der Jugend ſie noch belebte, ſogar hübſch geweſen ſein; aber jetzt lag ſoviel Abgeſtumpftheit und Ueberſättigung in ihnen, daß ſich Warnfried's jugendlich-friſches Weſen davon abgeſtoßen fühlte. Anders war es mit der Antipathie des Grafen; ihm mißfiel nicht des Hofmeiſters jugendlich-kräftige Geſtalt mit den offnen Zügen, aber dennoch regte ſich in ihm ein unbeſtimmtes abſtoßendes Gefühl,

über deſſen letzten Grund er ſich keine Rechenſchaft geben konnte. Geht es uns doch oftmals ſo, daß man ſich von Menſchen angezogen und abgeſtoßen fühlt, ohne ſich für dieſe Abneigung oder Zuneigung eine beſtimmte Urſache angeben zu können. Von dem Grafen ſchweifte des jungen Mannes Blick unwillkürlich zur Gräfin, neugierig das weibliche Weſen kennen zu lernen, das dieſem Mann als Lebensgefährtin angehörte. Aber was war das? Hatte er ſie nicht ſchon früher geſehen dieſe dunklen, blitzenden Augen voll ſprühender Lebensluſt und Schalkhaftigkeit, dieſen kleinen, rothen, etwas ſtolz und ſinnlich aufgeworfenen Mund, dieſe Wangen mit der reinen, nordiſchen Weiße, überhaucht von roſigem Schimmer, den ſtolzen Nacken und den vollen Buſen und dieſe dunkelbraunen, dichten Locken, von denen ſich trotz der Papilloten einige Ringelchen unter dem weißen, mit roſa-rothen Bändern verzierten, koketten Spitzen-Morgenhäubchen hervordrängten? Gewiß, gewiß er hatte dieſes Geſicht ſchon im Leben geſehen und es gekannt. Und auch ihr mußte er nicht fremd ſein. Flog nicht eine Röthe der Verlegenheit über ihre

Wangen, als er sie jetzt so forschend und vielleicht länger als es schicklich war betrachtete? Sicherlich! sie hatten einander schon im Leben gekannt und wenn er sich nicht ganz irrte, so mußte — die Anrede des Grafen, der mit einem argwöhnischen Seitenblick den Eindruck, welchen seine junge, schöne Frau auf den jungen Informator hervorgebracht, wohl bemerkt hatte und ihn in seiner Weise deutete, riß ihn aus seiner Betrachtung und seinen Erinnerungen . . .

„Setzen Sie sich, Herr," begann der Graf mit einer mürrischen Miene, „setzen Sie sich und sagen Sie mir, welche Lectionen Sie mit meinem Albert da," und er legte dabei seine aus einer weißen faltigen Manschette hervorblickende, magere Hand auf den Lockenkopf eines hübschen, siebenjährigen Knaben mit munteren, aufgeweckten Zügen, der, sich an die Mutter schmiegend, den jungen Mann mit kindlicher Neugierde betrachtete, „zuerst treiben wollen?" Warnfried entwickelte seinen Lehrplan und der Graf brummte zuweilen einige unverständliche Worte dazwischen, während die Gräfin, auf ihren Stickrahmen gebeugt, still zuhörte. Als der neue Informator

geendet, wandte ſich der Graf, ein Stück Biskuit in die Chocolade tauchend, mit den Worten: „Nun, was meinſt Du dazu, Sabine?“ an ſeine bis jetzt ſtumm geweſene Gemahlin. An dem Ton, mit welchem der Graf ſeine Frau gefragt, konnte man erkennen, daß nicht er es war, der auf Schloß Bornhofen befahl und herrſchte .....

„So viel ich davon verſtehe,“ antwortete die Dame mit vor innerer Bewegung bebender Stimme, indem ſie ſich noch tiefer auf den Stickrahmen niederbeugte, „ſcheint mir die Methode des Herrn Doctor Warnfried ganz vortrefflich zu ſein.“ Als der junge Mann den Klang dieſer Stimme und den Namen hörte, mit dem der Graf ſeine Gattin angeredet hatte, fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Kopf und das Bild halbverklungener Tage ſtellte ſich hell und glänzend vor ſeine Erinnerung. Er ſah ſich wieder im elterlichen Hauſe zu Frankfurt, am ſchönen Mainſtrome, in dem alten, hochgiebligen Hauſe mit dem hervorſpringenden Erker am Bartholomäuskirchenplatze, in dem er geboren und groß geworden. Er ſah ſich in dem großen ſchönen Garten des reichen Patriciers, des Freiherrn von

Röbblingen, deſſen Haus an das der Eltern ſtieß, in dem weiten Park mit den gelben Kieswegen zwiſchen den grünen Raſenplätzen und den ſchönen Tulpenbeeten, für die ſich der reiche Freiherr die Zwiebeln aus Amſterdam für ſchweres Geld hatte kommen laſſen; er ſah ſich zwiſchen den hohen Laubhecken, in welche der Geſchmack der damaligen Zeit und die wunderliche, phantaſtiſche Laune ihres Beſitzers allerlei ſeltſame Figuren: Elephanten, Schwäne, Sophas, Tempel, Einhörner und Gott weiß was hatte ſchneiden laſſen, ſich herumtummelnd und ſpielend mit des Freiherrn ſchönem Töchterlein, dem muntern „Bienchen“, wie er die kleine Sabine immer nannte. All' die Erinnerungen ſeiner vergangenen Kindheit mit dem Andenken an das Elternhaus ſtrömten auf ihn ein, das Bild des ernſten Vaters und der ſanften Mutter, die immer ſo ſtill und leidend blickte! Und der Eindruck war ein ſo überwältigender, daß er ſich gewaltſam zuſammenraffen mußte, um ein Paar zuſammenhängende Worte zu ſtammeln, als der Graf ihn von Neuem anredete und dann durch eine leichte Kopfbewegung andeutete, daß er ſich nun

entfernen könnte. In allerlei Gedanken über dieſes ſeltſame Zuſammentreffen verſunken, durchirrte der junge Hofmeiſter den Park, bis ihn der alte Haushofmeiſter zum Mittagstiſch rief, an dem er ſich heute, da die Herrſchaft bei einem benachbarten Gutsherrn zum Diner eingeladen, allein niederließ. Nach dem Eſſen durchſtreifte er wieder die vielfach verſchlungenen Pfade des Parks und ſetzte ſich endlich, vom Herumſtreifen ermüdet, in eine von Gaisblatt und Jasmin umrankte Laube, den Kopf ſinnend in die Hand geſtützt und die Erlebniſſe der letzten Tage an ſeinem innern Auge vorübergleitend laſſend . . . Das Rollen eines Wagens, der donnernd über die Schloßbrücke fuhr, ſchreckte ihn aus ſeinem Sinnen und Träumen empor, da aber Alles ſtill blieb, verſank er bald wieder in ſein früheres Denken und Grübeln. . . Da kniſterte der gelbe Sand unter einem leichten Frauentritte; ein hellfarbiges ſeidenes Gewand ſchimmerte durch das Grün der Hecke und als der junge Mann von ſeinem Sitze emporfuhr, ſah er am Eingang der Laube die Gräfin ſtehen.

„Fräulein Sabine — Frau Gräfin!“ ſtam-

melte er überraſcht von dem unerwarteten Erſcheinen der jungen Frau, und indem er Vergangenheit und Gegenwart vermiſchte.

„So haben Sie mich erkannt, Herr Bernhard von der Walten," flüſterte die Gräfin mit leuchtenden Augen und indem eine dunkle Purpurröthe ihre Wangen färbte, „und das Bild der Jugendgeſpielin nicht ganz aus Ihrem Gedächtniß ſchwinden laſſen." Und in das Innere der Laube tretend, ließ ſie ſich auf der Moosbank an der Seite des jungen Mannes nieder, der freudig ausrief: „Alſo ſind Sie es wirklich und leibhaftig, Fräulein Sabine, o, entſchuldigen Sie, Frau Gräfin wollte ich ſagen," corrigirte er ſich raſch, „aber mir ſchwebt noch immer der frühere altgewohnte Name auf der Lippe."

Gräfin Sabine beugte ſich ſeitwärts nieder und einen Zweig abpflückend ſprach ſie leiſe: „Warum wollen Sie mich, wenn wir allein ſind, nicht mehr Sabine nennen, Bernhard? Nennen Sie mich immer ſo ..., es erinnert mich an meine ſchöne Mädchenzeit in Frankfurt und nicht wahr," ſetzte ſie mit allerliebſtem Lächeln hinzu, „nicht wahr, einem Jugendfreund darf man wohl ſo

etwas erlauben?“ Und das Geſicht raſch emporhebend ſah ſie ihn mit einem ſo innigen Blicke an, daß Warnfried verlegen ſtammelte:

„Gewiß, wenn Sie es befehlen, Frau Gräfin, ſo.. ſo ...“ Er konnte den Schluß nicht finden und die Gräfin fiel, ihn mit herzlichem Lachen unterbrechend, ein:

„So werden Sie mich immer Sabine nennen. . . . Aber nun bitte, bitte,“ fuhr ſie ernſter werdend fort, „erzählen Sie mir, wie es Ihnen in den zwölf langen Jahren, in denen wir uns nicht geſehen, gegangen iſt, wie? und wo? Sie gelebt haben, wie es Ihren Eltern geht und vor Allem, warum Sie nicht mehr Bernhard von der Walten, ſondern Bernhard Warnfried heißen — und wie Sie Hofmeiſter geworden ſind?“

„Ach! das iſt eine lange und theilweiſe recht traurige Geſchichte, Frau Gräfin,“ antwortete Bernhard, ernſt zur Erde blickend und mit dem Sonnenſchirm der jungen Frau Figuren in den Sand zeichnend, „eine recht lange, traurige Geſchichte, die ich Ihnen aber kurz erzählen will . . .“ Er hielt einen Moment inne und ſprach dann, während die junge Frau geſpannt lauſchte, wei-

ter: „Sie fragten nach meinen Eltern, Sabine... Sie sind beide todt, dahingegangen in das Land des ewigen Friedens.“ Und eine Thräne schimmerte in dem Auge des jungen Mannes. „Todt? beide todt?“ frug mit theilnehmender Ueberraschung die junge Frau. Warnfried nickte und fuhr dann fort: „Meine arme Mutter starb zuerst. Jetzt, wo ich älter bin, darf ich es wohl sagen: sie starb an gebrochenem Herzen. Mein Vater achtete meine Mutter wohl und behandelte sie gut und zärtlich ihr Lebelang — aber so recht vom Herzen lieb mögen sich wohl beide nicht gehabt haben. Als ich größer und verständiger war, merkte ich dieß aus einzelnen Aeußerungen meines Vaters, die er oft halblaut, im Selbstgespräch, wie dies seine Gewohnheit war, that. Wie mir einmal eine alte Base erzählte, hatte mein Vater, als er Anno 1765 nach Frankfurt kam und sich hier als Arzt niederließ, eine frühere unglückliche Liebe gehabt, über die er aber nie gegen irgend Jemand sich geäußert. Die Verbindung mit der reichen Elisabeth Warnfried, meiner Mutter, der einzigen Tochter des reichen und stolzen, aber bürgerlichen Kaufherrn und Se-

nators Eberhard Warnfried, hatte er nur seinem adligen Namen zu verdanken, da der alte Warnfried, mein Großvater, seine Tochter gern als gnädige Frau sehen wollte. Als nun meine Mutter, zwei Jahre nach Ihres Vaters Wegzug von Frankfurt nach Wien, starb, griffen die Seitenverwandten, die von jeher meinen Vater nicht leiden mochten, meiner Mutter Testament, in welchem sie meinen Vater, um ihm einen letzten Beweis ihrer, leider nicht erwiederten Liebe und ihres Vertrauens zu geben, zum Universalerben eingesetzt, wegen eines Formfehlers an. Es kam zum Prozeß; die Gegner meines Vaters erlangten vom Reichskammergericht zu Wetzlar, vor welches der Prozeß gespielt worden, ein Mandat, nach welchem mein Vater das Vermögen bis auf den auf mich fallenden Pflichttheil herausgeben und bis zur Beendigung des Rechtsstreits unter Sequester stellen lassen mußte. Mein Vater, der auf eine schnelle Beendigung des Prozesses hoffte, grämte sich wenig über die streitlustigen Verwandten, so sehr er sich auch — da er nur wenig eigenes Vermögen besaß — einrichten mußte; zumal später, als ich auf das Gymnasium und

dann auf die Hochschule kam, um das Jus zu studiren, damit ich, falls es nöthig, dereinst selbst für mein Recht streiten könnte .... Aber Sie wissen, Gräfin Sabinet, die Gerechtigkeit des Reichskammergerichts geht ihre guten, aber langsamen Wege. Der Prozeß verzog sich von einem Jahr in's andere; meines Vaters kleines Vermögen fraßen die Kosten, das meinige ging für meine Studien darauf und zuletzt, vor einem halben Jahre, fraß ihm der Gram das Herz ab, gerade als ich nach Leipzig gegangen war, um mir den Doctorhut zu erwerben, und er mir die letzten hundert Ducaten geschickt hatte. Was nun thun? Da stand ich, ohne Mittel und Aussicht auf Erwerb! Ich hatte zwar auch die venia legendi erlangt, aber was half mir das, da ich, bevor ich Zuhörer bekam und mir eine Existenz dadurch gründen konnte, Geld, viel Geld zum Lebensunterhalt brauchte. Unter den Umständen war mir des Vaters adliger Name eine unnütze Last, die ich abwarf, um den bürgerlichen Familiennamen meiner Mutter, die eine Warnfried war, anzunehmen. Ich sah mich bis zur Zeit, wo sich die Umstände ändern würden, nach einer

Hofmeisterstelle um. Ein Zufall ließ mich den Herrn von Vitzthum kennen lernen; er interessirte sich für mich und es war gerade zu der Zeit, wo er den Brief des Grafen, Ihres Gemahls empfing, worin ihn dieser ersuchte, er, Vitzthum, der in der Universitätsstadt lebe, möge ihm doch einen passenden Informator für sein Söhnchen vorschlagen. Herr von Vitzthum bot mir sogleich die Stelle an und ich überlegte nicht lange, packte meine Sachen — und hier bin ich."

„Und haben Sie keine Aussicht, daß sich der Prozeß zu Ihren Gunsten wendet?" frug theilnehmend Gräfin Sabine. Warnfried zuckte mit den Schultern. „Obgleich selbst ein Rechtskundiger," sprach er dann, „muß doch auch ich sagen: des Herrn und der Themis Wege sind wunderbar und unerforschlich — ich muß eben Geduld haben."

Es trat eine kleine Pause ein, dann begann Warnfried wieder:

„Nur noch eine kleine Bitte: verschweigen Sie auch, wenn ich bitten darf, gegen Ihren Gemahl meinen Namen: er ist mir unter den Umständen unnütz und beschwerlich ... Ich bin für jetzt der Doctor Bernhard Warnfried — än-

dern sich die Umstände, so ändert sich auch der Name. Doch nun genug von mir," sprach er schnell ablenkend, „ich Egoist, wie wir Männer es alle sind, habe Ihnen bis jetzt nur von mir und meinen Erlebnissen erzählt, lassen Sie mich nun auch nach Ihren Schicksalen fragen. Wie ist es Ihnen ergangen, theure Freundin, in der langen Zeit, in der wir uns nicht gesehen haben?" Und er drückte bei diesen Worten in einer lebhaften Aufwallung freundschaftlichen Gefühls die kleine weiße Hand der Gräfin.

„Wie kann es uns armen Mädchen ergehen?" antwortete traurig lächelnd die Gräfin. „Wir Frauen sind nicht wie die Männer die Beherrscher und Lenker unseres Schicksals. Wir werden groß gezogen und — verheirathet. Graf Bornhofen lernte mich in Wien kennen, er hielt um meine Hand an und mein Vater sagte eines Morgens zu mir: „Meine Tochter, Du wirst Dich in zwei Monaten verheirathen und Gräfin Bornhofen werden!" — so wurde ich Frau."

„Und sind Sie glücklich?" frug Warnfried leise und ohne zu wissen, wie ihm das Wort auf die Zunge kam. Die junge Frau antwortete

nicht ſogleich und ein tiefer Seufzer entſtieg ihrer Bruſt.

„Glücklich?“ wiederholte ſie endlich langſam und gedehnt mit einem Anflug von Bitterkeit, den ſie unter einem Lächeln zu verbergen ſuchte, „Sie fragen noch, ob ich glücklich bin, Bernhard? Bin ich nicht reich und jung und heiße ich nicht Gräfin von Bornhofen?“ Und ſie barg das in dunkler Purpurröthe erglühende Geſicht in ihrem Fächer, während Warnfried ſeltſam bewegt die Jugendfreundin betrachtete. Solche Momente verhängnißvollen Stillſchweigens können leicht zwei Menſchenherzen gefährlich werden, zumal wenn dieſe Herzen in der Bruſt eines jungen, leicht erregbaren Mannes und einer ſchönen, jungen ſich unglücklich fühlenden Frau klopfen ... Da rief es plötzlich aus einem der Heckengänge: „Mama! Mama! ich ſuche Dich, wo biſt Du?“ Die Gräfin erhob ſich raſch. „Albert ruft mich!“ ſprach ſie dem Freund die Hand reichend, „aber wir ſprechen uns wieder, bald, recht bald.“ Und das Gezweige der Laube zurückbeugend eilte ſie hinaus. Der junge Mann ſah ihr ſinnend nach und flüſterte dann: „Das iſt auch ein

krankes, wundes Herz, trotz des Atlas und der Seide, die es deckt! Und ich Thor berührte ihre Wunde! Wie konnte ich auch fragen, ob sie glücklich sei — da ich doch ihren Gemahl gesehen habe.“

## III.

Trotz ihres Verſprechens mied die Gräfin in den erſten Tagen nach jenem Geſpräch das Alleinſein mit dem jungen Informator. Doch bald verſchwand dieſe Scheu wieder und ſie näherte ſich immer inniger dem Jugendfreund, der nach und nach der Vertraute ihrer Geheimniſſe wurde. Mit lebhafter Theilnahme bemerkte dieſer wie unglücklich ſich die junge, von Lebensgluth und Lebensluſt erfüllte Frau an der Seite des ſchon alternden, früh verwelkten Mannes fühlte und das Bild der ſchönen, verführeriſchen Jugendfreundin beſchäftigte ihn oft in ſeinen einſamen Stunden und ſtellte ſich neben die Erinnerung an jene blonde Madonnen-Erſcheinung auf dem Kapellenberg.

Aber auch der Graf bemerkte dieſe immer in-

niger werdende Annäherung zwiſchen ſeiner jungen Gemahlin und dem neuen Hauslehrer und mit mißtrauiſchen Blicken betrachtete er, dem ſeine Gattin die frühere Bekanntſchaft mit dem jungen Mann verſchwiegen hatte, das jugendliche Paar, zumal wenn Warnfried an den letzten ſchönen, warmen Abenden des Spätſommers der Gräfin im Garten-Pavillon Goethe's „Werther" vorlas, während der Graf mit ſeinem Rentmeiſter und dem Pfarrer des Orts eine Partie Piquet ſpielte. Er hatte auch ſchon einmal davon geſprochen, daß er den neuen Hofmeiſter wohl nicht lange behalten werde, da er ihn für einen jener modernen Schöngeiſter halte, die die Welt mit ihrem romantiſch-poetiſchen Unſinn erfüllten und darüber das Reelle vernachläſſigten. Er habe mit unwilligem Erſtaunen bemerkt, wie Albert die griechiſche Mythologie und dergleichen Fabelkram an den Fingern herzählen könnte, während er in der Heraldik noch ganz unwiſſend ſei und nicht einmal den Unterſchied zwiſchen einem offenen und einem geſchloſſenen Wappenhelm kenne. Er begreife nicht wie ihm Herr von Vitzthum einen ſolchen Menſchen als Informator habe zu-

ſchicken können. Allein bei der erſten derartigen Andeutung erklärte Gräfin Sabine, daß ſie mit Warnfried vollkommen zufrieden ſei und daß dieſer ſo lange Erzieher ihres Sohnes bleiben werde, als es ihm ſelbſt beliebe; und der Graf, der von ſeiner Gattin vollſtändig beherrſcht wurde, wie dies bei allen ſolchen ſchwachen Naturen der Fall iſt, die nur von der Sinnlichkeit geleitet werden, ſchwieg und wagte das Thema nicht wieder zu berühren. Ja, die Gräfin wußte ſogar ihren Gatten zur Unterzeichnung eines Contracts zu bewegen, in welchem feſtgeſtellt wurde, daß der Graf dem neuen Hauslehrer innerhalb eines Jahres in keinem Falle kündigen dürfe, während es Warnfried frei ſtand ſeinen Abgang einen Monat vorher anzuzeigen. Die Gräfin ahnte nicht, daß Warnfried, als ſie ihm dies mittheilte und den Vertrag überreichte faſt Willens war von dem ihm dadurch verliehenen Recht einen ganz anderen Gebrauch, als der von ihr beabſichtigte war, zu machen. Dies kam ſo:

Der junge Mann hatte mit einer gewiſſen Beſtürzung erkannt, daß ſein Verhältniß mit der ſchönen jungen Gattin ſeines Principals ſich zu

einer Vertraulichkeit gestaltete, die bei dem geringsten, zufälligsten Anlaß den Charakter der verbotenen Leidenschaft annehmen konnte. Warnfried hatte zu viel sittliches Gefühl, um nicht davor zu erschrecken; da er aber auch seine eigene Schwäche und die Lebhaftigkeit seiner jugendlichen Natur fürchtete, so trug er sich mit dem Gedanken: lieber das Schloß zu verlassen und von Neuem einer unsicheren Zukunft entgegen zu gehen, als der Störer, wenn auch nicht eines Eheglücks, doch eines Familienfriedens zu werden.

Der Mensch denkt — Gott lenkt!

Es war an einem windigen, naßkalten Herbstabend im Monat October, vielleicht acht oder neun Wochen nach der Ankunft des jungen Informators und zwei Tage nach der Ueberreichung jenes Contracts. Sabinens Gemahl, dem der Arzt zur Stärkung seiner abgespannten Nerven viele Bewegung in der frischen Herbstluft und die belebende Aufregung der Jagd empfohlen hatte, war von einem benachbarten Schloßherrn zur Rebhühnerjagd eingeladen worden und hatte gegen Abend einen reitenden Boten mit der Meldung an seine Gemahlin geschickt, daß sich noch

einige gute Freunde und Bekannte zur Jagd eingefunden hätten und man des Abend wahrscheinlich ein kleines Spielchen machen werde. Sie solle sich daher nicht etwa über sein Ausbleiben beunruhigen, indem er wahrscheinlich bei seinem Freund übernachten werde. Als der Bote in Bornhofen ankam, dämmerte es schon und er traf die Gräfin, wie sie sich eben mit ihrem Knaben und dem Hauslehrer an den Theetisch setzte. Sie ließ dem Grafen sagen, er möge sich in seinem Vergnügen durchaus nicht stören lassen und bat dann Bernhard, ihr ein Buch aus dem Bibliothekzimmer zu holen und ihr den langen, einsamen, unfreundlichen Herbstabend durch Vorlesen zu verkürzen. Albert war müde, fühlte sich etwas unwohl und klagte über Kopfschmerz; die Gräfin ließ ihn daher durch ihre Kammerfrau zeitig zu Bett bringen, worauf sie sich in die Nähe des alten mit Marmor verzierten Kamins, wie sie damals als Nachahmung französischer Sitte seit Ludwig XIV. auf den fränkischen Schlössern üblich waren, setzte, sinnend den Kopf in die Hand gestützt und die Rückkehr des Hauslehrers erwartend. Bernhard kam mit einem in rothem Saf-

ſian gebundenen Buch in der Hand; er hatte es auf den Tiſch im Bibliothekzimmer gefunden und da er während des Tages hier in Wielands „Oberon“ geleſen und das Buch auf dem Tiſch hatte liegen laſſen, ſo glaubte er, es ſei die reizende Dichtung, deren farbenreiche, prächtige Bilder ihm Sinn und Herz berauſchten. Zu ſeiner unangenehmen Ueberraſchung bemerkte er erſt als er ſich wieder im Zimmer der Gräfin befand, daß er ſich vergriffen habe und daß das Buch nicht Wieland's „Oberon“, ſondern J. J. Rouſſeau's „Neue Heloiſe“ war. Aergerlich über den Fehlgriff wollte er wieder umkehren; aber die Gräfin meinte: ſie kenne Rouſſeau's „Heloiſe“ auch noch nicht und bat ihn ihr aus dem Buche vorzuleſen. Der junge Mann gehorchte und rückte ſich gleichfalls einen Seſſel an den kleinen runden Tiſch am Kamin, während die Gräfin, nachdem ſie ihre Kammerjungfer durch einen Wink entfernt, die Wachskerzen ſo ſetzte, daß ihr volles Licht auf das Geſicht des Vorleſers fiel. Bernhard begann zu leſen. Wer kennt nicht die feurige, leidenſchaftliche Dichtung des Philoſophen von Genf, dieſen Aufſchrei einer glühenden Na-

tur, die Heloiſe Rouſſeau's, mit den aufregenden, ſinnberauſchenden Schilderungen der Liebe Juliens und Saint-Preux? Dieſe bezaubernde hinreißende Sprache, die Leidenſchaft entflammend und das Herz beſtrickend? Jenen merkwürdigen Roman, der die Geſellſchaft umwälzen half? Während Warnfried mit blitzendem Auge und bebender Stimme immer weiter und weiter las und mit jedem Blatt, das er umwendete, ſein Blut in immer glühender Wallung gerieth — ſaß Gräfin Sabine mit zurückgehaltenem Athem, mit brennenden Wangen und klopfenden Schläfen da, dieſen ſtürmiſchen, liebeglühenden Ergüſſen einer entfeſſelten Leidenſchaft lauſchend ...

Draußen rauſchte der Nachtwind durch die hohen Ulmen, die ihre Zweige und Aeſte bis herauf zu den Fenſtern des zweiten Stockwerks ragen ließen; kalter Regen ſchlug an die runden Fenſterſcheiben, vom alten Schloßthurm herab ſchallte der unheimliche Ruf des Käuzchens, während von der einſamen, öden Dorfgaſſe herauf das dumpfklingende Horn des alten Wächters ertönte. Das helle Feuer im Kamin war erloſchen und die glühenden Kohlen warfen röth-

liche, zuckende Lichter auf die dunklen Tapetenwände des Zimmers. Gräfin Sabine in lautloser Spannung, hatte sich vorwärts über den kleinen Tisch geneigt, so daß ihr glühender Athem die Wange des jungen Mannes streifte und ihre Locken sich mit seinem Haar vermischten. Bernhard las mit leiser, beklommener Stimme und die Wörter blieben ihm fast in der Kehle stecken, die ihm wie zugeschnürt war. Seine Stirn glühte, heiße Schauer flogen über seinen ganzen Körper und seine Hände zitterten. Plötzlich entfiel das Buch seiner Hand; er beugte sich tastend nieder, aber zugleich hatte sich auch die Gräfin, nach dem Buche suchend, niedergebückt — und mit einem Male begegneten sich ihre Hände und drückten sich gegenseitig, sich fest umschlungen haltend; und wie mit unsichtbarer Gewalt zog es den jungen Mann hin zu dem üppig-schönen, jungen Weib, der Gespielin seiner Kindheit und er legte seinen Arm um ihre Taille und seinen Mund an ihre Wange und preßte einen langen, heißen, glühenden Kuß darauf ...

Und die Gräfin duldete es; sie duldete es und erwiederte seinen Kuß und dann verbarg sie ihr

Gesicht an seiner Brust und ihn fester und inniger umschlingend flüsterte sie mit leiser, zitternder, wie von Thränen erstickter Stimme: „Bernhard, Bernhard ... oh, wie unglücklich sind wir ...!“ „Unglücklich?“ wiederholte er, das junge Weib begehrlich in seine Arme ziehend, „unglücklich?“ und er bedeckte ihre Wangen und ihre Augen mit zärtlichen Küssen ... Zitternd, bebend lag sie in seinen Armen, an seiner Brust .....

Es giebt Augenblicke im Menschenleben, wo der kleinste Zufall entscheidend werden kann über Wohl oder Wehe ...

Die Schlange, welche die Eva im Paradies verführte, ringelte sich schon in buntem, schillerndem, verführerischem Farbenspiel um diese beiden jungen, glühenden Seelen — noch ein Moment und der Cherub mit dem Flammenschwert hatte sie für immer aus dem Paradies des inneren Seelenfriedens getrieben! Der Schrei eines Kindes rettete sie. Der kleine Albert wand sich unruhig und in Fieberhitze glühend in seinem Bettchen und der klagende Schrei ihres Kindes, dessen Wärterin eingeschlummert, schreckte die junge Mutter aus ihrem Taumel; sie entwand sich den

Armen Warnfried's, drückte noch einen Kuß auf seine Stirn und eilte dann an das Bett ihres Knaben, wo sie sich auf die Knie niederließ und das glühende Antlitz weinend in den Kissen verbarg. Warnfried wagte es nicht ihr in das Heiligthum der schlafenden kindlichen Unschuld zu folgen. Das Gesicht sich mit den Händen bedeckend saß er eine lange Weile stumm und still im Sessel von stechender, schmerzlicher Scham gefoltert und wieder dem Himmel dankend, daß er ihn durch die Stimme dieses Kindes vor nagender Reue bewahrt. Dann erhob er sich und ging nach seinem Zimmer. Als sein Blick die blaue Bandschleife traf, welche er inmitten eines kleinen grünen Epheukranzes über seinem Schreibtisch aufgehangen, trat eine Thräne in sein Auge und er sprach wehmüthig und die Hände nach dem Kranze ausstreckend: „O! vergieb, vergieb, du holdes Engelbild, du Ideal meiner Träume, daß ich dich vergessen konnte. — Verzeih, verzeih!“... Der Schmerz und die Reue des jungen Mannes über seine augenblickliche Verirrung war wirklich wahr und tief. Bernhard Warnfried gehörte nicht zu jenen Männern, welche die Blume des

Genusses da pflücken, wo sie sich eben ihnen auf dem Lebenswege bietet; aber das vorherrschende, sanguinische Element seines Charakters ließ ihn häufiger als er wollte den Einwirkungen und Stimmungen des Augenblicks unterliegen. Er fühlte und wußte dies und deshalb gestaltete sich auch in seiner Seele der Entschluß am nächsten Morgen, wenn der Graf znrückgekehrt sein würde, von seinem ihm contractmäßig verbürgten Recht Gebrauch zu machen und das Schloß zu verlassen, um nicht bei der nächsten Gelegenheit zu unterliegen und der Jugendfreundin in ihrem ohnehin freudenlosen Dasein nicht den letzten inneren Anhaltepunkt: die Selbstachtung zu rauben. Er fühlte, daß das Gefühl, welches er für Sabine hegte, sobald es die Grenze der Freundschaft überschritt, mehr den Charakter des Sinnenrausches annahm, der begehrlichen Lust, während er für das schöne, blonde unbekannte Mädchen des Kapellenbergs jenes Gefühl empfand, das wir hier zu schildern unterlassen wollen, da es von den Dichtern aller Zeiten und Nationen in den schönsten strahlenden Farben geschildert worden: die Liebe, die wahre Liebe!

Von diesen Gedanken erfüllt, stand er am nächsten Morgen auf und begab sich zum Grafen, um diesen seinen Vorsatz mitzutheilen.

Der Weg zu den Zimmern des Schloßherrn führte ihn durch den Ahnensaal, in welchem die Portraits der verstorbenen Grafen und Gräfinnen von Bornhofen, in Lebensgröße gemalt, in nußbraunen und reichvergoldeten Rahmen an den Wänden hingen. Gewöhnlich waren die Bilder, um sie vor Staub und Insecten zu schützen, mit Leinwand überzogen, die nur bei besondern festlichen Gelegenheiten entfernt wurde. Bernhard hatte daher, so oft er auch durch den Ahnensaal gegangen war, die Bilder noch nie unenthüllt gesehen. Heute aber fand er den Haushofmeister beschäftigt mit dem Beistand zweier Mägde die Gemälde von ihren Hüllen zu befreien und die Spinnengewebe wegzufegen, die sich hie und da in einer Ecke der Rahmen angesetzt hatten. Die Portraits gleichgiltig betrachtend schritt der junge Mann langsam durch den Saal, bis er mit einem leisen Ausruf der Ueberraschung bei dem letzten, dem Bild einer jungen, schönen, blonden Dame

mit langen Locken und blauen Augen stehen blieb und den neben ihm stehenden Haushofmeister mit hastiger, bebender Stimme frug: „Wer ist diese Dame? Kennen Sie dieselbe? Ist es nicht ein Fräulein Marie von Dorsten? Und wie kommt ihr Bild unter die Ahnenportraits der Grafen und Gräfinnen von Bornhofen?“ Diese Fragen, mit brennender Eile gethan, drängten sich so, daß sie der alte Haushofmeister kaum zu fassen vermochte. Dieser nahm erst eine große Prise aus seiner Schildkrot-Dose, bevor er dem Fragenden antwortete und sprach dann: „Ob ich sie kenne die Dame, fragen Sie mich? Mich, der ich schon vierzig Jahre auf Bornhofen bin, mich Tobias Cornelius Degenkolbe? Freilich, freilich kannte ich sie, die liebe, hochselige Gräfin Anna, unseres gnädigen Herrn erste Gemahlin, die nun schon seit achtzehn Jahren draußen auf dem Kapellenberg begraben liegt ... Ob ich sie kannte! Dorsten ist ihr Familienname, Herr Informator; und so heißt auch unser gnädiges Fräulein, die Comtesse Marie, die einzige Tochter der hochseligen Gräfin Anna, die bei ihrer reichen Tante der Freiin Elisabeth von Dorsten erzogen wird.

Die alte Dame hat ihr unter der Bedingung, daß sie den Namen Dorsten annehme, ihr ganzes, großes Vermögen zuschreiben lassen. Nächste Woche wird aber Fräulein Marie, die uns mit der gnädigen Frau Tante vor ungefähr zehn Wochen besucht hat, in's Schloß zurückkehren — bis zu ihrer Verheirathung." Und der Alte blinzelte listig mit dem rechten Auge, als wisse er nun alle Geheimnisse seiner Herrschaft. Dann fuhr er, gegen Warnfried gewendet, fort: „Der Herr Graf hat die Nachricht heute früh mitgebracht, daß seine Frau Schwägerin, deren Gut sechs Wegestunden von Bornhofen liegt, und eine sehr starke, corpulente Dame war, plötzlich am Schlagfluß gestorben ist." Mit athemloser Spannung lauschte der junge Mann diesen Mittheilungen des geschwätzigen Alten, die für ihn lauter Ueberraschungen waren, da er weder vom Grafen noch von Sabine etwas über die Familienverhältnisse des Hauses Bornhofen erfahren hatte. Der Graf war zu stolz um sich mit Warnfried, den er nach den damaligen Anschauungen nur für einen gut bezahlten Dienstboten hielt, sich in derartige vertrauliche Erörterungen

einzulaſſen und Gräfin Sabine ſchien, wie das ſo oft der Fall, nur ungern von der erſten Gemahlin ihres Herrn und Gemahls, deren Sanftmuth und Schönheit man heute noch rühmte, zu ſprechen. Wenn ihm die Mittheilungen des Alten aber auch den Vorgang auf dem Kapellenberg klar machten, ſo ließen ſie doch noch immer Vieles in Dunklem, worüber er ſich ſeit Wochen den Kopf zerbrochen hatte. — Das ſchöne junge Mädchen war alſo des Grafen Tochter und er ſollte bald mit ihr unter einem Dache wohnen! Aber was bedeutete der Name ſeines Vaters unter dem der Mutter der Comteſſe Marie! Denn daß dieſe Anna von Dorſten die ſpätere Gemahlin des Grafen von Bornhofen geweſen — darüber hatte er nun Gewißheit... Da zog eine dunkle, dunkle Erinnerung durch ſeinen Sinn. Er erinnerte ſich einſt noch als kleiner Knabe, gerade zur Zeit, als er anfing das Buchſtabiren zu lernen, mit einem goldenen Ringe geſpielt zu haben, den er von des Vaters Schreibtiſch genommen, auf dem einige Worte eingegraben waren, die er damals noch nicht zu leſen vermochte. Neugierig wie alle Kinder, war er zur

Mutter gelaufen, ſie zu bitten ihm die Worte vorzuleſen. Da war gerade der Vater dazu gekommen, der ihm ein Paar derbe Schläge gab — die erſten und letzten, die Bernhard von dem ſonſt gütigen Mann erhielt — die Mutter hatte geweint und es war ihm als ob dabei dieſer Name genannt worden ſei. Vorfälle aus der Kindheit früheſten Zeiten graben ſich oft unauslöſchlich und für's ganze Leben in die Erinnerung ein und des Kindes Sinn behält häufig Worte und Dinge, die der ältere Menſch vergißt, oft ſchon mit der nächſten Stunde. Und war ihm nicht der Name Dorſten, als er ihn auf dem Taſchentuch ſah, bekannt vorgekommen? Darüber ſinnend und grübelnd wendete er ſich um, denſelben Weg zurückkehrend, den er gekommen war und ohne den Vorſatz ausgeführt zu haben, der ihn nach den Gemächern des Grafen führte. Er eilte in den Park, um die heiße Stirn in der friſchen Herbſtluft zu kühlen und Herr der Empfindungen zu werden, die auf ihn eindrangen. Da ſchlug das dröhnende Rollen eines Reiſewagens, der in den Hof hineinfuhr, an ſein Ohr.

„Das iſt ſie!“ rief er und es zuckte glühend heiß durch ſeine Bruſt. Und mit leiſer, aber feſter Stimme ſetzte er hinzu:

„Ich bleibe, komme auch, was da wolle.“

# IV.

Warnfried hatte sich nicht getäuscht; der in den Schloßhof rollende Wagen hatte Marie, einige Tage früher als sie erwartet wurde, unter das väterliche Dach zurückgeführt. Mit frohem Gesicht verkündete es ihm der kleine Albert, als er zur bestimmten Stunde in das Unterrichtszimmer seines Zöglings trat. „Schwester Marie ist gekommen, Herr Doctor!“ rief er, dem jungen Lehrer entgegenspringend, „Schwester Marie ist da! O, wie freue ich mich, wie freue ich mich... Schwester ist so lieb und gut; und sie bleibt da und geht nicht wieder zur Tante, Tante Dorsten ist todt.“ Und das Kind sprang hüpfend im Zimmer umher. Warnfried konnte nur mit Mühe die Bewegung, die ihm bei dem Geplauder des Knaben ergriff, unterdrücken. Er winkte dem Knaben, auf dem Stuhl Platz zu nehmen und

begann seine Lectionen. Es war zufällig römische Geschichte, die in dieser Stunde getrieben wurde und der Lehrer stellte wie gewöhnlich beim Anfang des Unterrichts eine kurze Repetition des in der letzten Stunde Vorgetragenen an. „Bei welchem König der Römer blieben wir stehen?“ frug er. „Bei dem dritten, dem Tullus Hostilius,“ antwortete der Knabe. „Was fiel unter seiner Regierung Bemerkenswerthes vor?“ examinirte der Informator weiter. Der Knabe sann einen Augenblick nach und antwortete dann: „Der Kampf der drei Horatier mit den drei Curiatiern und die Geschichte von dem wilden Bruder, dem Horatier, der seine Schwester, die über ihren erschlagenen Bräutigam weinte, erstach ... Nicht wahr, Herr Doctor, das muß ein recht wilder, garstiger Bruder gewesen sein, der seine Schwester umbringen konnte ... Ah! ich könnte Schwester Marie niemals ein Leid anthun.“ Dem jungen Mann schoß bei diesem kindlichen Geschwätz des Knaben das Blut in's Gesicht und er beugte sich, in dem Buch blätternd, tief auf den Tisch nieder. Doch der Knabe ließ sich nicht stören und plauderte immer weiter von der lieben Schwester Marie,

ſo daß Bernhard froh war, als die Stunde vorüber und er wieder auf ſeinem einſamen Stübchen ſaß. Da öffnete ſich die Thür und das dicke, rothe Geſicht des Haushofmeiſters ſtreckte ſich in's Zimmer herein. „Es hat zu Mittag geſchellt, Herr Doctor," ſprach er, „der Herr Graf befindet ſich mit Familie ſchon im Speiſeſalon ... Fräulein Marie iſt da." Mit pochendem Herzen folgte der Informator dem voranhumpelnden Alten und trat mit ihm in den Speiſeſalon ein. Zum Glück waren einige fremde Gäſte da, ein Paar ältliche Herren, die der Graf von der geſtrigen Jagd mitgebracht hatte. Warnfried wurde der Comteſſe Marie als der Hofmeiſter Albert's vorgeſtellt und die dunkle Röthe, die bei ſeinem Anblick ihre Wangen überzog, zeigte, daß ſie in ihm den jungen Reiſenden am Kapellenberg wieder erkannt hatte.

Auch Warnfried war in dunkler Röthe erglüht und Gräfin Sabine, welche die Beiden mit ſcharfem Blick beobachtet, hatte dieſes verrätheriſche Erröthen, das ſie mit einer gewiſſen eiferſüchtigen Unruhe erfüllte, wohl bemerkt. Die junge Frau hatte in der Einſamkeit der verflo-

senen Nacht einen tiefen Blick in ihr Inneres gethan und erkannt, daß das, was sie für den Freund und Gespielen ihrer Jugend fühlte, nicht mehr Freundschaft, sondern Liebe, heiße, leidenschaftliche Liebe war. Aus dem Benehmen Warnfried's am gestrigen Abend glaubte sie auf eine Erwiederung ihrer Neigung schließen zu können und da der Graf schon seit längerer Zeit matt und kränklich war, die Aerzte auch oft von Apoplexie gesprochen hatten, so baute sie sich in ihren Träumen allerlei verführerische Luftschlösser aus und träumte von einem Glück an Bernhards Seite, das sie an der ihres Gatten niemals empfunden hatte. Ein Gefühl quälender Eifersucht gegen ihre Stieftochter, der sie überhaupt nicht besonders zugethan war, erfüllte daher ihr lebhaftes, leidenschaftliches Gemüth, als sie die Verwirrung der beiden jungen Leute bemerkte und sie wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, wo die Tafel beendigt sein würde und man sich zu einem Spaziergang in den Park zerstreute, um von Warnfried darüber Aufklärung zu verlangen. Graf Bornhofen selbst war während der Tafel ungewöhnlich heiter. War es die wohlthätige

Folge der Aufregung von der Jagd oder die Rückkehr der Tochter, für die er, wie es schien, mehr Zärtlichkeit hegte, als man von diesem abgenutzten matten Herzen verlangen durfte, war es die Anwesenheit der Tafelgäste — genug, er scherzte und lachte und zeigte sich auch gegen Warnfried weniger kalt, verdrießlich und zurückhaltend als es sonst der Fall war. Die Tafel wurde endlich aufgehoben und die kleine Tischgesellschaft ging, um frische Luft zu schöpfen in den Park, dessen Bäume schon im herbstlichen, röthlich-braunen Blätterschmuck prangten. Marie hatte die Hand Albert's, ihres Stiefbruders, ergriffen, der ihr alle seine Lieblingsplätze im Park zeigte, während die Gräfin an dem Arm ihres Gemahls und in Begleitung der beiden Herrn durch die mit abgefallenem Laub bedeckten Gänge schritt, zerstreuten Sinnes und unruhigen Auges nach dem jungen Informator spähend, der in einiger Entfernung und in tiefe Gedanken versunken der Gesellschaft folgte. Albert trennte sich bald von der Schwester, um hier eine Herbstblume zu pflücken, dort noch einen sich verspätet habenden Nachzügler von Schmetterling zu jagen, den

der Herbst noch nicht vertrieben hatte oder ein Vogelnest auszuspähen, das er der Schwester zeigen wollte. Mit einem Mal, unabsichtlich und ohne das Eins oder das Andere es gewollt, standen sich an einer Biegung des Wegs, an einer der einsamsten Stellen des Parks Comtesse Marie und der junge Hauslehrer allein gegenüber. Im ersten Moment des Zusammentreffens herrschte zwischen den Beiden eine gewisse verlegene Stille, die der junge Mann endlich mit den Worten unterbrach: „Wenn ich nicht ganz irre, so haben wir uns früher schon einmal gesehen, gnädiges Fräulein . . . auf dem Kapellenberg," setzte er langsam und zögernd hinzu. Das junge Mädchen schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie erröthend und die Augen vor dem leuchtenden Blick Warnfried's niederschlagend: „Es war an dem Grabe meiner Mutter . . . Ich habe Ihnen noch etwas zurückzugeben, Comtesse Marie; ich fand es an der Bergkapelle, unweit des alten Heiligenbildes. Nicht wahr, es ist Ihr Eigenthum?" Und er reichte ihr das Taschentuch, während er die Schleife noch zurückhielt...

„Ach, mein Taschentuch!" sprach das junge

Mädchen, das bald seine Unbefangenheit wieder gewann, „ich vermißte es wohl, doch wußte ich nicht, wo ich es verloren hatte.“

„Sie verloren es an derselben Stelle, wo Sie diese Schleife verloren . . .“ antwortete Warnfried, ohne das blauseidene Band jedoch aus seinen Händen zu geben.

„Die schenke ich Ihnen,“ sprach Marie scherzend, „als Erinnerung an das Abenteuer auf dem Kapellenberg!“ Bernhard dankte mit einem Blick, der dem jungen Mädchen, das die Bedeutsamkeit ihres Geschenks erst aus dem Dank des Beschenkten erkannte, das Blut wieder in die Wangen trieb, und verlegen und um dem Gespräch eine unverfänglichere Wendung zu geben frug sie:

„Sie werden für einige Zeit die Einsamkeit unseres ländlichen Aufenthalts theilen?“ Noch ehe Bernhard eine Entgegnung geben konnte, brach Albert, ein kleines Vogelnest in den Händen tragend, durch's Gebüsch: „Sieh! Sieh! Schwester Marie, ein Vogelnest, ein allerliebstes, kleines Vogelnest. . . .“ Die beiden jungen Leutchen waren augenscheinlich über die Dazwischen-

kunft des Knaben erfreut; sie konnten nun unbefangener mit einander sprechen, und plaudernd und sich erzählend gingen sie zur Gesellschaft zurück, wo Gräfin Sabine, die das Verschwinden der Beiden für verabredet gehalten zu haben schien, sie mit ungeduldigen, blitzenden Augen empfing, während der Graf seine Tochter fragte, wie ihr der Park gefalle, den sie sonst bei ihren, immer nur kurzen Besuchen auf Schloß Bornhofen nur flüchtig durcheilt hatte . . .

„Es ist köstlich in diesem Park!“ antwortete Marie, „und zumal im Frühling oder Sommer, wenn Alles in frischem, grünem Blätterschmuck und bunter Blüthenpracht steht, muß er ein paradiesischer Aufenthaltsort sein.“

„Aber es ist nur schade, liebe Marie, daß Du diese Herrlichkeit nicht lange wirst genießen können, denn da Du Dich nach dem Wunsche Deines Vaters bald vermählen sollst, so wirst Du nur zu bald von Bornhofen wieder Abschied nehmen müssen.“ Die Gräfin Sabine sprach diese Worte absichtlich mit erhobener Stimme, damit auch Warnfried, der im Gespräch mit einem der Herrn begriffen war, dieselben höre. Comtesse

Marie erbleichte und ihr Blick traf unwillkürlich mit dem Warnfried's zusammen, der den Wink, welchen die Gräfin ihm in diesen Worten gab, nur zu wohl verstanden hatte. Aber auch Graf Bornhofen blickte etwas überrascht von dieser Aeußerung seiner Gemahlin auf und vielleicht zum ersten Mal in seiner Ehe wagte er es anderer Meinung zu sein als seine Gemahlin: „Aber Du weißt ja, Sabine," sprach er, „daß die Angelegenheit noch gar nicht so weit ist, denn wenn sich auch Baron von Felsek um Mariens Hand bei mir beworben, so weiß ich doch nicht, ob Marie auch geneigt ist ihm —". Das Hinzutreten der beiden anderen Herren, die einige Schritte von der Gruppe entfernt, die Aussicht auf die Landschaft betrachtet hatten, unterbrach ihn in seiner Rede, Marie und Warnfried athmeten leichter auf, die Gräfin aber, deren scharfen Augen auch nicht die kleinste Gefühlsregung der Beiden entgangen, warf ihrem Mann einen funkelnden, zornigen Blick zu und flüsterte für sich:

„Hat man mich denn gefragt, ob ich ihm angehören wollte und ihm geneigt war . .? Und dieser Bernhard, der gestern vorgab mich zu

lieben und mich heute verräth! Aber ich werde mich von seiner Schändlichkeit überzeugen — noch heute will ich Gewißheit haben." Es wurde kühler; der Abendnebel dampfte aus dem Thal empor und ein kalter Wind strich durch die Bäume des Parks. Man erhob sich und trat den Rückweg in's Schloß an. Als die Gräfin von ihrem Sessel aufstehen wollte, glitt sie aus und stieß einen leisen Schmerzensschrei aus.

„Was ist Dir, ma chère?" frug der Graf sich umwendend.

„Es ist nichts . . ., ich habe mir nur ein wenig den Fuß auf einem glatten Kiesel vertreten. Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Doctor, wenn ich bitten darf." Stumm reichte ihr dieser, der etwas von der Absichtlichkeit dieses Fehltrittes ahnen mochte, den Arm und schritt langsam mit der jungen Frau den Vorausgehenden nach. Sobald die Gräfin sah, daß weder ihr Mann, noch Marie etwas hören konnten, begann sie in heftigem Tone: „Wissen Sie, Bernhard, daß Sie ein Betrüger, ein Heuchler sind wie irgend Einer von diesem treu- und wortlosen Männergeschlecht?"

„Ich, ein Heuchler, gnädige Frau?“ rief betreten über diesen Eingang Warnfried aus, „ich ein Betrüger?“

„Wie, Sie wollen noch leugnen?“ unterbrach ihn mit leidenschaftlich erregter Stimme, und indem sie seinen Arm heftig drückte, die junge Frau, „Sie wollen noch leugnen, daß Sie meine . . . meine,“ sie wollte nicht sagen: „Stieftochter“ und fuhr fort, „daß Sie die Comtesse Marie schon längst kennen? Und Sie haben nie ein Wort von dieser interessanten Bekanntschaft,“ und ein leiser Spott klang aus ihrem Tone heraus, „gegen mich erwähnt?“

„Aber wie konnte ich etwas gegen Sie erwähnen, da Sie, gnädige Frau, niemals von Ihrer Stieftochter sprachen und ich gestern erst durch einen Zufall von deren Dasein Kenntniß erhielt?“ Die Gräfin biß sich auf die Lippen. Sie hatte es früher stets absichtlich vermieden über ihres Mannes frühere Eheverhältnisse und was damit zusammenhing mit Warnfried zu sprechen und des jungen Mannes Vertheidigung war daher nicht ohne Begründung. Sie änderte daher den Angriff.

„Warum nennen Sie mich heute und jetzt, wo wir unter vier Augen sind, immer nur „gnädige Frau“ oder „Frau Gräfin“ und nicht Sabine? . . . Ich will, daß Sie mich Sabine nennen, hören Sie, Bernhard, ich will es! Und wie lächerlich ist das Wort: „Stieftochter,“ das Sie so eben gebrauchten. Allerdings ist Comtesse Marie meines Mannes Tochter erster Ehe, aber ich habe noch nie auf die Rechte dieser Mutterschaft Anspruch gemacht. Es wäre ein gar zu drolliges Ding, eine Mutter von vierundzwanzig Jahren und eine Tochter von zwanzig Jahren zu sehen!“

„Ich glaubte Fräulein Marie wäre erst achtzehn Jahre alt,“ warf Warnfried in aller Unschuld und um dem Gespräch wo möglich eine andere Richtung zu geben, ein. Allein er verfehlte den Zweck.

„Sieh da!“ rief die Gräfin, und ihre schönen schwarzen Augen funkelten vor Aufregung und Eifersucht. „Sie sind ja ganz genau unterrichtet über die Verhältnisse Mariens, dieses sittsamen Kindes, das immer die Augen niederschlägt, wenn es mit einem Manne spricht. Woher datirt

sich denn Ihre genaue Kenntniß von allen diesen Dingen? Sprechen Sie!“ Und die Gräfin stampfte mit dem kleinen Fuße heftig auf den Rasen.

Warnfried erschrak über diese Aufregung der Gräfin, deren Grund er nur zu gut erkannte und sich bittere Vorwürfe machend, eine Leidenschaft, die er nicht erwidern durfte und konnte, ohne sich selbst zu entwürdigen, genährt zu haben, antwortete er: „Ich erfuhr diese Dinge ganz zufällig, wie denn auch meine Bekanntschaft mit Comtesse Marie rein zufälliger Natur ist.“ Und er erzählte ihr offen, wenn auch mit einiger Wärme, die Begegnung auf dem Kapellenberge.

Die Gräfin hörte stillschweigend zu und nur der Ausdruck ihres Gesichts verrieth ihre innere Bewegung. Als Warnfried aber geendet, blieb sie stehen und sich das Gesicht mit den Händen bedeckend, flüsterte sie: „Und Sie lieben sie und ich . . . ich bin auch um dieses Glück betrogen! O, wie hasse ich diese Bornhofens! Der Vater dieses Mädchens raubte mir die Blüthe und den Lenz meines Lebens, kettete mich an sein Dasein und dieses Mädchen raubt mir das einzige Herz, welches mein werden sollte . . .“ Und sie brach

in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Aber plötzlich ließ sie die Hände sinken, ihre Gestalt richtete sich empor, ihr Busen hob und senkte sich in innerer Erregung und sie sprach mit blitzendem Auge und fester Stimme: „Ich bin auch um diese Lebenshoffnung betrogen und Sie, Warnfried, nahmen Theil an diesem Betrug. Aber wenn ich zum Unglück und zur Entsagung verdammt sein soll, so will ich es — hören Sie es, ich schwöre es Ihnen, wenigstens nicht allein sein.“ Und in leidenschaftlicher Aufregung forteilend ließ sie den ihr bestürzt nachblickenden jungen Mann allein zurück.

## V.

Trüb und düſter wie die kommenden Herbſttage, verfloſſen die nächſten Wochen auf Schloß Bornhofen. Seitdem Gräfin Sabine die Entdeckung gemacht, daß Warnfried ihre Stieftochter liebte, haßte ſie Marie auf's Bitterſte und ſuchte jede Gelegenheit auf, um den Grafen gegen ſie einzunehmen und ihn zu bewegen, je eher, je lieber das Mädchen an den Baron Felſek, einen Landjunker der gewöhnlichſten Art, aber nicht ohne einiges Vermögen und von altem Adel, zu verheirathen. Der Graf, bei dem ſich mit dem regneriſchen Herbſtwetter und den Novemberſtürmen die mürriſche Laune und kränkliche Reizbarkeit in erhöhterem Maße eingeſtellt, war wie ein ſchwankendes Rohr, das ſich heute bald auf die Seite der Gattin, bald auf die der Tochter neigte. Nur in einem Gefühl war er conſequent, in ſei-

ner Abneigung gegen Warnfried, die ſich ſoweit ſteigerte, daß er die Geſellſchaft und beſonders das Alleinſein mit dem jungen Hofmeiſter mied, ſoviel er nur konnte. Das Benehmen der Gräfin gegen Warnfried aber ſchwankte zwiſchen den entgegengeſetzteſten Extremen, wie man es nur bei ſolchen leidenſchaftlichen, den augenblicklichen Aufwallungen der Affecte unterworfenen, reizbaren Naturen, wie Sabine eine ſolche war, findet. Heute gegen ihn in dem tödtlichſten Haß und Eiferſucht erglühend und ihn kränkend auf jegliche Weiſe, machte ſie ſich am andern Tag die bitterſten Vorwürfe über ihr unwürdiges Benehmen und loderte wieder in glühender Liebe für den Jugendfreund auf. Man wird begreifen, daß unter ſolchen Umſtänden das Leben auf Schloß Bornhofen für Warnfried kein angenehmes war und ihm wenig roſige Tage brachte. Er würde auch ſchon längſt ſeine Stellung aufgegeben haben, wenn ihn nicht etwas zurückhielt, was ihn bis jetzt alle Widerwärtigkeiten hatte ertragen und vergeſſen laſſen: die Liebe, die Liebe zu Marie! Welche ſeltſame Wirkungen doch zuweilen manche Urſachen hervorbringen! Während Gräfin Sabine

Alles aufbot, um Bernhard und Marie von einander zu entfernen und ihrer Liebe in jeder Weise hinderlich entgegentrat, schlossen sich die Beiden desto inniger aneinander an . . . Marie war eigentlich eine Fremde in dem väterlichen Schloß. Trotz der Zuneigung des Grafen für Marie war er doch zu schwach und zu sehr unter die Herrschaft von Sabinens Reizen gebeugt, um für seine Tochter die Stütze werden zu können, an der sie sich hätte festhalten können; dann war die Gräfin da, welche Marie haßte und selbst der kleine Albert, eingeschüchtert durch das Verbot der Mutter, wagte der Schwester nur eine heimliche Freundlichkeit und Zuneigung zu zeigen. An wen also sollte sich das junge sanfte Mädchen anschließen? Selbst ohne jene Begegnung auf dem Kapellenberg mit ihrem romantisch-abenteuerlichen Anstrich und ohne die dadurch erfolgte Annäherung der beiden jungen Gemüther, die sich schon von der Zeit an für einander interessirten, als noch keins des Andern Namen kannte, hätte ein solches Familienverhältniß, wie es auf Schloß Bornhofen herrschte, die Herzen Bernhard's und Mariens zusammenführen müssen. Noch ehe e

zu einem wirklichen Geſtändniß, zu dem, was man im Leben eine „Erklärung“ nennt, unter ihnen gekommen war, liebten ſie einander und bald ſollte ſich auch die Gelegenheit zum gegenſeitigen Geſtändniß dieſer Liebe finden. . . Es war am erſten Adventſonntag, vier Wochen vor Weihnachten . . . In der Adventszeit ging es damals auf den Schlöſſern des fränkiſchen Adels luſtig her: es wurde geſchmauſt, banquettirt, getanzt und luſtig gelebt. Die adligen Rittergutsbeſitzer gaben ſich gegenſeitig Feſte und Schmauſereien und bei dieſen Feſtivitäten wurden in der Regel gewiſſe Familienangelegenheiten in Ordnung, d. h. Ehebündniſſe zu Stande gebracht. Trotz ſeiner Kränklichkeit mußte ſich auch Graf Bornhofen der alten hergebrachten Sitte fügen und zuweilen eine Feſtlichkeit veranſtalten. Das war denn auch heute der Fall geweſen; man hatte bei der Tafel, an der auch Baron Felſek theil nahm, derſelbe, der dem Grafen vor einiger Zeit zu verſtehen gegeben, daß er nicht abgeneigt ſei, Maria zu heirathen, Anſpielungen fallen laſſen. Die Abſichten Felſek's waren in der Geſellſchaft öffentliches Geheimniß und, wie es ſo herzugehen pflegt,

wenn der Wein der Leute Köpfe erhitzt, beim Nachtisch fing man an eine Menge mehr oder minder verblümte Anspielungen zu machen, die nicht ganz frei von Zweideutigkeiten in französischem Geschmack waren, wie es damals unter der Haute volée des 18. Jahrhunderts Sitte war. Zum Glück war Bernhard, der sich bei solchen Gelegenheiten gern zurückzog, nicht zugegen; aber Marien drangen diese Scherze und Witze wie spitze Nadelstiche ins Herz. Sie sehnte sich nach der Einsamkeit, um ihr Herz durch Thränen zu erleichtern. Kaum war das Zeichen zum Aufheben der Tafel gegeben, so eilte sie hinunter in den Garten und setzte sich trotz der Kälte und der in der Luft herumwirbelnden Schneeflocken in eine Laube und weinte. Hier traf sie Warnfried, den es auch nicht im engen Zimmer gelitten und der einen Gang durch den Park gemacht. „So allein — und Sie weinen, Fräulein Marie?“ frug er bestürzt, als er die Thränenspuren auf den Wangen des jungen Mädchens bemerkte. „Und soll man nicht die Einsamkeit suchen und weinen, wenn man sich unglücklich, so recht unglücklich und verlassen fühlt?“ antwor

junge Gräfin, unfähig, ihren Schmerz zu verbergen. Das offene Eingeſtehen ihres Kummers gab Warnfried den Muth nach der Urſache zu fragen, ein Wort gab das andere, wo der Mund nicht ſprach, da redeten die Augen, ein Druck der Hand, ein Seufzer — und darf man ſich wundern, wenn nach einer halben Stunde die beiden jungen Leute, deren Herzen ſich ſchon längſt erkannt und verſtanden, trotz der Winterkälte und des immer dichter herniederfallenden Schnees, noch immer mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen auf der Bank in der Laube ſaßen und Mariens Lockenköpfchen an Warnfried's Bruſt ruhte? — — — So war der Bund zwiſchen ihnen geſchloſſen worden, an dem ſie ſich feſthielten in dem Sturm und Ungemach des täglichen Lebens, das von Woche zu Woche peinlicher für ſie wurde. Graf Bornhofen hatte wenige Tage nach der Feſtivität einen leichten Schlaganfall gehabt, der ihm den rechten Arm und Fuß lähmte und faſt den ganzen Tag an den Lehnſtuhl gefeſſelt hielt. In dieſer ſeiner Hilfloſigkeit klammerte ſich der ſchwache Mann nur immer feſter an ſeine Frau, in der er, wie er hoffte, doch we-

nigstens ein Wesen fand, das bei ihm ausharrte und sein Leben erleichtern half. Denn über kurz oder lang mußte Marie, so sagte er sich, doch heirathen und das väterliche Schloß verlassen und wer blieb denn bei ihm, wenn nicht Gräfin Sabine? Diese, die von der nagendsten Eifersucht gefoltert wurde, benutzte denn auch diese Gemüthsstimmung des schwachen Mannes, um ihn zu bestimmen: Comtesse Marie mit dem Baron zu vermählen. Sie wußte dabei geschickte Andeutungen fallen zu lassen und von Mesalliancen zu sprechen, Beziehungen, die auf ein Verhältniß Mariens mit Warnfried deuten sollten und bei denen der Graf, der viel auf seinen Stand hielt und eine Verbindung einer Gräfin mit einem Bürgerlichen für etwas Unerhörtes hielt, in lichterlohe Zornesflamme gerieth ... Die Gräfin selbst calculirte, wenn man den Ausdruck für die ungestümen Wünsche einer leidenschaftlichen Natur gebrauchen darf, so: „Ist nur erst Marie aus dem Schloß, so wird Warnfried seine thörichte Schwärmerei für diese stille, schwermüthige, blonde Schönheit vergessen und sein Herz wird sich Dir wieder zuwenden.“ Aber noch andere,

dunkle, unbestimmte Hoffnungen flogen durch ihre Seele.

Die Kränklichkeit des Grafen, der Schlaganfall, seine geschwächte, zerrüttete Organisation, die dem Mund des Arztes, wenn er mit der Gräfin allein sprach, manches bedenkliche Wort entlockte, Alles das ließ in ihr den Gedanken aufkommen, daß das Lebensende ihres Mannes nicht mehr fern sei; und dann war sie eine junge, unabhängige, reiche, reizende Wittwe, Warnfried ihr Jugendfreund, der sie liebte — denn das was er für Marie empfand, hielt sie nur für Gefühlsschwärmerei in ihrer Selbsttäuschung, — der sie liebte und mit ihr bald zum Altar — sie schloß die Augen, um sich ganz in das zauberische, lockende Bild ihrer einsamen Träume zu versenken . . . Da brachte eines Tages der reitende Postbote von Werneck ein Schreiben an den Doctor juris Bernhard von der Walten, genannt Warnfried, adressirt und mit dem großen rothen Siegel des Reichskammergerichts zu Wetzlar! Es war eine Ladung an Warnfried vor dem Gericht zu erscheinen, um der endlichen Publication des Urtels in dem langjährigen Erbschaftsprozeß gewärtig zu sein. Warn-

fried war, als er das Schreiben empfing, gerade im Bibliothekzimmer, wo auch die Gräfin Sabine und Comteſſe Marie ſich befanden, während der Graf in dem daran ſtoßenden Cabinet, deſſen Thüre geöffnet war, ſchlummerte und Albert ſich unten mit den Enkeln des Haushofmeiſters eine Schneefeſtung baute, um ſie dann in Sturm einzunehmen, denn er wollte ſpäter Soldat — General werden. Als der junge Mann den beiden Damen den Inhalt des mit cito! citissime! bezeichneten Schreibens mittheilte, wurden beide todtenbleich bei dem Gedanken, daß Warnfried das Schloß verlaſſen ſollte. Marien ſchoſſen die Thränen in die Augen und unter einem Vorwand entfernte ſie ſich, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Warnfried und die Gräfin blieben allein im Bibliothekzimmer zurück. Es herrſchte ein langes, banges Stillſchweigen unter ihnen, das nur durch das Picken der kleinen, alabaſternen Stutzuhr auf dem Kamin und durch das Praſſeln der brennenden Eichenkloben, die das Zimmer erwärmten, unterbrochen wurde. Warnfried hatte das Buch, in dem er geleſen bevor der Brief kam, von ſich geſchoben und blickte nach-

denkend in die weiße, kahle Winterlandſchaft hinaus . . .

Da erhob ſich die Gräfin, die ihrer Aufregung nicht mehr Meiſter werden konnte und ſchritt, nachdem ſie noch einen Blick auf den im Nebenzimmer ſchlafenden Grafen geworfen, langſam auf den jungen Mann zu. „Bernhard," ſprach ſie leiſe, ihre Hand ſanft auf ſeine Schulter legend, „Bernhard, wollen wir ſtumm von einander ſcheiden — findeſt Du kein Wort des Abſchieds für mich?" Bei dieſer vertraulichen Anrede ſchreckte Warnfried zuſammen und warf einen Blick hinüber in das Nebenzimmer, in dem er ein leichtes Geräuſch zu hören glaubte, da aber Alles ſtill blieb und der Graf ruhig fortzuſchlafen ſchien, antwortete er mit gedämpfter Stimme: „Sabine, ich zürne Ihnen nicht, laſſen Sie uns ruhig und freundlich ſcheiden und," ſetzte er noch leiſer hinzu, „den Himmel um Vergebung bitten für eine ſchwache Stunde, in der wir beide am Rande des Verderbens ſtanden. Bleiben Sie meine Freundin, Sabine, wie ich Ihr Freund bleiben werde!" Aber das war es nicht, was die junge, leidenſchaftliche Frau, in deren Bruſt die ſo lange nie-

dergehaltene Empfindung mit einem Male zum Ausbruch kam, begehrte. „Du willst mich nicht verstehen, Bernhard,“ sprach sie erregter, „Du bietest mir Freundschaft, wo ich Liebe verlange.. O, Bernhard, wenn Du wüßtest, was es heißt ein langes, freudenloses Dasein ohne Liebe an der Seite eines Mannes zu führen, an den man gefesselt ist wie Prometheus an den Felsen des Kaukasus! O, ich kenne die entsetzliche Qual, sie hat mir jahrelang das Herz zerrissen, bis es anfing fühllos zu werden und zu versteinern. Da kamst Du, Bernhard, und erwecktest in meiner Brust wieder die erstorbenen, abgeblühten Erinnerungen einer schönen, dahingegangenen Zeit. Die Eisrinde, die sich um meine Brust gelagert, schmolz, mein Blut strömte wieder rasch und froh durch meine Adern ... hatte ich doch ein Herz, dem ich mein Leid klagen konnte, das mir meinen Schmerz tragen half. Bernhard! Nicht um Alles in der Welt möchte ich die Erinnerung an jenen Abend hingeben, von dem Du verlangst, daß ich dafür Gott um Verzeihung bitten und ihn für ewig aus meinem Gedächtniß wischen soll! Sollte mein Glück doch nur einen

Abend, einen kurzer Herbſtabend dauern! Den andern Morgen kam dieſes Mädchen, die Tochter jenes Mannes, der mein junges, blühendes Leben an ſein verwelktes Daſein gefeſſelt, ſie kam und raubte mir das einzige Herz, das mir gehörte, hörſt Du, Bernhard, ſie raubte mir Dein Herz! Und ſollte ich ſie nun nicht haſſen, wie ich ihren Vater haſſe?" „Um Gott! Sabine!" rief Bernhard tödtlich erſchrocken, bei dieſen Worten der leidenſchaftlich erregten, jungen Frau aufſpringend, „was ſprichſt Du da für frevelhafte Worte! O, Sabine, wenn Du wüßteſt, wie ich jene verhängnißvolle Abendſtunde bereut habe; ein Jahr meines Lebens wollte ich hingeben ſie ungeſchehen zu machen! Gewiß, gewiß, Sabine, meine theuere Freundin, ich war der ſchuldigere Theil — ich, der ſtärkere Mann ſollte mehr Kraft und Beherrſchung beſitzen wie Du, das ſchwache Weib! Du ſprichſt von unſerer Liebe, Sabine, o! gewiß, wir hätten uns einſt lieben und recht glücklich werden können," und ſeine Stimme und ſein Blick wurden weich und mild bei dieſen Worten, mit denen er die erregte junge Frau zu beruhigen dachte, „aber das Schickſal wollte es nicht,

Sabine, und jetzt, jetzt steht der Altar, an dem Du Deinem Gatten Treue gelobt hast, steht Dein Gatte zwischen uns und unserer Liebe.“ Wenn Warnfried durch diese Worte die Leidenschaft der jungen Frau zu dämpfen glaubte, so irrte er sich, glühender als je loderte sie auf und es war wie ein Schein beginnenden Irrseins, der aus ihren erhitzten, flammenden Augen blitzte, als sie sprach:

„Du sagst, er stände zwischen uns und unserer Liebe? Der Altar, an dem ich ihm Treue geschworen und gelobt? Aber hat man mich nicht wider meinen Willen zu dem Altar geschleppt? „Du heiratheſt ihn — oder ich verstoße Dich!“ sprach mein Vater, „und ich mußte gehorchen. Aber ein erzwungener Schwur bindet nicht . . . Hörst Du, Bernhard,“ fuhr sie flüsternd und sich an den entsetzt zurücktretenden jungen Mann schmiegend, fort: „er bindet nicht! Und siehst Du, man kann ihn lösen . . Der Graf ist schwach und krank . . . er wird nicht lange mehr leben, sondern bald, recht bald sterben und . . und . .“ sie sah sich hier geheimnißvoll und mit verwirrter Miene um, „wenn er nicht sterbe

will, ſo . . . ſo kann man ihn . . . ſterben laſſen.“

„Sabine!“ rief Warnfried mit dem Ausdruck tiefſten Entſetzens die Hände faltend, „Sabine, beim Heil Deiner unſterblichen Seele bitte ich Dich . . .“

„Um was, um was, Bernhard von der Walten!“ rief die unglückliche junge Frau, in deren Seele eine glühende, mit Mühe bis jetzt niedergehaltene Leidenſchaft eine entſetzliche Verheerung angerichtet hatte, ſo daß das klare Licht ihres Geiſtes zu erlöſchen drohte, „um was, um was willſt Du mich bitten, Bernhard von der Walten? Sprich, es ſoll Dir gewährt ſein!“

„Herr, Du ſtrafſt mich hart für die Sünde einer Stunde,“ murmelte, ſich erſchöpft an die Fenſterbrüſtung ſtützend, der junge Mann und heiße Thränen entſtrömten ſeinen Augen. „Sabine,“ ſprach er dann, „wir ſind geſchieden auf ewige Zeiten . . . meine Nähe bringt Dir Unglück und Verdammniß — lebe wohl! lebe wohl!“

„Du gehſt . . . Du gehſt —!“ ſchrie die junge Frau mit wilder, ſinnverwirrter Geberde. „Du

gehst ohne mich ... wohlan! so komme mein Blut über Dich!“ Und ehe es Bernhard noch verhindern konnte, hatte sie ein kleines, scharfes, silbernes Obstmesser, das auf einem der Tische lag, ergriffen und sich in die Brust gestochen. Mit einem lauten Aufschrei stürzte Warnfried auf sie zu und fing die Sinkende in seinen Armen auf, zugleich aber tönte auch aus dem Nebenzimmer ein unterdrückter Schrei und dumpfer Fall... Es war Graf Bornhofen, der, durch das lebhafte Gespräch aus seinem Schlaf geweckt, den letzten Theil der Unterredung, die ihn mächtig erschütterte, mit angehört und sich mühsam erhoben hatte, um in das Nebenzimmer zu gehen. Er trat eben an die Schwelle, als die junge Frau ihre verzweiflungsvolle That ausführte und der Schreck wirkte so heftig auf seine Nerven, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. Warnfried aber griff mit bebender Hand in die Schelle und läutete so mächtig und gewaltig, daß die ganze Dienerschaft in voller Bestürzung zusammenrannte ...

Auch Marie kam und das junge Mädchen zeigte bei dem erschütternden Anblick eine See-

lenstärke, die man kaum in dem zarten Körper vermuthet hätte. Sie tröstete den kleinen, laut jammernden Albert, sendete reitende Boten nach Aerzten aus und schwebte wie ein Engel des Lichts tröstend und helfend von dem Bett der schwer aber nicht tödlich verwundeten Gräfin, die fiebernd und in wilden Phantasien sprechend dalag, zu dem ihres Vaters, von dem immer noch nicht die Banden der Betäubung, die ihn gefesselt hielten, weichen wollten . . .

Es war ein trauriger, düsterer Abend, der sich an diesem Tag auf Schloß Bornhofen niedersenkte; überall sah man Angst, Trauer und bleiche Gesichter. Noch spät in der Nacht kamen die Aerzte. Sie untersuchten die Wunde der Gräfin und erklärten sie zwar nicht für absolut tödtlich, doch für gefährlich und langwierige Krankheit mit sich führend. Anders war es bei dem Grafen. Die kräftigen, aufregenden und anreizenden Mittel, man nahm sogar zu einer Moxa seine Zuflucht, brachten ihn zwar wieder in's Bewußtsein, in's ruhige, klare Bewußtsein zurück, aber der alte, erfahrene Hausarzt des Grafen, der Physikus aus Werneck, gab dem kranken Herrn zu

verſtehen, daß er, falls er noch ſein Haus zu beſtellen habe, eilen möge, da er nicht wiſſe, wie viel Zeit Gott ihm in ſeinem Rathſchluß noch gegeben habe. Der Graf verſtand die Andeutung und blieb in langes, tiefes Sinnen verſunken aufrecht in ſeinem Bett ſitzen. Wer ihn ſo ſah, mußte ſich über die ſeltſame Veränderung wundern, die in dem Weſen dieſes Mannes ſeit dem geſtrigen Tag vorgegangen war. Ein ruhiger, faſt würdiger Ausdruck lag über ſeinem ganzen Weſen und ſein Auge blickte ernſt und gefaßt. Gegen Mittag ließ er Warnfried und Marie zu ſich kommen. Er deutete ihnen an, daß ſie ſich zur Seite des Bettes niederlaſſen ſollten und ſprach dann mit ruhiger aber leiſer Stimme: „Die Zeit iſt mir nur ſpärlich zugemeſſen und ich habe noch Vieles, Vieles wieder gut zu machen. Weine nicht, Marie; mein Tod ſühnt ſo Manches wieder, was ich im Leben verſchuldet — und ich fühle, daß ich hier nichts mehr wirken kann. Herr Bernhard von der Walten," ſprach er dann ſich zu dem jungen Mann wendend, der verwundert aufblickte, als ihn der Graf mit dieſem Namen anredete, „ich habe eine große Schuld an Ihren Vater abzutragen — er iſt, wie

ich weiß, dahin — lassen Sie mich dieselbe dem Sohne zahlen! Sie wundern sich, daß ich Ihren Namen und Ihren Vater kenne. Den Namen hörte ich gestern, als Sie da drinnen mit meiner, meiner," er brach ab und sprach das Wort „Frau" nicht aus, sondern fuhr fort, „als Sie da drinnen mit ihr sprachen. Ihren Vater aber ... Gott, der Barmherzige hab' ihn selig! kannte ich vor langen, langen Jahren. Er war hier in der Nähe geboren und der Geliebte meiner ersten, seligen Ehegattin, Mariens Mutter ... Er war mein Freund und dennoch raubte ich ihm die Geliebte, deren Schönheit mich reizte und die mir von den Eltern gegeben wurde, während man sie dem armen von der Walten, der nichts als seine Wissenschaft besaß, verweigerte. Ihr Vater verließ diese Gegend, ich heirathete Anna, die eine kurze, freudenlose Ehe mit mir führte, denn ihr Herz gehörte einem Andern. . ." Die Stimme des Grafen wurde hier matt und er sprach in mehr abgerissenen Sätzen. „Draußen auf dem Kapellenberg liegt sie begraben ... Sie werden ihre Ruhestätte gesehen haben. Sie starb den 17. Juli 1780, gerade an demselben Tag, an dem sie fünf

Jahre früher Ihrem Vater an der Bergkapelle ein ewiges Lebewohl ſagte. Sie wundern ſich, daß ich dies Alles weiß? Anna vertraute es mir auf dem Sterbebette an. Aber die Erfahrung hatte mich nicht klüger gemacht. Ich fand in meiner zweiten Ehe noch weniger Glück als in der erſten . . . Marie, ich mag nicht, daß Du daſſelbe Geſchick theilen ſollſt. Wohlan, gieb mir Deine Hand und reiche ſie dem Mann Deiner Liebe . . .

„Herr Bernhard von der Walten, ſeien Sie dieſem armen Kind immer ein treuer Beſchützer und liebender Gatte, mögen die vorangegangenen Geiſter Anna's und Heinrich's von der Walten verſöhnt auf uns herabblicken!“ Er ſchwieg und ſank erſchöpft in die Kiſſen zurück.

Am Abend, als die bleiche Winterſonne hinter die Berge ſank, flammte das Lämpchen ſeines Lebens zum letzten Male auf — um ſechs Uhr war er todt. — Friede ſeiner Seele!

---

Die Geſchichte iſt zu Ende und wenig zu melden bleibt noch übrig.

Marie wurde Bernhard's glückliche Gattin.

Der Erbschaftsprozeß in Wetzlar war zu seinen Gunsten entschieden worden.

Und Gräfin Sabine? Nach langer, schwerer Krankheit genaß sie wieder; aber die Rosen des Lebens waren von ihren Wangen gewichen. Bleich und ernst ging sie ihre Bahn, nur einzig und allein ihrem Sohne Albert lebend. Eine milde, ernste Freundlichkeit war an die Stelle der stürmischen, leidenschaftlichen Natur getreten — die Krankheit des Leibes hatte ihr die Genesung der Seele gebracht.

Auf dem Kapellenberg, unweit des alten Heiligenbildes, ließen Marie und Bernhard zur Erinnerung an die Stätte, wo ihre Eltern sich getrennt, um Abschied zu nehmen für dieses Leben, und wo sie selbst sich gefunden zur Vereinigung für's Leben, ein einfaches Monument aufrichten und darauf die Namen: „Anna von Dorsten, Heinrich von der Walten und Marie von Dorsten und Bernhard von der Walten" eingraben.

Im letzten Franzosenkriege wurde das Monument sammt der Bergkapelle bei einem dort stattfindenden Gefecht zerstört!

# Moderne Magier.

Wiesbaden.

1855.

Digitized by Google

# I.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Doctor, aber Sie sind ein wunderlicher Mann. Der Himmel sei der armen Menschenseele gnädig, die unter das scharfe Messer Ihrer zerfleischenden Kritik geräth! Was hat Ihnen im Grunde der arme Baron von Riccordi zu Leid gethan, daß Sie ihn so jämmerlich zerrupfen und keine einzige gute Feder an ihm lassen?"

„Was er mir zu Leide gethan? Nichts, gar nichts — im Gegentheil, er scheint mir eher aus dem Wege gehen, als mit mir zusammentreffen zu wollen. Es sind, dessen können Sie versichert sein, auch durchaus keine egoistischen Beweggründe, die mich zu meinem Urtheil über diesen Mann bestimmen."

„Wirklich nicht, Doctor," unterbrach ihn der Andere, „sollte die chevalereske Huldigung, mit

welcher der Baron die hübſche, intereſſante junge Wittwe umgibt, nicht einigen eiferſüchtigen . . ."

„Mein Gott! daß ihr Menſchen doch immer gleich egoiſtiſche, ſelbſtſüchtige Motive wittert. Die Anſichten ſind ſo verſchieden, wir können unmöglich Alle einer Meinung ſein. Es wäre das eine höchſt langweilige, triſte Exiſtenz. Sie, beſter Landau, Frau von Sternberg, Fräulein von Holleben, Commiſſionsrath von Reichenbach und alle übrigen Glieder unſeres kleinen Kreiſes halten den Baron für irgend welches geheimnißvolle Weſen, für einen Grafen von St. Germain, einen Caglioſtro, einen Vampyr, Zauberer, einen verkappten egyptiſchen Magier, der dreitauſend Jahre in einer Pyramide in verzaubertem Schlaf gelegen und nun plötzlich erwacht iſt, um uns in die Geheimniſſe der Iſis einzuweihen. Ich hingegen halte ihn für einen höheren Chevalier de la fortune, der Sie alle zum Beſten hat."

„Und Sie behaupten immer noch, den Baron ſchon einmal irgendwo, aber unter anderen Verhältniſſen, geſehen zu haben?"

„Einen Eid freilich kann ich nicht darauf

ſchwören, aber wenn mich meine Erinnerung nicht vollkommen trügt, ſo habe ich dieſe markirten Züge mit dem dunklen Teint, dieſe ſchwarzen Augen, die ſo ſeltſam funkelnd, ſo geheimnißvoll lauernd ihren Blick auf den Andern ruhen laſſen, dieſe kecke Stirn, die mehr Liſt als Geiſt verräth, ſchon geſehen — aber wo? und wann? Darüber habe ich mir ſchon vergeblich den Kopf zerbrochen. Ich bin ſo kreuz und quer durch die Länder gezogen, daß ſich oft meine Reminiscenzen vermiſchen und die eine die andere verwiſcht."

„Glückliche Menſchen, Ihr Herren von der Feder, ſeufzte der Andere. „Unſereiner muß jahraus, jahrein hinter dem Hauptbuch auf dem Comptoir hocken, ſich glücklich ſchätzen, wenn er während der Hundstage ein paar Wochen in's Bad reiſen kann und Ihr Herrn Schriftſteller wandert ſo frei und ungenirt durch's Leben, ſchlagt einmal hier, einmal dort, wo es Euch eben gefällt, Euer Zelt auf, und brecht es ab wie . . ."

„Wandernde Zigeuner, bohemiens ſagen die Pariſer Feuilletonſchreiber," fiel der Journaliſt dem Bankier lächelnd in's Wort, „während Sie bei Ihrer ſitzenden, ſtabilen Lebensweiſe reich und

ſett wie die Nabobs werden. Doch ſtill, dort ſehe ich einige Damen unſerer Bekanntſchaft, den würdigen Commiſſionsrath und Ihren geheimniß-vollen Baron, der den Shawl der Frau von Sternberg trägt. Sie kommen hierher."

Dies Geſpräch wurde in der dritten Nach-mittagsſtunde eines ſonnigen Julitages vor dem Kurhauſe zu Wiesbaden zwiſchen zwei Männern von ziemlich gleichem Alter, ſie waren Beide in den mittleren dreißiger Jahren, geführt, und die letzten Worte, die der Blonde, der Journaliſt, zu ſeinem Nachbar, dem Bankier Landau, geſprochen, bezogen ſich auf eine kleine Gruppe von vier Perſonen, die ſich dem ſchattigen Plätzchen näher-ten, wo die Beiden unter dem grünen Blätter-dach einer breitäſtigen Ulme ihren Mocca tranken und eine gute, abgelagerte Cubacigarre rauchten.

Die Geſellſchaft war jetzt den zwei Herren ſo nahe gekommen, daß dieſe ſich erhoben und die beiden Damen, Frau von Sternberg und Fräu-lein von Holleben, nebſt ihren Begleitern be-grüßten.

„Ein prachtvoller Tag, meine Damen," ſagte der Schriftſteller, Doctor Göring, „vom lieben

Gott ſo recht expreß für das dolce far niente geſchaffen. Goldner Sonnenſchein, duftiger Baumſchatten, warme Luft, blauer Himmel, dort der grüne Taunus — hier Kaffee und Cigarren, nebſt einem bequemen Strohſeſſel — parbleu! ein behaglicheres Faullenzerleben können ſelbſt die neapolitaniſchen Lazzaronis nicht führen."

„Sie waren in Neapel, Herr Doctor?" frug eine der Damen, eine junge, hübſche, elegante Frau mit blonden Locken, blauen, ſanft blickenden Augen und einem gewiſſen ſchmachtenden Zug um den Mund, „Sie haben die göttliche Stadt geſehen?"

„O, mein Freund," nahm der Bankier Landau ſtatt des Gefragten das Wort, „mein Freund Göring war überall. Wir ſprachen in dem Augenblicke, ehe ſie kamen, von ſeinen Wallfahrten. Er hat in Venedig mit ſchönen, glutäugigen Signoras Gondelfahrten auf den Lagunen gemacht, in Rom mit den Fiſchern von Traveſtere in den Tavernen Falerner Wein getrunken und mit ihren Mädchen den Bolero getanzt, er hat in Neapel die Lazzaroni am Golfe faullenzen ſehen, er hat mit den Arabern in der W

Datteln und Pillaw gegeſſen, hat in Madrid auf dem Place mayor ſeine Cigarette an der eines Hidalgos angezündet und in Toulon und Breſt ..."

Ein klirrendes Geräuſch und leichter Aufſchrei unterbrach ihn. Der Baron Riccordi hatte die Kaffeetaſſe, welche ihm der Garcon präſentirte, fallen laſſen und der heiße Mocca flutete in ſchwarzbraunem Strom über das helle Kleid der blonden Dame, der jungen Wittwe, Frau von Sternberg.

„Verzeihung, meine Gnädigſte," bat der Baron mit einer gewiſſen Emphaſe und indem er ſich leicht auf ein Knie vor der Dame niederließ, „aber ich habe heute meinen unglücklichen Tag, meinen dies nefas, wie die alten Römer ſagten. Als ich dieſen Morgen wie gewöhnlich mit meiner Vogelflinte auf die Taubenjagd ging, flogen mir zwei Krähen zur Linken auf, die erſte Perſon, die mir begegnete, war eine alte Frau, die Holz im Walde geleſen hatte und in dem Augenblicke, wo mir die erſte Taube zu Geſicht kam, ſprang mir auch ein kecker Haſe über den Weg. Ich ſchoß mein Gewehr ab und kehrte nach Hauſe

zurück. Denn man soll die Zeichen der Götter nicht verachten?“

„Wie, geben Sie wirklich etwas auf diesen alten Jägeraberglauben?“ frug eine melodische Mädchenstimme, es war die des Fräulein von Holleben, „auf diese Augurenweisheit aus der Spinnstube, die höchstens noch im „„Freischütz““, in der Wolfsschluchtsscene, einigen Effect macht?“

Der Baron lächelte mit einem gewissen Ernst.

„Sie nennen das Augurenweisheit aus der Spinnstube, mein gnädiges Fräulein, und Sie mögen nicht ganz Unrecht mit dem Ausdruck haben. Aber glauben Sie wirklich nicht,“ und seine Stimme klang bei diesen Worten voll und tief aus der Brust herauf, während sich seine Augen fest und flammend auf das leicht erröthende Mädchen hefteten, „glauben Sie wirklich nicht, daß es gewisse Anzeichen gibt, Warnungen jener dunklen, geheimnißvollen Mächte, die mit ihrem Einfluß unbestreitbar herein in unsere Menschenwelt ragen und unsichtbare Bande zwischen ihrer und unserer Welt knüpfen? Haben Sie noch nie etwas von der Moira gehört?“

Die Damen, der Commissionsrath und der

Bankier blickten mit erwartungsvoller Spannung auf den Baron, während der Schriftsteller ungeduldig die Cigarre zwischen den Zähnen drehte, und seinem Nachbar, den Baron, zuflüsterte

„Schade, daß der Baron nicht zu den Zeiten des würdigen Cajetani, des Alchymisten, den Se. Majestät König Friedrich von Preußen Anno 1708 hängen ließ, lebte, oder daß er nicht die Bekanntschaft des sehr ehrenwerthen Cagliostro, Grafen St. Germain und wie die Herren des höhern Hokus-Pokus heißen, genossen hat — der Mann hätte es zu etwas bringen können, jetzt kann er höchstens der Schleppträger eines amerikanischen Tischklopfers, vielleicht der des Herrn Home in Paris, werden."

„Schweigen Sie, Spötter," zischelte Landau zurück, „Sie sind ein ewiger Zweifler, einer jener nüchternen Verstandesmenschen, die nichts begreifen, als daß zweimal zwei gleich vier ist."

„Bei den Gebeinen Adam Riese's, das von Ihnen, Mann des Hauptbuchs und der Prozente! So tief schon im Zauber? Herr, geben Sie mir morgen meine Actien zurück, ein Bankier, der im Tischklopfen und ähnlicher Metaphysik speculirt,

kennt sicherlich den Unterschied zwischen Ludwigshafen-Bexbacher und Löbau-Zittauer Eisenbahnactien nicht."

Dem Baron konnte das Zwiegespräch, so leise es auch geführt wurde, nicht entgangen sein, indessen that er, wiewohl er jedes Wort davon verstanden, als ob er nichts gehört und fuhr zu der Gesellschaft gewendet fort:

„Wie oft ist von jenen sogenannten Vernunftmenschen des großen britischen Dichters Worte: „„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio,"" mit der faden Lauge ihres abgestandenen Witzes begossen worden. Und doch beben gerade sie, diese Leugner, vor der Moira dunkler Macht . . ."

„Hören Sie auf, Baron," bat der Journalist in spöttischem Tone, „ich fange an, mich zu fürchten; mir ist es, trotz hellem Tag und Schein der Sonne, als hörte ich schon die Pforten der Unterwelt sich in ihren Angeln drehen. Aber jetzt im Ernst und sans phrase gesprochen, Herr von Riccordi, glauben Sie wirklich an die Vagabundenexistenz solcher geheimnißvoll dunklen Mächte, die jetzt dies- und jenseits des Oceans als Me-

diums, tischklopfende Geister, Seelenbeschwörer und wie diese Geschöpfe der modernsten Metaphysik heißen, ein so heiteres Dasein führen und selbst in den gewähltesten Kreisen — ich nenne Ihnen nur Paris — Entrée haben?“

Der Baron warf einen seltsamen Blick auf den Sprecher. „Spotten Sie nicht, Herr Doctor,“ sprach er im Tone ernster, tiefer Ueberzeugung, und indem eine dunkle Wolke sich auf seiner Stirn zusammenzog, „fordern Sie nicht das Fatum heraus.“ Und indem er mit einem leuchtenden Blick vor sich hinsah, frug er mit emphatischem Ausdruck in Ton und Geberde:

„Haben Sie schon von dem zweiten Gesicht gehört?“

„Von jener schottischen Fabel, die schon so manchen dankbaren Erzählungsstoff für die Feuilletons der Zeitungen, abgegeben hat,“ lachte der Schriftsteller, „und bei nervenschwachen Leserinnen — übrigens sans comparaison, meine Damen, stets ein so angenehmes Grausen hervorruft?“

„Sie nennen es eine Fabel, Doctor,“ fuhr der Baron Riccordi mit immer gleichem, unerschütterlichem Ernst und jenem düstern Ausdruck in der

Stimme fort, „wie Sie Alles eine Fabel nennen, was Sie nicht wiegen, messen, zählen können ... Nun wohl," und er beugte sich dabei gegen den Doctor und richtete seinen Blick mit einem unheilverkündenden Ausdruck starr auf dessen Gesicht, „ich bin ein Schotte von Geburt, ein Sohn der nebeligen Hochlande, wo einst Ossian seine Harfe in Fingal's Höhle erklingen ließ; mein Großvater war berühmt als Seher und diese Gabe erbte sich von Vater auf Sohn fort ... auch ich habe sie. Und ich sage Ihnen, hüten Sie sich, Mann, denn ich sehe Blut an Ihrer Stirn, und ehe drei Tage vergehen, wird sich Ihr Geschick erfüllt haben."

Die Damen erbleichten, und selbst der Commissionsrath von Reichenbach und der Bankier Landau blickten einander betroffen an. Nur der Schriftsteller schnippte gleichmüthig die Asche von seiner Cigarre und lächelte:

„Sie mögen Recht haben mit dem Blute. Ich habe heute Mittag gegen meine Regel eine halbe Flasche Madeira getrunken und in Folge dessen vor einer Stunde auf der Promenade ein leichtes Nasenbluten gehabt, und da ist es wohl

möglich, daß ich mir mit dem Taſchentuch beim Abwiſchen ein wenig die Stirn befleckt habe. Uebrigens bin ich Ihnen ſehr verbunden für Ihre Aufmerkſamkeit, Herr Baron."

Und mit großer Gelaſſenheit griff er nach dem kleinen Taſchenſpiegel Landau's und beſchaute ſich darin, nachdem er die Damen deshalb vorher um Entſchuldigung gebeten hatte.

„Wirklich," lachte er, „hier klebt noch ein Tröpfchen Blut. Freilich kaum von der Größe eines Stecknadelkopfes, indeſſen Sie haben ſcharfe Augen, Herr Baron," und er wiſchte die Stelle mit dem Taſchentuch.

Der Baron blickte, ohne dieſe Ironie des Schriftſtellers weiter zu beachten, nachdenklich in ſeine Taſſe Kaffee, und die übrige Geſellſchaft ſah ſich betroffen an, nicht wiſſend, wie ſie die Aeußerungen Riccordi's und Göring's eigentlich aufnehmen ſollte. Nur Frau von Sternberg, die junge blonde Wittwe, flüſterte Göring in's Ohr, während ſich die übrige Geſellſchaft erhob, um die Promenade weiter fortzuſetzen:

„Ich bitte Sie, Herr Doctor, verachten Sie die Warnung des Barons nicht . . . ſeien Sie

vorſichtig, und ſetzen Sie ſich keiner Gefahr aus . . . thun Sie es mir zu Liebe," ſetzte ſie leiſer hinzu.

Der Schriftſteller verbeugte ſich mit einem feinen Lächeln.

„Ihnen zu Liebe, gnädige, Frau" flüſterte er eben ſo leiſe und discret zurück, „werde ich Alles thun, was Sie auch begehren. Wer könnte ſolcher Bitte widerſtehen? Indeſſen ſeien Sie unbeſorgt, die Ahnungen und Vorzeichen gelten nur für die, welche daran glauben und ich bin in dieſer Hinſicht ein unverbeſſerlicher Ungläubiger."

Die Concertmuſik des naſſauiſchen Jägerbataillons, welche heute im Pavillon ſpielte, begann die Freiſchütz-Ouverture und ſchnitt die weitere Unterhaltung über den Gegenſtand ab.

## II.

Es war am Abend deſſelben Tags, in der ſiebenten bis achten Stunde. Die Thüren des Speiſeſalons waren geöffnet und der grüne Tiſch mit dem ſchwarzen und rothen Felde von einer dichten, eleganten Menge umringt. Spieler von Profeſſion, Neulinge, die den Reiz der verderblichen Leidenſchaft koſten wollten, Leute, die ſcherzweiſe, um die Langweile zu vertreiben, ein paar Thaler oder Gulden an das Roulette wagen wollten, hatten ſich um die Spieltiſche gruppirt. Auch Damen, elegante, junge hübſche Damen,, vorzüglich einige reizende Franzöſinnen, ſpielten, und einige von ihnen mit einer Leidenſchaftlichkeit, wie ſie nur den Frauen eigen iſt, wenn ſie die Beute eines aufregendes Affects ſind.

„Messieurs! le jeu est fait," tönte die einför-

mige Stimme des Croupiers, und die elfenbeinerne Kugel wirbelte im Kreiſe des Rouletts.

„Patience, monsieur,“ ſprach in demſelben Moment eine andere Stimme, und Doctor Göring, der mit dem Bankier Landau an den Spieltiſch getreten, warf ein Zwanzigfrankenſtück auf rouge, die Farbe gewann.

„Laſſen Sie ſtehen,“ ſagte der hinzutretende Commiſſionsrath, „es ſcheint, daß Sie heute einen glücklichen Tag haben. Sie haben einen hellen Stern über Ihrem Haupte ſtehen.“

„Prophezeien Sie auch à la Riccordi?“ lachte Göring.

„Sagen Sie lieber,“ flüſterte Landau, „zwei ſchöne Sterne,“ und er deutete durch ein unmerkliches Zucken mit den Augenwimpern auf die andere Seite des Tiſches, wo Frau von Sternberg mit dem Fräulein von Holleben, der Mündel des Commiſſionsrathes von Reichenbach, ſtand, und lachend mit Guldenſtücken pointirte.

„Werden Sie nicht indiscret, Landau,“ ſprach Göring leiſe zurück, „und compromittiren Sie nicht durch einen Scherz eine Dame, die ich verehre und hochachte. „Uebrigens,“ und er warf

dabei einen Blick nach rechts, „es ſcheint, daß man uns beobachtet und belauſcht.“ Dieſe letzte Bemerkung des Schriftſtellers bezog ſich auf einen Mann von ziemlich großer Figur und einem gewiſſen martialiſchen und entſchloſſenen Anſehen. Seine Toillette war ſehr elegant, doch erinnerte ſie ein wenig an die eines Militärs in Civil; auch die Art, wie er den Bart trug und ein kleines buntes Bändchen im Knopfloch des über der Bruſt zuſammengeknöpften Fracks, ließen auf irgend einen militäriſchen Grad des Unbekannten ſchließen.

„Rien ne va plus!“ rief der Croupier.

Göring ſetzte zwei Louisd'or auf double zero, der Unbekannte legte gleichfalls ein Goldſtück auf dieſelbe Nummer.

„Rien ne va plus!“ wiederholte noch ein Mal der Croupier . . .

Niemand ſetzte weiter. Die Kugel drehte ſich, und:

„Double zero noir!“ tönte es hinter dem Tiſche hervor. Der Unbekannte und Göring, die einzigen Pointeurs auf double zero, hatten gewonnen.

„Wetter," sagte Landau, während der Croupier den Gewinn auszahlte, „das ist fast ein ganzes Romanhonorar ... zweiundsiebenzig Louisd'ors ... aber so ziehen Sie doch Ihr Geld ein, wollen Sie es denn stehen lassen?"

Göring beugte sich vor und in demselben Augenblick streckte auch der Unbekannte seine Hand aus.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sprach der Journalist in höflichem Tone, als er bemerkte, wie der Andere im Begriff war, seinen Gewinn einzuziehen, „Sie irren sich, das ist mein Satz."

Eine dunkle Röthe stieg im Gesicht des Fremden auf, und er schoß einen stechenden, durchbohrenden Blick auf Göring.

„Mein Herr!" antwortete er, und es lag eine gewisse Drohung in dem Ton, mit dem er dieses Wort sprach.

„Sie irren sich, mein Herr," entgegnete der Schriftsteller noch einmal, aber in demselben höflichen Tone, wie zuvor, „hier steht Ihr Satz noch; da der meinige. Sie setzten einen, ich zwei Louisd'or aus."

„Aber, Monsieur," rief der Andere in fran-

zösischer Sprache, „das ist eine Impertinenz, eine Beleidigung!“

„Eine Impertinenz? . . . eine Beleidigung? Ich begreife nicht, mein Herr . . .“

Statt der Antwort stieß der Unbekannte seinen Einsatz leicht mit der Hand weg. Es waren zwei dicht auf einander gelegte Napoleonsd'ors, die man beim flüchtigen Hinblicken für einen einzigen hielt. Nicht nur Göring, auch der Croupier, der dem Fremden bloß sechsunddreißig Goldstücke ausgezahlt, hatte sich geirrt und sein Irrthum Göring in dem seinigem bestärkt.

Der Schriftsteller bat den Fremden um Entschuldigung.

„Sie verzeihen, mein Herr, aber der Irrthum war ein so leichter“ . . . Der Andere antwortete nicht und das Spiel nahm seinen Fortgang.

„Ich denke, wir gehen,“ sagte Landau nach einer kleinen Weile, während welcher Göring zu pointiren fortgefahren, „Sie haben genug gewonnen und die Fortuna ist ein sehr launenhaftes Frauenzimmer, deren Geduld man nicht zu lange auf die Probe stellen darf. Zudem habe ich Hunger, einen wahren Wolfshunger und im Café Ott

gibt's heute Abend delicaten Wildschweinsbraten und Rheinkarpfen."

„Sie unverwüstlicher Gourmand," lachte der Journalist, „der Viertelstunden weit den Duft eines gebratenen Schweinskopfes und eines gesottenen Karpfen riecht! Schade, daß mein verstorbener Freund, der berühmte Gastronom Eugen von Vaerst nicht mehr lebt . . . Sie und er würden eine neue culinarische Aera heraufzaubern. Aber noch einen Augenblick Geduld, mein Freund, lassen Sie mich noch diese zwei Napoleonsd'or wagen."

Und er pointirte wieder double zero.

Wieder tönte das: „Rien ne va plus" des Croupiers, wieder wirbelte die Kugel in der Roulette und lief in Nummer 17 ein.

Dix-sept . . . impair et passe . . . rouge, rief der Croupier. Göring hatte verloren. Es war das erste Mal an diesem Abend.

„Sehen Sie," sagte Landau, „meine Prophezeihung fängt an sich zu bestätigen und sind Sie nur noch eine halbe Stunde hier, so sind Sie ausgeplündert, wie Einer, der unter die Wegelagerer gerathen. Allons, fort in's Casse Ott.

Frau von Sternberg und ihre Freundin nebst dem Commissionsrath sind auch schon fort. Hörte ich vorhin recht, so wollten Sie gleichfalls im Cafe Ott soupiren und dem Rheinkarpfen und Eberkopf seine Ehre anthun."

Diese Anspielung Landau's wirkte. Denn wie sich auch Göring sträubte es einzugestehen, es war Thatsache, daß ihm die reizende, junge Witwe nicht gleichgültig war.

„So lassen Sie uns gehen," sagte er, indem er sich mit einer raschen Bewegung vom Spieltische abwendete. Er stieß dabei, aber durchaus unabsichtlich, an Jemand und klirrend fielen einige Thalerstücke auf die Diele.

„Mein Herr!" rief der Unbekannte im blauen Fracke, denn er war der Gestoßene, indem eine dunkle Wolke sich auf seiner Stirn zusammenzog und das Weiß seiner Augen blutroth unterlief, „mein Herr, Sie scheinen es darauf angelegt zu haben, mich zu beleidigen. . . . Aber ich bin nicht der Mann, der eine derartige Effronterie ruhig einsteckt . . . Glauben Sie, daß ich von einem Menschen, der . . ." Eine schwere Beleidigung schwebte auf seinen Lippen.

„Nicht weiter, Herr, nicht weiter . . . keine Sylbe mehr“ . . . rief Göring, ſich von ſeinem Erſtaunen über den Ausfall dieſes Mannes, den zu beleidigen ihm nicht im Traume eingefallen, erholend, „nicht weiter oder“ — und er warf einen ſo drohenden Blick auf den Fremden, daß dieſer wirklich verſtummte. Dann fuhr er fort:

„Was geſchehen iſt, geſchah aus Zufall, nicht um Sie zu beleidigen. Wenn übrigens Jemand hier der Beleidigte iſt, ſo bin ich es, nicht Sie. Trotzdem bitte ich Sie um Entſchuldigung, wegen des unangenehmen Zufalls.“ Ein impertinentes Lächeln zuckte um die Lippen des Fremden, und indem er mit einem raſchen Blicke den kleinen Kreis, der ſich durch den Wortwechſel angelockt, um die Beiden gebildet, überflog, entgegnete er ſarkaſtiſch:

„Ah! Sie bitten um Entſchuldigung . . . hm, hm, das iſt etwas Anderes.... Ja, ja,“ ſetzte er etwas leiſer, aber immer noch laut genug, um von d n Umſtehenden verſtanden zu werden hinzu, „ich kenne die Manier dieſer Herren, deren Mund mit ihrem Herzen und ihrer Courage in ſehr ungleichem Verhältniß ſteht . . . indeſſen

ich“. . . . Ein spöttiſches leiſes Gelächter aus dem Kreiſe der Umſtehenden ließ den Reſt dieſer infamen Beleidigung nicht verſtehen.

Vor Göring's Augen flimmerte es. Schmachvolleres konnte ihm nicht geboten werden. Er warf einen Blick nach der Gegend, von woher das ſpöttiſche Gelächter geklungen, und es war ihm, als ſehe er das dunkle Geſicht und die blitzenden Augen des Barons von Riccordi, der ſich hinter den vor ihm Stehenden zu verbergen ſuche. . . . Indeſſen konnte es auch Täuſchung ſein. Auch hatte er keine Zeit, ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, erſt mußte er mit dem Gegner, der vor ihm ſtand, zu Ende kommen.

„Herr!“ ſprach er mit einer Stimme, die von innerer Erregung bebte, „Herr, Sie wollen mich mit Gewalt, ganz abſichtlich reizen und provociren. Wohlan, Sie ſollen Ihren Willen haben. . . Sie ſind mir Genugthuung ſchuldig, und ich werde Ihnen beweiſen, daß es Leute giebt, die ohne Poltrons und Aufſchneider zu ſein, Unverſchämte zu züchtigen verſtehen. . . . Hier iſt meine Karte . . . die Ihrige, wenn ich nun bitten darf, Herr.“

Der entschiedene, bestimmte Ton, mit welchem Göring die letzten Worte gesprochen, und der drohende Blick, mit welchem er sich herausfordernd im Kreise umsah, hatten bald das leise Gelächter, welches die Aeußerung des Fremden im blauen Frack hervorgerufen, verstummen lassen, und selbst der Unbekannte schien frappirt über das bestimmte Auftreten seines Gegners. . . .

Indessen war dies bei ihm nur ein rasch vorübergehender Augenblick, im nächsten hatte er schon seine ganze frühere, trotzige und spöttische Haltung wieder angenommen. . . .

„Sie wünschen meine Karte," lächelte er spöttisch, „voilá — hier ist sie," und dabei überreichte er dem Schriftsteller eine kleine gepreßte Adreßkarte, die dieser, ohne einen Blick darauf zu werfen, mit gleichgültiger Miene einsteckte.

„So," sagte er, den Arm seines Begleiters Landau nehmend, „diese Angelegenheit wäre damit vor der Hand geordnet . . . das Weitere, mein Herr, werden Sie morgen früh von mir hören. Guten Abend, meine Herren."

Und stillschweigend öffnete sich der kleine Zuschauerkreis, der Zeuge dieses Auftritts gewesen,

währenddessen das Spiel an den Tischen ungestört seinen Fortgang gehabt, um Göring mit seinem Begleiter Landau durchzulassen. . .

Als sie im Freien waren und den Spielsalon vielleicht zehn Schritte hinter sich hatten, brach Landau tief aufathmend das Schweigen, das bis jetzt zwischen ihnen geherrscht.

„Nun bitte ich Sie um des Himmelswillen, Göring, erklären Sie mir das Räthsel!“

„Welches Räthsel?“ frug der Andere, indem er stehen blieb.

„Nun, dieses plötzliche Rencontre, dieser Wortwechsel mit dem Herrn im blauen Frack. . . . Kennen Sie sich vielleicht schon von früher und ist es eine alte Malice, die diesem Auftritt zu Grunde lag?“

„Ich habe ihn nie gesehen, er ist mir eben so unbekannt, als der Kaiser von China. Aber jedenfalls ist er entweder betrunken oder ein Raufbold von Profession.“

„Aber diese Feindseligkeit seines Benehmens diese Bitterkeit, die doch im Grunde genommen durch nichts motivirt war, denn daß Sie ihn gestoßen, war doch bloßer Zufall und der kleine

Wortwechsel wegen des Einsatzes kann ihn doch unmöglich so arg gereizt haben. . . Ich begreife das nicht."

„Ich eben so wenig. Doch gleichviel, ich werde dem Herrn eine kleine Lection geben, sich künftig in guter Gesellschaft manierlicher zu betragen.

„Sie wollen sich also wirklich schlagen, Doctor?" rief der Bankier erschrocken.

„Gewiß," antwortete der Journalist, indem er sich eine Cigarre an der seines Begleiters anzündete.

„So gibt es also ein Duell?"

„Sicherlich wird es das geben."

„Wegen einer solchen Bagatelle."

Göring blieb mit einer unwilligen Geberde stehen.

„Wie, das nennen Sie eine Bagatelle, sich von einem solchen Händelsucher öffentlich einen Hasenfuß, einen Unverschämten nennen zu lassen. Nehmen Sie es mir nicht übel, Landau, Sie sind sonst ein sehr liebenswürdiger Mensch und Freund, aber in Bezug auf solche Dinge sind Sie mehr Elihu Burrit, als sich nach meinen Begriffen ziemt. Ich werde nie einen Menschen absichtlich

beleidigen ohne Grund und Urſache, aber ich werde auch niemals vor einer brutalen Beleidigung zurückweichen."

Der Bankier murmelte einige unverſtändliche Worte in den Bart und die Beiden ſetzten ihren Weg nach dem Café Ott ſtillſchweigend fort. . .

Nach einer kleinen Weile brach indeſſen Landau das Schweigen von Neuem mit der Frage:

„Aber wer iſt denn eigentlich Ihr Gegner und wie heißt er?"

„Gedulden Sie ſich nur noch ſo lange, bis wir in dem Kaffeehaus angekommen. Ich habe ſeine Karte noch nicht angeſehen und hier iſt es trotz Mondſchein und Sterngeflimmer ſo dunkel, daß man keinen Buchſtaben erkennen kann. Wie viel Uhr mag es jetzt wohl ſein?"

„Ich glaube, es ſchlägt eben halb Neun. Wir werden uns beeilen müſſen, wenn wir noch dieſen Abend im Café Wildſchweinsbraten und Rheinkarpfen eſſen wollen."

„So gehen wir ein wenig raſcher, Sie ungeduldiger Gourmand," ſagte Göring.

Ein paar Minuten ſpäter traten die beiden Freunde in den elegant erleuchteten Salon des

renommirten Wiesbadner Kaffeehauses Ott und erblickten an einer kleinen Tafel, am untern Ende des Salons ihre Gesellschaft von heute Nachmittag; Frau von Sternberg, den Commissionsrath von Reichenbach mit seiner Nichte, das Fräulein von Holleben und den Baron Riccordi . . .

Der Letztere sprach in dem Moment, wo die Beiden in den Salon traten, sehr innig und vertraut zu der jungen Wittwe.

Frau von Sternberg schien indessen nur mit halber Aufmerksamkeit dem Geplauder ihres Nachbars zuzuhören. Ihre Blicke streiften zerstreut und träumerisch durch den Salon, als suchten oder erwarteten sie Jemand . . . Eine leichte Röthe färbte ihre Stirn und Wangen, als sie den Schriftsteller mit Landau sich ihrer Tafel nähern sah.

„Hüte Dich," flüsterte ihr lächelnd ihre junge Freundin, das Fräulein von Holleben zu, oder Du wirst Deine eigene Verrätherin."

„Schweig, Schwätzerin", schmollte die junge Wittwe und blickte verlegen auf ihren Teller nieder. Riccordi warf einen feindseligen, spöttischen Blick auf Göring und schenkte sich mit

nonchalanter Grazie ein Glas Champagner ein, während der Commissionsrath in heiterer Weinlaune den beiden Eingetretenen zurief:

„Allons, meine Herren, placiren Sie sich . . . der Wildschweinsbraten und der Karpfen ist deliciös und ich habe nie bessern Rüdesheimer und köstlichere Liebfrauenmilch getrunken ... Sie waren im Spielsalon und haben das Glück versucht?“

„Ja, ein wenig,“ antwortete Göring mit etwas mattem Lächeln, „aber, Apropos, Herr Baron Riccordi“ und er wendete sich gegen diesen, der mit affectirter Behaglichkeit seinen Duc de Montebello einschlürfte, „waren Sie nicht auch drüben an der Roulette?“ Und er richtete dabei sein Auge forschend auf den Herrn von Riccordi, welcher mit der größten Unbefangenheit erwiderte:

„Im Spielsalon? Vor einer Stunde sah ich einen Augenblick dem Faro zu, dann ging ich in den Hof von Portugal, wo ich logire, um mich umzukleiden und seit einer Viertelstunde sitze ich hier in der liebenswürdigsten Gesellschaft, die es auf der Welt nur geben kann.“

„Und ich wollte doch darauf schwören,“ fuhr der

Schriftſteller fort, Sie noch vor einer Viertelſtunde am grünen Tiſch geſehen zu haben."

Der Baron zuckte ſtillſchweigend die Achſeln und trank ſeinen Wein aus.

„Vielleicht haben Sie einen Doppelgänger," warf Landau, der ſeine gute Laune wieder bekommen, ſobald er das Couvert vor ſich ſah, harmlos hin.

„Wie der Graf von Saint-Germain oder Caglioſtro," lachte nicht ohne Ironie Göring; „dieſe Herren, welche die Vermittler zwiſchen uns und jenen geheimen Mächten ſind, die jetzt — nach modernſter Metaphyſik — in Tiſchen und Stühlen als orakelnde Geiſter ihr Weſen treiben, beſitzen faſt alle eine derartige Specialität."

Der Baron blickte pikirt auf . . .

„Ihre Scherze, Herr Doctor," entgegnete er, und ſeine Augen blitzten, „fangen an be —"

„Um Gotteswillen nichts von Beleidigungen und Anzüglichkeiten," unterbrach ihn Landau mit haſtiger Beſorgniß, indem er dem überraſchten Baron die Hand leicht auf den Mund legte, „es iſt heute ohnedies ſchon mehr als gut von Beleidigungen die Rede geweſen. Aber, mon dieu, unterbrach er ſich plötzlich ſelbſt mit erſchrockener

Miene," das ist ja seltsam . . . ganz seltsam . . . Himmel, ich hielt es immer noch für einen Scherz, aber wenn es in der That eine Unglücksprophezeiung gewesen . . . erinnern Sie sich, Baron . . . was Sie heute Nachmittags beim Kaffeetrinken dem Doctor sagten?"

„Aber, mein Gott, was gibt es denn? Was haben Sie? Warum erschrecken Sie . . . was sollen diese dunklen Reden bedeuten?" frugen erschrocken die Damen, während auch der Commissionsrath und selbst Göring den Bankier gespannt anblickten . . . Der Baron allein affectirte den Unbefangenen und spielte nachlässig mit dem Zipfel seiner Serviette.

„Aber so sprechen Sie doch . . . was meinen Sie . . . was gibt es?" wiederholten die Damen noch dringender, als Landau noch immer schwieg und bestürzt vor sich hinsah.

„O, es ist nichts, gar nichts . . . nur so ein plötzlicher Einfall," stotterte Landau verlegen und unruhig auf seinem Stuhl hin und herrückend.

„Nichts?" frugen ungläubig die Damen, „und dieses nichts machte Sie so bestürzt . . . so verwirrt?"

„O, meine Damen, dringen Sie nicht weiter in mich.“

„Bei unſerer Ungnade! wir wollen es wiſſen . . .“

Der arme Bankier war in peinliche Verlegenheit. Er blickte bald die Damen, bald den Baron, bald Göring an, der ſich das Benehmen ſeines Bekannten gleichfalls nicht zu deuten wußte, und endlich lächelte:

„Nun, ſo reden Sie doch, Landau, und machen Sie der Spannung und der Ungeduld der Damen ein Ende.“

Der Bankier holte tief Athem.

„Nun, wenn Sie es durchaus wiſſen wollen . . . . aber ich bitte, Herr Doctor, alteriren Sie ſich nicht weiter darüber.“

„Wahrlich, Landau!“ rief der Schriftſteller mit einiger Ungeduld, „Sie ſpannen mich auf die Folter — heraus denn mit Ihrem Geheimniß.“

„O, ein Geheimniß iſt es durchaus nicht, nur ein ſeltſamer Zufall . . . Sie erinnern ſich doch noch des Scherzes von heute Nachmittag, als wir Kaffee tranken . . . Der Herr Baron ſprach von dem zweiten Geſicht . . . Er ſah Blut an

Ihrer Stirn . . . er warnte Sie . . . Sie lachten darüber . . . Und nun kam mir vorhin die Prophezeiung wieder in die Erinnerung und zugleich dachte ich an ihr Rencontre im Spielsalon und an die möglichen Folgen —"

„Rencontre im Spielsalon?" unterbrach ihn Frau von Sternberg mit lebhaftem Ausdruck, „mein Gott, Herr Doctor, Sie wollen sich doch nicht etwa schlagen . . .?"

„Freilich, freilich will er das," fiel mit ängstlicher Hast Landau ein, „er hat da —" Ein unwilliger Blick Göring's ließ ihn verstummen.

„Sie sind ein Schwätzer, Landau," raunte der Schriftsteller dem Bankier leise zu, und sich zur Frau von Sternberg und zu den Uebrigen wendend, sprach er:

„Unser lieber Landau ist ein starker Combinationspolitiker, wie sie wissen . . . Es liegt dies schon in seinem Beruf als Mann der Actien und der Börsencourse. So combinirt er sich auch jetzt zwischen dem Scherz des Herrn Barons und einem unbedeutenden Wortwechsel, den ich mit einem unmanierlichen Menschen drüben im Salon habt, eine höchst tragische Geschichte — wahr-

lich, ſchade, daß Sie nicht Feuilletoniſt ſind, Landau, Sie haben ein Combinationsvermögen, um welches Sie ſo mancher Mitarbeiter der Pariſer Feuilletons, die jetzt ſo trocken ſind, wie die Sandſteppen der Wüſte, beneiden würde ... Aber ſeien Sie ganz unbeſorgt, meine Damen, die Sache wird ohne Blut auf der Stirn, wie Herr von Riccordi ſagt, überhaupt ohne alle Tragik und romantiſche Verwicklung vorübergehen."

„Aber ſo wollen Sie ſich doch ſchlagen?" riefen die beiden Damen, die mit dieſer Verſicherung durchaus nicht zufrieden geſtellt waren.

Göring zuckte mit den Achſeln. Der Baron hatte ſein Spiel mit dem Serviettenzipfel aufgegeben und fixirte geſpannt den Journaliſten, der leichthin antwortete:

„Die Sache klingt gefährlicher, als ſie es in der That iſt ... Und wenn Freund Landau nicht aus der Schule geſchwatzt, ſo würde ich Ihnen morgen Abends das ſtattgefundene Rencontre als fait accompli erzählt haben."

„Und wer iſt Ihr Gegner?" frug ängſtlich die junge Wittwe.

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht, meine Gnä-

digſte . . . doch halt, ich habe ja ſeine Karte in der Taſche.“ Und er zog die Karte des Herrn im blauen Frack mit dem großen Schnurrbart und den drohenden Augenbrauen hervor.

Er näherte ſie dem Lichte und las:

„Baudri, Vicomte de Vaudrecourt — Balduin, Vicomte von Vaudrecourt — der Herr muß ein Franzoſe ſein, trotzdem, daß er ganz leidlich deutſch ſprach.“

„Wie?“ rief der Baron von Riccordi, als er den Namen des Gegners von Göring gehört, aus, und eine ernſte Beſorgniß malte ſich in ſeinen Zügen, „es iſt der Vicomte von Vaudrecourt, mit dem Sie das Rencontre gehabt? Es iſt nicht möglich . . .“

„Nicht möglich?“ frug Göring — „Hier leſen Sie ſeine Karte.“

„Warum nicht möglich?“ frugen die Damen, „kennen Sie den Vicomte?“

Der Baron betrachtete noch immer ſchweigend und mit einer gewiſſen beſtürzten Miene die kleine Karte des Vicomte's.

„Aber ſo ſprechen Sie doch, Baron, drängten

der Comiſſionsrath und Landau, was iſt es mit dem Vicomte?“

Der Baron nahm eine ſehr ernſte Miene an.

„Herr Doctor,“ ſprach er mit feierlichem Ausdruck zu Göring, „glauben Sie, daß ſich Ihre Angelegenheit mit dem Vicomte von Vaudrecourt noch gütlich beilegen läßt?“

Der Schriftſteller ſchüttelte leiſe, aber mit entſchiedenem Ausdruck den Kopf.

„Die Beleidigung war zu infam, ſie geſchah vor zu viel Zeugen, als daß ſie durch ein Arrangement beigelegt werden könnte! . . . Sie könnte es nur, wenn ſich der Vicomte in einer förmlichen Abbitte in Gegenwart von drei bis vier Zeugen, Zuſchauern jener Scene im Spielſalon, entſchließen könnte.“

Der Herr von Riccordi ſchüttelte mit bedenklicher Miene das Haupt und blickte gedankenvoll vor ſich hin . . .

„Nein, das wird er nicht, auf keinen Fall wird er das,“ ſprach er mehr für ſich, als zu den Andern gewendet, „o, Sie kennen den Vicomte nicht. . . Aber wenn Sie vielleicht, Herr Doctor, ſich dazu verſtehen wollten, einen Ausgleichungsverſuch zu unternehmen . . .“

„Wie, ich?“ unterbrach ihn Göring, „ich ſoll einen Verſuch machen, ich, der ich ſchimpflich beleidigt worden bin? Herr, was halten Sie von mir?“

Der Baron zuckte wieder mit einer bedeutungsvollen Geberde die Achſeln.

„Dann, Herr Doctor,“ ſagte er ernſt, „dann halte ich es wenigſtens für meine Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſich hüten und vorſehen, denn dieſer Vicomte Baudri von Vaudrecourt iſt einer der gefürchtetſten und berüchtigſten Duellanten unſerer Zeit. Ich kenne den Vicomte ganz oberflächlich und nur vom Sehen, denn ich habe nie mit ihm ein Wort gewechſelt, von Nizza her, wo er im Bade war. Vorigen Winter ſah ich ihn wieder in Paris. In Nizza ſchlug er ſich mit einem engliſchen Lord und einem ruſſiſchen Grafen. Die Urſache war eine Bagatelle, aber er tödtete ſie Beide. . . In Paris bildeten ſeine Duelle in gewiſſen Kreiſen das ausſchließliche Salongeſpräch. Er hatte vier Rencontres, die unmittelbar hinter einanderfolgten und aus denen er ſtets als Sieger hervorging. . . . Der letzte ſeiner Gegner war ein reicher Marquis, deſſen Frau er beleidigt und

mit, dem er auf zehn Schritte Barriere sechs Kugeln wechselte. Beim sechsten Kugelwechsel schoß er den Marquis mitten durch's Herz."

„O, mein Gott, das ist ja entsetzlich," murmelte erbleichend Frau von Sternberg, „welcher Mensch ... wie grauenhaft."

Fräulein von Holleben hatte stumm vor Schrecken die Hände gefaltet, der Commissionsrath blickte ganz verdutzt den Baron an und auf der Stirn des Bankiers standen große Schweißtropfen, die ihm die Angst ausgepreßt.

Derjenige, den die Sache am meisten anging, blieb am ruhigsten.

„Teufel, das ist ja ein leibhaftiger Ajax," lächelte er, „nun, da muß man sich schon etwas in Acht nehmen. Uebrigens danke ich Ihnen für die Mittheilung, Herr Baron, es ist mir in der That angenehm zu hören, daß mein Gegner eine gewisse europäische Berühmtheit hat; die Sache wird um so pikanter."

„O! spotten Sie nicht, fordern Sie nicht das Schicksal heraus," murmelte Adele von Sternberg. . . .

Göring lächelte still und zündete sich eine

frische Cigarre an, dann schenkte er sich ein Glas perlenden Champagners ein und sprach:

„Auf heiteres Zusammensein am morgenden Abend.“

Man stieß mit ihm an. Aber die Unterhaltung war gestört und wollte auch nicht wieder recht in Gang kommen. Eine allgemeine Verstimmung hatte sich der Gesellschaft bemächtigt. Man brach früher auf wie gewöhnlich, und als der Baron Riccordi durch die Salonthüre schritt, murmelte er halblaut, aber doch so deutlich, daß es Göring und die zusammenschauernde Frau von Sternberg hören konnten:

„Das Gesicht wird in Erfüllung gehen . . . ich sah Blut auf seiner Stirn!“

## III.

Es war ſchon Mitternacht vorüber, und noch immer ging der Bankier Landau in dem Zimmer ſeines, dicht neben dem „Hof von Portugal“ gelegenen Hotels der „Stadt Paris“ unruhig auf und ab. Er hatte eine ganze Schachtel voll Brauſepulver geleert, dreimal das kleine und ſechsmal das große Einmaleins geſprochen, aber es war Alles umſonſt. Er fand weder Ruhe noch Schlaf. Der Gedanke an das bevorſtehende Duell Göring's und die Prophezeiung des Barons hatten das Blut des ſonſt ſo ruhigen Geldmannes ſo in Wallung verſetzt, daß ihm ſein Lager wie mit Brennneſſeln beſtreut däuchte und entſetzliche Gedanken den Schlummer von ſeinen brennenden Augen fern hielten. . . .

Er blickte durch's Fenſter in die Nacht hinaus. . . .

Die Sterne am nächtlichen Himmel fingen an zu bleichen, und des Mondes Silberscheibe sank immer tiefer hinter die dunklen Waldberge des Taunus zurück.

„Es ist umsonst," murmelte der schlaf- und ruhelose Mann, „ich kann nicht schlafen. . . . Und wie dumpf und schwül die Luft hier im Zimmer ist . . . ich ersticke fast." Und mit diesen Worten öffnete er die große Fensterthür, und trat heraus auf den Balcon.

Es war eine herrliche Sommernacht. Vom Gebirge trug ein sanfter, kühler Wind frische Waldesluft herüber und fächelte die erhitzte Stirn Landau's, der in die Nacht hinausblickte, und seine Augen bald auf den verbleichenden Sternen am dunklen Himmel, bald auf den waldigen Höhen des Taunus, dessen Gipfel nur noch mit silbernem Mondschein übergossen waren, ruhen ließ. . . .

Allmälig minderte sich die prikelnde Unruhe, die das Blut bis jetzt durch seine Adern gejagt, eine leichte Ermüdung, kam über ihn, und er zog sich einen Sessel herbei, auf dem er sich niederließ. Er mochte vielleicht fünf Minuten so in die Betrachtung der schweigenden Nachtschönheit, die ihn

umgab, versunken gesessen haben, als sich die Fensterthüre zu dem Balcon des Nachbarzimmers im anstoßenden „Hofe von Portugal“ öffnete und zwei Personen heraus auf die Platform traten....

Sie traten an das Gitterwerk des Balcons und unterhielten sich mit lebhaftem aber gedämpftem Tone. . . . Landau, der die Personen wegen der noch immer herrschenden Dunkelheit und der halboffenen Thür nicht erkennen konnte, achtete anfänglich nicht auf das Gespräch, bis er plötzlich einen bekannten Namen zu hören glaubte. . . .

„Er muß fort, fort um jeden Preis, auf diese oder jene Weise,“ sagte die eine Stimme, „so lange er hier ist, kann ich nicht nur auf keinen Erfolg rechnen, sondern ich muß auch immer in der steten Furcht schweben, erkannt und als . . .“ die letzten Worte wurden so heimlich gesprochen, daß Landau sie nicht verstehen konnte. Dann fuhr dieselbe Stimme weiter fort:

„Ehe er ankam, war ich die Seele dieses Cirkels, der Mittelpunct dieses Kreises, um den sich Alles drehte. Seit er da ist, habe ich die Herrschaft an ihn zur Hälfte abtreten müssen und bin nahe daran, sie ganz zu verlieren.“

„Und damit die Frucht aller unſerer ſo fein angelegten Combinationen und Pläne," ſagte der Andere . . . .

„Hölle und Teufel! das iſt es ja eben," brauſte der Andere voll innerer Wuth auf, „habe ich deshalb dem ſpleenſüchtigen Commiſſionsrath und dem ſchwachköpfigen Bankier drei lange Wochen die Zeit vertrieben, deshalb mit dem romantiſch-ſchwärmeriſchen Fräulein von Holleben ſtundenlang metaphyſiſchen Unſinn geſchwatzt, um mir von dieſem Menſchen das ſo fein gemiſchte Spiel verderben zu laſſen. . . ."

„Du vergißt noch Jemand," fiel der Andere ironiſch ein, „den Hauptangelpunkt, die junge, intereſſante, reiche Wittwe. . . ."

„Schweig," herrſchte der erſte Sprecher ihm zu, „ſprich mir nicht davon, wenn Du mich nicht toll machen willſt. Ich weiß es nicht, was es iſt, daß ich mich zu dieſer Frau, die nur ein Spielball meiner Pläne ſein ſollte, ſo hingezogen fühle, aber ich glaube faſt, ich Narr bin in ſie verliebt."

„In ihr Geld und ihre Güter warſt Du es ſchon lange," lachte ſein Begleiter leiſe, „anſtands-

halber mußt Du es nun auch in ihre Person sein, die, nebenbei bemerkt, gar nicht übel ist."

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, bis der erste Sprecher die Unterhaltung wieder mit den Worten aufnahm:

„Mit welchem Glück und Geschicke hatte ich diesen Kreis, der für unsere Pläne so günstig, herausgefunden . . . Wie fein waren die Fäden gesponnen, und nun kommt der Tölpel und zerstört mir das ganze Gewebe . . . Du glaubst nicht, Balduin, welchen Eindruck mein erstes Auftreten auf diese Menschen, besonders auf die Baronin ausübte. Ich hatte eine fast unbegrenzte Macht über sie alle, und ich würde ihre Hand jetzt vielleicht schon mein nennen können, wenn mir dieser Federfuchser nicht in die Quere gekommen wäre."

„Ah, bah, aufgeschoben ist nicht aufgehoben," tröstete der Andere, „wenn die Sache auch etwas verzögert worden ist, so wird sie deshalb doch nicht aufgegeben. Wir müssen einen Schlag führen, Alfred, so oder so. Unsere Hilfsmittel gehen zu Ende und werden bald ganz erschöpft sein . . . Der vorige Winter in Paris hat uns zu viel ge-

koſtet . . . die Roulette und das Faro haben uns entſchieden den Rücken gedreht, und was unſere Erfolge auf dem andern Gebiete betrifft, ſo brauche ich Dich nur an die kleine blonde Marquiſe von Roulliere und an die pikante Brünette, die Gräfin von Berlenſtein zu erinnern."

„Schweig davon! verdirb mir nicht vollends die Laune. Zum Henker mit dieſen Weibern!" grollte der Andere.

„Die Laune will ich Dir nicht verderben, ich will Dir nur unſere Lage in ihrem wahren Lichte zeigen . . . Indeſſen, wie ich ſchon vorhin ſagte: es iſt in dieſer Affaire noch nichts verdorben . . . der Zufall begünſtigt uns auch hier. Kam Dein Brief einen Tag ſpäter an, ſo traf er mich nicht mehr in Baden-Baden, ſondern hätte mir nach Spaa nachgeſchickt werden müſſen. Das hätte doch eine Verzögerung von wenigſtens acht Tagen gegeben, und in dieſer Zeit konnte unſer Spiel vollſtändig verloren ſein. Jetzt aber iſt noch Alles im beſten Gange; die Hauptſache iſt und bleibt für's Erſte, daß der Federfuchſer aus dem Wege geräumt wird — das Andere giebt ſich von ſelbſt. Aber er muß erſt beſeitigt

werden, auf dieſe oder jene Weiſe. Ergreift er das Haſenpanier vor dem Duell und räumt freiwillig das Feld, ſo iſt er als Feigling für immer blamirt und wir ſind ſeiner ledig; bleibt er aber, nun ſo werde ich ihn tödten und Deine Prophezeiung wird zur Wahrheit werden. Dein Anſehen wird dadurch nur noch erhöht werden, und wenn Du zu Deinem Hauptcoup ſchreiteſt, wird Dir der Erfolg: die Hand der ſchönen Baronin, nicht entgehen können."

„Ganz gut — Du biſt ein trefflicher Tröſter. Aber geſetzten Falls, daß er, was mir zwar das Liebſte wäre, woran ich aber ſehr zweifle, nicht das Haſenpanier ergreift: biſt Du, wenn es zum Rencontre kommt, auch Deiner Sache gewiß?"

„Wie kannſt Du noch zweifeln, Alfred?" frug der Andere mit einem cyniſchen Ausdruck im Tone, daß es dem entſetzt lauſchenden Bankier eiskalt über den Rücken lief, „ich habe ſtets meinen Mann erlegt. Der, den ich tödten wollte, der, Alfred, verließ niemals lebendig den Platz."

„Hoffen wir es; vorgearbeitet habe ich Dir... Er weiß, daß Du der gefürchtete Duellant Baudri von Vaudrecourt biſt und Du weißt, die Furcht iſt etwas werth. Wer mit einem gewiſſen Fröſteln

auf die Menſur tritt, iſt ſchon ein halbtodter Mann."

„Machte Deine Mittheilung Eindruck auf ihn?"

„Wahrſcheinlich, obgleich er ſich durchaus nichts merken ließ. Er affectirte den Unbefangenen, der eben ſo ruhig zu einem Zweikampf, als zu einem verliebten Stelldichein oder einem Gaſtmahl geht . . . aber innerlich, das glaube ich, wird es anders ausgeſehen haben."

„Und meinen Blick — hält er den aus, dann iſt er gefeit," lachte der Andere.

„Die Waffen aber?"

„Wie immer Piſtolen, meine Lieblingswaffe . . . Er als der Beleidigte hat zwar die Wahl, indeſſen, wenn er den Degen, der mir ſtets eine unbequeme Waffe war, wählen ſollte, ſo kennſt Du unſer Auskunftsmittel in ſolchen Fällen . . . Du wirſt dafür ſorgen . . ."

„Haſt Du ſchon einen Zeugen?"

„Ah, gut, daß Du mich daran erinnerſt. Ich habe da einen ſuperben Gedanken. Dich kann ich in dieſem Falle nicht nehmen. Man könnte Verdacht ſchöpfen und nach dem, was Du mir von dieſem Federhelden geſagt, halte ich ihn für

Einen, der nicht auf den Kopf gefallen und argwöhniſcher Natur iſt. Ich werde alſo den ſchwachköpfigen Bankier wählen, den ich geſtern im Spielſalon in Begleitung meines Gegners ſah, wie heißt er doch?“

„Landau.“

„Alſo dieſen Landau werde ich bitten, mein Zeuge zu ſein. Ich werde ihm ſagen, daß ich wildfremd hier in Wiesbaden bin und ſeine Phyſiognomie die einzige mir bekannte. Da er nun mein Zimmernachbar —“

„Wie? Landau wohnt im Hof von Portugal?“

„Nein, in der Stadt Paris dicht nebenan... O, Alfred, glaubſt Du, daß ich meine Strategie ſchon ſo vergeſſen habe, daß ich nicht vorher das Terrain recognoscire, auf dem ich kämpfen will ... die Stellung des Feindes kennen, ſeine Schwächen: das iſt die erſte Bedingung des Sieges. Doch, um wieder auf unſer Thema zu kommen: Du mußt es einrichten, des Journaliſten Zeuge zu werden — es iſt wegen der Degen nöthig ...“

„Ah! Balduin von Vaudrecourt, ich bewundere Dich ... Du biſt noch immer der Genius

vor dem meine Sterne erbleichen, wenn ſeine Sonne aufgeht . . ."

„Spare Deine Bewunderung bis nach Beendigung der Affaire auf, lieber Baron . . . Gute Nacht, ſchlaf wohl . . . Es iſt ſpät oder früh vielmehr. Ich muß noch vier bis fünf Stunden ſchlafen, um morgen kaltes Blut, ein ſicheres Auge und eine ruhige Hand zu haben . . . Vergiß alſo die Degen nicht . . ."

„Sei unbeſorgt, es ſoll alles beſorgt werden. . . Gute Nacht, Balduin."

Sie traten in das Zimmer zurück. Die Balkonthür ſchloß ſich und der Bankier, der verborgene Zeuge dieſer Unterredung, erhob ſich raſch mit einer Geberde ſcheuen Entſetzens von ſeinem Seſſel.

„Mein Gott," murmelte er ſich betaſtend, „wachte oder träumte ich einen entſetzlichen Traum? . . . Aber nein, nein, es iſt Wahrheit, dieſes abſcheuliche, ſchändliche Complott, dieſer vorbedachte wohlüberlegte Mordanſchlag exiſtirt. . . . Er exiſtirt und Göring ſoll ihm zum Opfer fallen. O Himmel, ich danke dir, daß du mich Zeuge der Unterredung dieſer beiden Schurken ſein ließeſt.

Aber wie? wie ſoll ich ihren Plan zerſtören? Soll ich Göring alles mittheilen? Er wird es nicht glauben und dann, dann iſt mir noch ſo Manches dunkel geblieben... Was bedeutet das, ſorge für die Degen. Und ſie wollen ſich doch mit Piſtolen ſchlagen... Wie, wollten ſie einen offenen Meuchelmord begehen? O, da muß ein hölliſches Complott dahinter ſtecken... Aber ich ... ich ... Göring und ich werden es ergründen"... Aber wie er auch ſein Gehirn anſtrengte, ſich marterte und grübelte, er fand keinen Ausweg aus der drohenden Gefahr.

Abgeſpannt und müde, zerſchlagen an Geiſt und Körper, ſchlief der arme Bankier endlich ein, als ſchon die Sonne ihre erſten Strahlen über die grauen Bergrücken der Taunus warf. Es war ein unruhiger, von wüſten Träumen unterbrochener Schlaf, den er ſchlief... Als er erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch im Zenith und das ganze geräuſchvolle Treiben des Wiesbadner Saiſonlebens hatte ſich in den Straßen der Stadt und vor ſeinem Hotel entfaltet... Mit einem Sprung war er aus dem Bett und an den Tiſch, wo ſeine goldene Repetiruhr lag.

„In fünf Minuten eilf Uhr!“ rief er erſchrocken aus, „mein Gott, wenn es zu ſpät wäre, wenn Göring ſchon“ — es klopfte an der Thüre.

„Einen Augenblick Geduld,“ rief er in ängſtlicher Haſt, Pantalons und Morgenrock überziehend und dann den Nachtriegel zurückſchiebend und die Thür öffnend. . .

Der Bankier prallte beſtürzt zurück, der Fremde aus dem Spielſalon, der Herr im blauen Frack mit dem dichten Schnurrbart und den drohenden Augen, mit einem Wort der berüchtigte Duellant und der Unbekannte von heute Nacht, Vicomte Balduin von Vaudrecourt, ſtand vor dem erſchrockenen Landau. . .

„Um Vergebung, mein Herr, wenn ich ſtöre,“ begann der Vicomte in gutem Deutſch, dem man nur wenig den fremden Accent anmerkte und indem er mit einem höflichen Compliment in's Zimmer trat, „um Vergebung, noch einmal, aber die Dringlichkeit der Angelegenheit geſtattet mir keinen Aufſchub . ... Ich bin der Vicomte Baudri von Vaudrecourt . . . Sie kennen mich. Ich ſah Sie geſtern Abend in Geſellſchaft des Herrn

mit dem ich das Recontre an der Roulette hatte. Sie sind Herr Bankier Landau?“

Landau verbeugte sich und suchte seine Bestürzung zu bemeistern.

„Ich bin fremd in Wiesbaden,“ fuhr der Vicomte fort, „und kenne durchaus Niemand hier, an den ich mich mit der Bitte, die ich Ihnen sogleich mittheilen werde, wenden könnte.“

„Verdammter Schurke,“ dachte Landau bei sich, „Du willst mir eine höllische Falle legen; Du kennst Niemand hier? Warum gehst Du denn nicht zu Deinem saubern Spießgesellen, dem Herrn Baron von Riccordi.“ Der Vicomte hustete leicht und fuhr dann fort:

„Sie waren Zeuge des gestrigen Auftritts im Spielsalon . . . Ihr Begleiter hat mir diesen Morgen durch einen gewissen Baron Riccordi ein Stelldichein im „„schönen Forst,““ eine kleine halbe Stunde von hier, gegeben. Wir werden uns heute Nachmittag noch schlagen, denn ich kann mich nur sehr kurze Zeit hier in Wiesbaden aufhalten und denke morgen abzureisen. Die Waffe ist der Degen. Doch brauchen Sie dafür keine Sorge zu tragen. Wie mir jener Herr von Ric-

cordi, der Zeuge meines Gegners, mittheilte, wird er für die Waffen Sorge tragen. Sie werden die Güte haben, heute mit mir zu fahren. Ich werde Sie gegen vier Uhr abholen. Nicht wahr, mein Herr, ich darf auf Erfüllung dieser Bitte rechnen?“

Und ehe noch der bestürzte Bankier ein Wort entgegnen konnte, hatte sich der Herr Vicomte schon höflichst empfohlen und stieg, ein französisches Liedchen trällernd, die Stiege hinab. Erst als die Schritte des Herrn Vicomte Baudri von Baudrecourt verhallt waren, kam Landau von seiner Ueberraschung wieder zu sich . . .

„Was ist das?“ rief er aus, „ich der Zeuge dieses Menschen, dieses Mörders, dieses Räubers, dieses französischen Kehlenabschneiders, ich Theodor Hugo Hermann Landau, der Chef des Hauses Landau und Compagnie? Wie, ich soll dieſem Menschen bezeugen, meinen Freund Göring in aller Form gemeuchelt, niedergemetzelt, gemordet zu haben —!“ So declamirte voller Entrüstung der Bankier, indem er dabei schleunig und eilig, wie vielleicht noch nie in seinem Leben, seine Toilette vollendete . . .

Mit einer energiſchen Geberde, wie ſie ſonſt ſeinem Weſen durchaus fremd, drückte er ſeinen Panamahut in die Stirn, nahm ſeinen Spazierſtock und ging nach dem Hotel zum „Rheiniſchen Hof," wo Göring wohnte . . .

„Herr Doctor Göring auf Nummer Zwölf zu Hauſe?" frug er einen der flüchtig vorüberhuſchenden Zimmerkellner.

„Nummer Zwölf? Frühſtückt eben auf ſeiner Stube."

Ganz verwundert darüber, daß ein Mann, der Willens ſei, ſich Nachmittags um vier Uhr zu ſchlagen, reſpective ſich todtſtechen oder todtſchießen zu laſſen, halb zwölf Uhr ruhig frühſtücken konnte, ſtieg Landau zur Treppe hinauf. Mit klopfendem Herzen pochte er an der Thür.

„Herein!" rief Göring und der Bankier trat in's Zimmer, wo er zu ſeiner immer ſteigenden Verwunderung den Schriftſteller vor einem guten Frühſtück und einer Flaſche Rüdesheimer fand.

„Mann!" rief Landau in tiefer Aufregung aus, „Sie ſitzen hier und frühſtücken, und wollen ſich in ein paar Stunden ſchlagen?"

„Wie, deshalb soll ich nicht essen?“ lachte Göring, „soll ich etwa hungrig, mit leerem Magen von der freundlichen Gewohnheit des Daseins Abschied nehmen?“

„Spotten Sie nicht,“ fiel Landau erschrocken ein, indem er sich des Gesprächs von heute Nacht, das er belauscht, erinnerte.

„Spotten, nein, das will ich nicht . . . Aber beruhigen Sie sich, lieber Landau, es ist eine alte Duellantenregel, daß man nicht hungrig, sondern mit einem tüchtigen Imbiß im Leibe auf die Mensur tritt. Aber, um Himmelswillen, was ist Ihnen, was haben Sie, Sie sehen ja ganz verstört aus,“ rief Göring plötzlich, indem er den Bankier genauer betrachtete.

Eine schlaflose Nacht, und ein Gespräch, wie ich es heute Nacht belauscht, können den ruhigsten Menschen verstören, seufzte der Bankier, indem er sich erschöpft in einen Sessel fallen ließ.

„Sie spannen mich auf die Folter, lieber Landau, sprechen Sie, sprechen Sie — doch halt! trinken Sie erst ein Glas Wein, das wird Ihre Lebensgeister etwas erfrischen!“

„Ich glaube es selbst, daß mir dies gut thun

wird — ſo geben Sie, ah! das ſtärkt.“ Und er leerte noch ein zweites Glas. Dann trocknete er ſich die Stirn mit ſeinem gelbſeidenen Taſchentuch und flüſterte, indem er dicht an Göring heranrückte, als fürchte er, der entſetzliche Vicomte belauſchte ſie.

„Man hat ein abſcheuliches Complott gegen Sie geſchmiedet, man will Sie ermorden. . . .“ Der Schriftſteller warf, ſich haſtig umdrehend, einen forſchenden Blick auf Landau und betrachtete denſelben mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit vom Kopf bis zu den Füßen. Der Bankier errieth, was in dem Innern ſeines Freundes vor ſich ging.

„Sie halten mich für nicht recht geſcheut hier“ — Göring nickte unwillkürlich mit dem Kopfe, — „und ich würde, wenn mir ein Anderer das erzählte, was ich Ihnen zu ſagen habe, vielleicht daſſelbe denken, aber, was ich gehört habe, das habe ich mit dieſen meinen Ohren gehört, ich habe weder geträumt, noch im Fieber gelegen. . . .“

„Wahrhaftig, Landau,“ murmelte Göring, indem er den Bankier noch immer mit jenem verdächtigen Seitenblick betrachtete, „ich begreife immer noch nicht.“

„Sie werden mich begreifen," flüsterte Landau wieder mit jener geheimnißvollen Miene. „Sie werden mich vollständig begreifen, und wenn Sie mich begriffen haben, werden Sie mein Entsetzen theilen. . . ."

Und mit allen Zeichen des Abscheues erzählte er dem mit wachsenden Erstaunen horchenden Schriftsteller die von ihm auf dem Balcon belauschte Unterhaltung. . . .

Mit der größten Aufmerksamkeit hatte Göring den Bericht des Bankiers angehört, und als dieser jetzt seine Erzählung schließend tief aufseufzend in den Fauteuil zurücksank, sprang er mit heftiger Geberde und schritt in tiefer Aufregung mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab. . . .

Mit ängstlicher Spannung folgte der Bankier jeder Bewegung seines Freundes und als dieser jetzt im Zimmer stehen blieb und zornig das Wort:

„O über diese Schufte und Schurken" ausstieß, rief er eifrig: „Nicht wahr, es sind Schufte und Schurken? Und mit solchen Hallunken brauchen Sie sich nicht zu schlagen . . . die Polizei, die

Polizei, das ist die rechte Waffe gegen solche Abenteurer. . .“

Göring schüttelte verneinend.

„Nein, lieber Landau, in diesem Falle kann uns die Polizei nichts nützen. Wie wollen Sie den Schurken Ihre Absichten beweisen? Mit Ihrer Erzählung? Man wird Sie auslachen und für einen, der des Abends zu viel Wein getrunken. . . Nein, nein, diese Sache muß ich selbst ausfechten und ich glaube, ich werde mit den Herren fertig werden. . . Aber eine Bitte müssen Sie mir erfüllen. . . .“

„Daß Sie dem Herrn Vicomte von Vaudrecourt als Zeuge dienen!“

„Wie, ich? dem Vicomte, dem Mörder . . . Was verlangen Sie von mir . . .“

„Sie erweisen mir dadurch einen großen Gefallen, einen größern, als Sie vielleicht glauben . . . doch halt . . . Sie erwähnten da etwas von den Degen, für die der Baron Riccordi Sorge tragen sollte. Bitte, erzählen Sie mir das noch einmal. . .“

Landau that es und Göring blickte sinnend vor sich nieder. . .

„Ja, ja, das wird es ſein," murmelte er endlich mehr für ſich als zu Landau gewendet, „und Sie ſind gewiß, daß er ſagte: „die Waffen würden Piſtolen ſein."

„Ich habe kein Jota zu meiner Erzählung hinzugeſetzt."

„Gut, gut. Ich glaube Ihnen und danke Ihnen vor der Hand herzlich, mein lieber Landau. Und nun ſeien Sie ganz ruhig. Laſſen Sie ſich um vier Uhr von dem Vicomte abholen und nehmen Sie gleich den Baron mit. Ich habe Gründe, nicht mit meinem Zeugen zu fahren."

„Sie beſtehen alſo durchaus auf Ihrem Vorhaben," ſeufzte Landau tief auf, „Sie wollen ſich wirklich mit dieſem Kehlabſchneider duelliren?"

Göring neigte lächelnd das Haupt.

„Seien Sie ganz unbeſorgt, lieber Landau. Und nun Adieu, entſchuldigen Sie mich, daß ich Sie verlaſſe, aber ich habe noch einige nöthige Anordnungen zu treffen . . . Alſo auf Wiederſehen heute Nachmittags nach vier Uhr im ſchönen Forſt . . . Adieu, Adieu!"

## IV.

Es war in der vierten Nachmittagsſtunde deſſelben Tages. Unter denſelben ſchattigen Bäumen, wo ſie geſtern Kaffee getrunken, ſaßen auch wieder die Damen und der Commiſſionsrath von Reichenbach; — Landau, Göring und der Baron fehlten. . .

Frau von Sternberg blickte ängſtlich und unruhig in's Weite, Fräulein von Holleben ſah beſorgt und traurig auf ihre Freundin, deren Unruhe ſie nur zu wohl begriff und der Commiſſionsrath ſuchte vergebens ſeine Cigarre brennend zu erhalten, er kam vor lauter Ungeduld und Aufregung nicht zum Rauchen . . .

„Wie viel Uhr iſt es jetzt, beſter Commiſſionsrath?“ unterbrach endlich die junge Wittwe das drückende Schweigen.

„Gleich vier Uhr, meine Gnädigſte, es fehlt

kaum eine halbe Minute davon," antwortete rasch der Commissionsrath, froh, endlich einen Unterhaltungsstoff von nicht aufregender Natur gefunden zu haben, „mir däucht, die Tage nehmen schon recht ab . . ."

„Die Tage scheinen Ihnen schon abzunehmen, Onkel?" konnte trotz ihrer Besorgniß hinzuwerfen das Fräulein von Holleben sich nicht enthalten, „jetzt im Juli . . . Wo denken Sie hin . . . das kommt Ihnen heute nur wohl so vor . . .

„Möglich, möglich, mein Kind, wisperte der Commissionsrath, indem er nun schon zum zwölften Male seine Cigarre anzündete, aber offen gestanden, dieses verwünschte Duell hat mich ganz perplex gemacht und mich außer Contenance gesetzt."

„Und die seltsame Prophezeihung," fiel Fräulein von Holleben ein.

„Liebe Marie," bat Frau von Sternberg.

„Mein Gott, vergib mir, Adele, aber ich wollte Dich wahrlich nicht ängstigen, aber sag' selbst, ist dieses Zusammentreffen nicht sonderbar, höchst sonderbar . . . O, Adele, mir graust vor diesem

ron, der die Geschicke der Menschen voraussieht."

„Und vielleicht vorausbestimmen kann," fiel hier der Commissionsrath seiner Nichte in's Wort.

„Wie verstehen Sie das? Was meinen Sie damit, Herr Commissionsrath?" frug ängstlich Frau von Sternberg.

„Nichts . . . gar nichts eigentlich, meine Gnädigste," stotterte Herr von Reichenbach, „aber Herr Landau ließ heute einige Andeutungen fallen, die mich fast auf den Gedanken brachten, der Baron sei der Veranlassung zu diesem Duell nicht ganz fremd."

„Was sagen Sie? . . . Der Baron, es ist nicht möglich . . ."

Der Commissionsrath zuckte die Achseln.

„Ich sehe allerdings auch nicht klar in der Sache, aber, wenn unsere Freunde gesund, wie ich hoffe, von diesem Rencontre zurückkehren, werden wir wohl eine Lösung des Räthsels erhalten."

Wieder trat jenes drückende Stillschweigen ein, welches wie ein bleierner Alp auf der kleinen Gesellschaft lastete und vergebens suchte der Commissionsrath seine ganze Unterhaltungsgabe aufzubieten und die beiden Damen aus ihrer

ängſtlichen Spannung und aufgeregten Stimmung zu reißen. Er gab bald das Unternehmen auf und begnügte ſich damit, in ſtiller Verzweiflung ſeine endlich in's Brennen gerathene Cigarre zu rauchen.

Während ſo die Damen in peinlicher, ängſtlicher Spannung den Ausgang des Drama's erwarteten, hatte ſich dieſes in nachſtehender Weiſe entwickelt.

Der „ſchöne Forſt," wo das Duell ſtattfinden ſollte, war eine kleine halbe Stunde von Wiesbaden entfernt. Der Platz war ganz zu einem Zweikampf geeignet. Abwärts von der Heerſtraße gelegen und durch Bäume und dichtes Gebüſch begrenzt, ſo daß kein unberufener Lauſcher ſich nähern konnte. Mancher Ehrenhandel war hier ſchon ausgefochten worden, aber auch manch Menſchenauge war hier ſchon für immer gebrochen, gebrochen in wilder Verzweiflung. Denn dieſer Platz war es vorzugsweiſe, wo die unglücklichen Opfer des grünen Tiſches dem unerbittlichen Croupier, dem Tode, den letzten Einſatz zahlten, der ihnen geblieben. Das grüne ſamtene Moos dieſes Platzes war oft von dem

Herzblut der Unglücklichen roth gefärbt worden, während sich das Rauschen dieser hohen Eichen und Ulmen mit dem letzten Stöhnen der Sterbenden vermischt hatte... Ein Pistolenschuß, ein dumpfer Aufschrei, ein dumpfer Fall — und auf dem grünen Moos lag das Opfer des grünen Tisches... Doch hinweg mit dem blutigen, grausen Bilde!... Es war noch nicht vier Uhr, als ein leichter Wagen, eine elegante Droschke, seitwärts des Platzes, wo der Zweikampf stattfinden sollte, hielt.

„Wir sind an Ort und Stelle, Messieurs, steigen wir aus."

Es war der Vicomte von Vaudrecourt, der diese Worte zu seinen beiden Begleitern, seinem Zeugen Landau und dem Baron Riccordi, dem Zeugen Göring's, sprach.

Der Kutscher ließ den Wagen nieder und die Herren stiegen aus. Der arme Bankier spielte eine beklagenswerthe Erscheinung. Von einem Abscheu und zugleich von Furcht gegen seine beiden ehrenwerthen Begleiter gefoltert, wagte er kaum aufzublicken. Es war ihm wie Einem, der unter Räuber und Wegelagerer gerathen und

der jeden Augenblick fürchtet, daß einer der Spießgesellen auf ihn zuspringt und ihn mit den Worten: La bourse ou la vie! die Pistole auf die Brust setzt.

So lange der ehrliche Droschenkutscher in der Nähe war, mochte es übrigens noch gehen, als aber dieser, nach der Weisung des Vicomte, mit seinem Wagen seitwärts fuhr und er sich nun mit diesen beiden verdächtigen Persönlichkeiten allein sah, klopfte sein Herz in lauten, hörbaren Schlägen und ängstlich suchte er sich immer rückenfrei zu halten, um wenigstens nicht meuchlings überfallen zu werden. . . .

„Der Herr nimmt sich Zeit," sagte höhnisch der Vicomte, der dem Baron gegenüber sich wildfremd girirte, „ich will nicht hoffen, daß er einen Anfall jenes Fiebers bekommen hat, welches seinen Namen von einer gewissen Waffe hat, welche die Artillerie —"

„Mein Herr!" fiel der Baron Riccordi mit pathetischem Ausdruck in Stimme und Geberde in's Wort, „ich muß mir alle derartige Bemerkungen über meinen Freund verbitten. . . . Herr Doctor Göring wird zur bestimmten Zeit hier

ſein — es fehlen noch volle fünf Minuten davon.“

„Oh, ihr Schurken,“ dachte Landau bei ſich, indem er eine Fauſt in der Taſche machte, „ihr könnt eure Komödie noch ſo gut ſpielen, wir kennen euch doch . . . uns täuſcht ihr nicht.“

Das Rollen eines Wagens, welcher auf dem Fahrweg in raſchem Trabe einhergefahren kam, der aber dem Auge durch die dichte Gebüſchhecke verborgen wurde, unterbrach das Geſpräch der Drei . . . .

„Ah, das wird mein Freund ſein!“ rief der Baron Riccordi aus, indem er einige Zweige bei Seite bog.

Er hatte Recht. Es war Göring. Doch war er nicht allein. Ein junger Mann mit blondem Schnurr- und Knebelbart begleitete ihn. . . .

„Was iſt das?“ raunte der Vicomte, der ſich unbeobachtet glaubte, dem Baron zu, „noch ein Dritter? „Das iſt fatal und erſchwert die Partie . . .“

„Ruhig, ruhig, Baudri,“ raunte der Baron zurück, „es iſt noch nichts verloren, laß mich nur machen.“

„Spät komme ich, aber ich komme, spreche ich mit Graf Isolan," rief Göring, als er seines Gegners, sowie der beiden Zeugen ansichtig wurde, „allein die Schuld liegt nicht an mir, sondern an dem Herrn Doctor hier," und er präsentirte damit seinen Begleiter, den jungen Mann mit blondem Bart.

„Herr Doctor Medicinä Berg aus Wiesbaden — Herr Vicomte von Vaudrecourt — Herr Baron von Riccordi und Herr Bankier und Handelsconsul Landau." Die Herren verbeugten sich gegenseitig.

„Ich habe den Doctor in der Voraussetzung, daß es doch nicht ohne kleinen Aderlaß abgehen werde, gebeten, mitzufahren und er war so freundlich, meine Bitte sogleich zu erfüllen. Sie sind doch damit Alle einverstanden, meine Herren?"

Landau, der in dem Doctor einen willkommenen Succurs erblickte, rief ein lautes, freudiges: „Ja!" während sich die beiden andern Herren, der Vicomte und der Baron, förmlich verneigten.

„Und nun, meine Herren," fuhr Göring mit ukommenster Unbefangenheit und Heiterkeit fort,

„nun, meine Herren, dächte ich, wäre es Zeit, an die Arbeit zu gehen . . . Es ist vier Uhr vorbei und ich habe einer sehr liebenswürdigen Dame versprochen, spätestens mit ihr um fünf Uhr in das französische Tivoli-Theater zu gehen.“

Diese Unbefangenheit und Sorglosigkeit des Schriftstellers machte einen sichtlichen Eindruck auf den Vicomte von Vaudrecourt, diesen berüchtigten Duellanten, der bis jetzt gewohnt gewesen, seine Gegner sich gegenüber verwirrt und verzagt zu sehen, denn der Ruf seines Namens war ihm ein gleich furchtbarer Beistand, als seine Waffe und sein geübter Arm.

Auch der Baron bemerkte den Eindruck, und als er sich jetzt niederbeugte, um die Mensur abzumessen, flüsterte er dem Vicomte zu:

„Ruhiges Blut, Baudri, er spielt nur Komödie.“

Die Mensur war abgesteckt, die beiden Kämpfer hatten Hut, Rock und Weste abgelegt und der Baron näherte sich ihnen jetzt mit den Waffen, zwei eleganten Pariser Stoßdegen.

„Sie können sich auf die Klingen verlassen, meine Herren,“ lächelte der Baron, „sie haben

mir schon bei manchem Handel gedient und mich niemals in Stich gelassen ... Voilà, wählen Sie, meine Herren."

Der Vicomte und Göring griffen ein Jeder nach einem der Degen und stellen sich auf die Mensur ... Da der Zweikampf mit abgetretenen Secundanten vor sich gehen sollte, so waren die beiden Duellanten eben im Begriff, sich auszulegen, als der Baron plötzlich ausrief:

„Ma foi! Fast hätte ich noch Eins vergessen — es ist zwar nur der Form wegen ... allein die Form muß gewahrt werden. Einen Augenblick Geduld, meine Herren, und Ihre Waffen, wenn ich bitten darf ..."

„Ah! Sie wollen sich überzeugen, an arma sint paria, ob die Waffen gleich sind, wie es im studentischen Comment heißt?"

Der Baron neigte mit einer leisen Bewegung das Haupt, während er mit minutiöser Aufmerksamkeit die Länge der beiden Stoßdegen betrachtete ...

Mit einem Male nahmen seine Züge den Ausdruck bestürzter Ueberraschung an.

„Was ist das?" murmelte er, „die Degen sind

nicht gleich . . . der eine ist einen Zoll kürzer . . . ich begreife das nicht.“

„Was sagen Sie da?“ rief der Vicomte verdrießlich und unmuthig aus, während Göring mit dem Doctor und Landau, dem jetzt auch eine Ahnung dämmerte, einen raschen Blick wechselte.

„Es ist so,“ wiederholte der Herr von Riccordi, „die Degen sind ungleich . . . Meine Herren, der Kampf kann nicht mit diesen Waffen vor sich gehen . . .“

„Aber wie ist nur das möglich?“ frug der Doctor Berg, „sagten Sie nicht, daß die Waffen Ihnen gehörten und daß Sie sich oft derselben bedient?“

„Gewiß, gewiß habe ich das,“ murmelte ärgerlich mit dem Fuße aufstampfend der Baron, „ach! jetzt kenne ich den Grund. Dieser Coquin von einem Bedienten, dieser Hallunke Jean, mein Groom, hat mit den Waffen, die ich ihm zum Putzen und zur Aufbewahrung übergeben, gespielt . . . er hat irgend welche Allotria damit getrieben und die Spitze abgebrochen. Da er weiß, daß ich auf diese Waffen sehr halte und ihn auf

der Stelle aus den Dienſt jagen würde, wenn er dieſe Waffen ruinire, ſo hat er heimlich eine Spitze an der gebrochenen Stelle ſchleifen laſſen ... Da, da, ſehen Sie, meine Herren ... das iſt ganz friſcher Schliff ... Die Sache iſt, wie ich ſagte ... Ah, warte Burſche, Du ſollſt mir das büßen.“ Und er ſtieß in eine kleine, ſilberne Jagdpfeife. Ein gellender Pfiff klang durch den Wald. Landau fuhr erſchrocken zuſammen und ſah ſich ängſtlich um, als fürchte er eine Räuberbande aus dem Hinterhalte brechen zu ſehen ... Doch beruhigte er ſich ſofort, als er den an der Kutſche des Barons wartenden Diener auf das Signal ſeines Herrn athemlos herbeiſtürzen ſah ...

„Was haſt Du mit dieſem Degen gemacht, Hallunke ... ſprich, ich will es wiſſen,“ fuhr der Baron den Diener, einen Menſchen von verſchmitztem und liſtigem Ausſehen, mit rauher, drohender Stimme an. ...

„Gnädiger Herr“ ... ſtammelte der Diener, indem er mit aufrichtiger oder erkünſtelter Beſtürzung — man konnte das nicht recht unterſcheiden — die Augen zu Boden ſchlug. ...

„Ich will wiſſen, was Du mit dieſem Degen gemacht haſt?“ donnerte der Baron noch einmal....

„Verzeihung, Verzeihung, gnädiger Herr,“ ſtammelte der Menſch mit noch erſchrockener Miene „aber es geſchah wirklich nicht vorſätzlich. . . .“

„Was geſchah nicht vorſätzlich? Rede, Schurke, oder ich —“

Und der Baron hob mit einer drohenden Geberde die Hand. . . .

„Gemach, Herr Baron,“ bat Göring, indem er die Hand des aufgebrachten Mannes vom Schlage zurückhielt, „laſſen Sie den Burſchen doch erſt ſprechen. . . .“

„So rede, du Coquin!“

„Ich polirte,“ ſtotterte der Diener, „vor einigen Tagen die Degen des Herrn Baron, als Georg, der Kutſcher unſeres Hotelwirthes, hinzukam. . . . Ah, ſieh da!“ ſagte er, „was haſt Du da für glänzende Spicknadeln . . . Spickt man da Haſen oder Rehe damit? . . . Nein, aber Haſenfüße, wie Du Einer biſt, doch lege den Degen weg, Du verſtehſt nicht damit umzugehen und kannſt noch ein Malheur damit anrichten. Allein er hörte nicht, ſondern ſtieß mit der Spitze gegen

das Wandgetäfel, und mit einem Male hatte der Tölpel die Spitze abgebrochen.... Ich wußte, wie werth Ihnen, gnädiger Herr, die Waffe war, und so ließ ich sie, um das Ungeschick des Kutschers wieder gut zu machen und zu verheimlichen, von einem Schleifer wieder spitz schleifen...."

Die Erzählung des Dieners trug so sehr das Gepräge der Wahrscheinlichkeit, daß sich der Baron mit dieser Erklärung zufrieden gab.

„Aber was nun beginnen?" begann jetzt der Vicomte, „ich habe wenig Zeit, meine Herren, denn noch morgen früh muß ich, wichtiger Geschäfte halber, Wiesbaden verlassen. Und, offen gestanden, ich lasse nicht gern unbezahlte Schulden in einem Orte zurück, am wenigsten aber Ehrenschulden...."

„Wir sind in diesem Punkte ganz einer Meinung," fiel Göring dem Vicomte in die Rede, „und da auch ich gern mit bezahlter Rechnung in der Tasche abreise, so..."

„Patience, meine Herren, einen Augenblick Geduld... Jean, bist Du auf meinem Apfelschimmel herausgeritten?" unterbrach der Baron die

beiderſeitigen Erklärungen des Vicomte und des Schriftſtellers.

„Ja, gnädiger Herr.“

„Sind die Piſtolen in den Halftern?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„So hole ſie auf der Stelle.“

„Très bien! Meine Herren,“ fuhr der Baron ſich jetzt zu Göring und dem Vicomte, über deſſen Geſicht ein ſchnelles, blitzartiges Zucken glänzte, wendend fort, „meine Herren, ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen... Beiden Herren iſt die Verzögerung unangenehm und an einer Vertagung, einen Aufſchub der Sache nichts gelegen... Dieſe Waffen können wegen ihrer Ungleichheit,“ und er deutete auf die beiden Degen, „nicht benutzt werden, wenigſtens dürfen wir als Zeugen eine derartige Kampfweiſe nicht zugeben. Neue Waffen aus der Stadt herbeizuholen, würde zu lange dauern, könnte auch Aufſehen erregen und Sie wiſſen, meine Herren, Duelle und Liebesaffairen verlangen eine discrete Behandlung. Ich mache Ihnen alſo den Vorſchlag, mit den Waffen zu wechſeln und ſtatt des Degens,“ und er winkte ſeinen zurückkehrenden Diener, der au

den Halftern ſeines Reitpferdes die Piſtolen geholt, herbei, „und ſtatt des Degens, wiederhole ich, ſich dieſer Piſtolen zu bedienen. . . Sie ſind mein Eigenthum und Herrn Doctor Göring eben ſo fremd, wie dem Herrn Vicomte. . . die Waffen ſind alſo vollkommen gleich und der Kampf kann ohne Aufſchub vor ſich gehen.“

„Gewiß, gewiß,“ rief haſtig der Vicomte und indem er mit auffallender Eile nach den Piſtolen griff, die der Doctor dem Jokei indeſſen abgenommen hatte, um ihre Arbeit zu betrachten.

„Ein Wort, meine Herren,“ bat jetzt Göring, der bis dahin ſtillſchweigend und den Vicomte ſcharf beobachtend zugehört hatte, „nur ein Wort. Ich erkenne zwar Ihre Fürſorglichkeit, Herr Baron,“ und ein Zug ironiſchen Lächelns ſchwebte um ſeine Lippen, „vollkommen an, allein dieſes Auskunftsmittel iſt nicht nöthig. Herr Doctor Berg war ſo gütig, für Waffen zu ſorgen und mir ſeine Degen anzubieten . . . Herr Doctor, wollen Sie die Güte haben? . . .“

Der Vicomte und der Baron blickten frappirt auf, während der Arzt die Piſtolen auf einen abgehauenen Baumſtamm legte und nach ſeiner

Berline ging, die noch in der Nähe hielt. Er öffnete den Wagenschlag und nahm ein längliches Futteral heraus, das er Göring überreichte . . .

„Hier, meine Herren," lächelte dieser, die Hülle abstreifend, „sind zwei vortreffliche Stoßdegen und wenn Sie dieselben untersuchen wollen, Herr Landau", und er wendete sich dabei an den Bankier, den unfreiwilligen Zeugen des Vicomte, „so werden Sie finden, daß keiner auch nur um eine Linie länger oder kürzer ist, als der andere."

Riccordi biß sich auf die Lippen und der Vicomte, der sich immer unbehaglicher zu fühlen schien, rief mit leidenschaftlicher Ungeduld:

„Allons! meine Herren, aux armes, machen wir der Sache ein Ende."

„Ja, machen wir der Sache ein Ende . . ." sagte Göring ohne Lächeln und mit entschlossenem Ernst . . .

„Auf die Mensur!" commandirte der Doctor Berg, welcher zugleich das Amt eines Unparteiischen versah, „bindet die Klingen . . . Gebunden ist. Los . . .!"

Die Klingen fuhren gegen einander. Die

Augen des Vicomte waren blutigroth unterlaufen und seine Lippe zitterte in innerer Aufregung. . . . Weiß der Himmel, er war noch nie so aufgeregt bei einem Rencontre wie heute, er, der seine Stöße sonst immer so spielend führte, wie Einer die Queue des Billard . . .

„Aber freilich, freilich," murmelte er bei sich, „seit länger als drei Jahren habe ich auch den Degen nicht mehr geführt und nur mit der Pistole habe ich meine letzten Rencontre's ausgefochten." Doch gleichviel, der Vicomte focht demungeachtet mit großer Behendigkeit und er würde sicherlich seinem Gegner schon längst einen verderblichen Stoß beigebracht haben, wenn Göring nur ein wenig lebhafter in seinen Ausfällen gewesen wäre . . . Allein der Schriftsteller focht mit einer Vorsicht und einer Zurückhaltung, die dem Baron und dem Vicomte von Secunde zu Secunde bedenklicher und fataler wurde . . .

„Ah! ich werde zu meinen großen Mitteln schreiten müssen," sprach der Vicomte für sich, und indem er — eine häufig gebräuchliche Finte — innere Terz anzeigte und Quart über den Arm nachstieß, sprach er:

„Sie scheinen verteufelte Manschetten vor einem Aderlaß zu haben . . . Gewiß, gewiß, Sie haben mehr Tinte als Blut vergossen! . . .“ Es war dies eine Insolenz gegen den Duellcomment, der jede derartige Beleidigung streng verpönt, sobald die Kämpfer sich mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen . . .

Göring ignorirte indessen den Spott, dessen Absicht ihm nur zu deutlich war . . .

„Sie geben sich vergebliche Mühe, mein Herr, Sie werden mich nicht reizen . . .“, antwortete er ruhig, „aber ich möchte Sie in Ihrem eigenen Interesse bitten, Ihre Aufmerksamkeit mehr Ihren Ausfällen, als meiner persönlichen Neigung für das Blut- oder Tintevergießen zu schenken . . .“

„Glauben Sie wirklich, daß ich mich in Acht nehmen muß,“ höhnte noch giftiger der Vicomte, „Sie sind so großmüthig, mein Herr, daß ich noch nie einen Stoß zu pariren brauchte,“ und er versuchte eine erfolglose Rippenquart, die Göring mit derselben kaltblütigen Ruhe abfing . . .

„Ganz recht, mein Herr, und damit Sie sehen, daß ich in der That großmüthig bin,“ fuhr Göring, der mit angestrengter Aufmerksamkeit

ſeinen Blick auf das Auge und die Degenſpitze ſeines Gegners gerichtet hielt, „will ich Ihnen ſogar ſagen, daß dieſer Cirkel —“ der Vicomte verſuchte in der That in dieſem Moment den bekannten Cirkelſtoß — „vergeblich, und daß ich Ihnen ſofort Ihren Degen — legiren werde.“ Und in demſelben Moment flog auch des Vicomte Waffe, durch eine geſchickte Legade entriſſen — klirrend auf den Boden . . .

„Sacre bleu!“ brüllte er, „das ſind Taſchenſpielerkünſte“ und er ſtürzte nach der Waffe.

„Halt! keinen Schritt weiter,“ rief jetzt Göring mit plötzlich verändertem Ausdruck in Stimme und Haltung, während zugleich auch der Arzt und Landau einen Schritt vortraten — „keinen Schritt weiter, Herr Chevalier de la Fortune, es iſt genug der Komödie mit dem Freunde eines Menſchen“ und er deutete dabei auf den erbleichenden Baron Riccordi, der zwei Jahre lang im Bagno zu Toulon geſeſſen . . .

Das Wort fiel wie ein Donner und Blitz aus unumwölkten Himmel auf den Vicomte und den Baron, ſelbſt Landau blieb verſteinert ſtehen . . .

„Wenn ich mich mit Ihnen, Herr Vicomte von Vaudrecourt ſchlug, ſo geſchah es, um Sie von der Meinung zu befreien, daß ein Raufbold von Profeſſion ungeſtraft alle Welt beleidigen könnte, ſo geſchah es, um Ihnen zu zeigen, daß es nur von mir abgehangen hätte, Sie für immer unſchädlich zu machen ... Was Ihren Spießgeſellen, den Herrn von Riccordi, anlangt, ſo hätte es gegen dieſen eines viel einfacheren Mittels bedurft ... Dieſes Mittel heißt: die Polizei, allein ich fühle nicht das Bedürfniß in mir, der Juſtiz vorzugreifen, er wird eben ſo wenig als Sie ſeinem Schickſal, und der Schriftſteller fuhr mit einer bezeichnenden Geberde über den Hals, entgehen ... Sie zweifeln an der Wahrheit meiner Worte, meine Herren," fuhr Göring zu ſeinen Begleitern, dem Bankier und dem Arzt gewendet fort, „allein wenn dieſer Herr," und er deutete dabei auf Riccordi, „der Wahrheit die Ehre geben will, ſo wird er ſich erinnern, daß im Juli des Jahres 184* ein deutſcher Touriſt im Bagno von Toulon einem dortigen Galeerenſträfling, der wegen Fälſchung verurtheilt war, eine kleine Cigarrenſpitze aus Cocosnuß," und

Göring zog bei dieſen Worten eine ſolche Spitze aus der Weſtentaſche, „für zwei Franken abkaufte . . .“

„Freund Landau wird mir bezeugen, daß ich ihm vom Anfang ſagte, die Züge des Herren Baron kämen mir bekannt vor, ein Zufall führte mir heute Morgens auch die Gelegenheit in's Gedächtniß zurück, wo ich denſelben zuerſt geſehen. Es war, wie ich Ihnen ſagte, im Bagno zu Toulon. Und nun, meine Herren, Adieu — Adieu für immer, denn daß Sie Beide nicht wieder nach Wiesbaden zurückkehren, ſondern ſofort ſtehenden Fußes Ihren Weg weiter fortſetzen — das iſt die einzige Bedingung, deren Erfüllung ich von Ihnen verlange. Ihrem Geſchicke werden Sie ſo oder ſo nicht entgehen! Und nun Adieu.“

Und begleitet von Landau und dem Arzte ſchritt er der Berline zu. Er war eben im Begriff in den Wagen zu ſteigen, als der Vicomte, den Wuth, betäubendes Erſtaunen ſprach- und rathlos gemacht, wieder zu ſich kam. Mit einem wilden Fluch ſtürzte er zu den auf dem Baumſtumpf liegenden Piſtolen und riß die eine davon empor, während der Baron von dem gleichen

Gedanken getrieben voll grimmiger Wuth den Hahn der andern spannte . . .

„Ah! Elender, lebendig sollst Du nicht vom Platze kommen", riefen sie und stürzten gegen die Kutsche, die sich eben in Bewegung setzen wollte . . .

„Stirb!" die Hähne fielen knackend nieder — aber es erfolgte kein Schuß; wohlweißlich hatte Berg, als er die Pistolen scheinbar besichtigte, die Zündhütchen von den Pistons genommen . . .

Die Elenden standen erstarrt.

„Ein Fehlschuß mehr — Messieurs", rief Landau, der plötzlich Muth bekommen hatte, „bon voyage — vorwärts Kutscher" — die Pferde zogen an und die Berline rollte davon.

## V.

Es war eine halbe Stunde ſpäter. Vor dem Kurhauſe ſaß eine ungemein fröhliche Geſellſchaft von Herren und Damen . . . Champagner perlte in den Gläſern . . . Wir errathen, wer die Geſellſchaft war. Es waren Frau von Sternberg, Fräulein von Holleben, der Commiſſionsrath und Göring, nebſt ſeinen beiden Duellzeugen, Landau und Doctor Berg.

„Wer das gedacht hätte," hub der Commiſſionsrath an, „dieſer Baron, Riccordi, den ich —"

„Für einen zweiten Grafen von St. Germain hielt," fiel Göring ihm lachend in's Wort, „ja ſehen Sie, Commiſſionsrath, das iſt moderne Magie . . ." Klang es nicht ſchaurigahnungsvoll, als er geſtern mit unheilverkündender Stimme mir ſagte:

„Ich ſehe Blut an Ihrer Stirn . . . in drei Tagen wird Ihr Geſchick erfüllt ſein."

„Ah, ſchweigen Sie von dem Menſchen," bat Adele von Sternberg mit einem zärtlichen Blick, „vergeſſen wir den elenden Abenteurer . . ."

„Der Meinung bin ich auch," fiel Landau, der heute in der roſigſten Laune war, nachdem das Duell, daß ihm wie ein Alp auf der Bruſt gelegen, ſo glücklich vorüber," und bringen wir lieber ein Hoch auf die moderne Magie aus, der es zwar in dieſem Falle nicht gelungen, ihre Prophezeihung wahr zu machen — aber dafür zwei Herzen ſich finden ließ, die einander längſt gehörten . . . Meine Hochverehrten, ich trinke auf das Wohl Frau Adele von Sternberg und meines Freundes Doctor Göring, Hoch!"

„Hoch!" klang es an dem Tiſch und mit ritterlicher Courtoiſie beugte ſich Göring nieder und hauchte einen leiſen Kuß auf die ſchöne Hand der jungen, reizenden Wittwe, die in anmuthiger Verwirrung erröthend die Augen niederſchlug.

. . . . . .

Es war vier Monate ſpäter . . . der Herbſt war ſchon in's Land gegangen, in B . . . hatte die Saiſon begonnen . . . In einem eleganten Café der Hauptſtadt ſaßen ein Herr und eine

junge reizende Dame, die in den daliegenden Journalen und Zeitungen blätterten. Plötzlich stieß der Herr einen Ruf der Verwunderung aus und indem er der Dame ein Zeitungsblatt überreichte, sagte er:

„Lies, lies, Adele . . . es ist von zwei alten Bekannten darin die Rede."

Die junge Frau blickte ihren Gatten überrascht an und sprach: „Aber was ist es denn, lieber Göring? . . ."

„Lies," entgegnete er.

Die junge Frau las:

„Köln, den 30. November. Heute wurde vor den niederrheinischen Assisen der Prozeß gegen die beiden berüchtigten Industrieritter, den Vicomte von Vaudrecourt und den Baron Ricordi zu Ende geführt . . . Der Procurator des Königs beantragte zehnjährige Zuchthausstrafe für die beiden Verbrecher, die sich eine Menge feiner und grober Betrügereien hatten zu Schulden kommen lassen und von denen der Eine schon zwei Jahre wegen Fälschung auf den Galeeren gewesen . . . Die Geschwornen fanden sie schuldig und der Gerichtshof erkannte dem Antrag des

Staatsanwalts gemäß. Somit endete dieser Prozeß, der im strengsten Sinne des Wortes eine Cause célèber genannt zu werden verdient.“ Die junge Frau legte das Blatt nieder . . .

„Und so,“ sagte ihr Gatte, indem er ihre Hand drückte, „und so endete, wie ich es ihnen im schönen Forst bei Wiesbaden prophezeit, so endete die Laufbahn dieser modernen Magier.“

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** sind erschienen:

**Jul. Gundling,** Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2¼ Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1½ Thlr.

**Lucian Herbert,** Louis Napoleon. Roman und Geschichte, in 10 Bänden à 1 Thlr. 10 Ngr. oder 2 fl. 30 kr. Banknoten. — 1830. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

**Alfred Meißner,** Neuer Adel. 3 Bde. 4⅔ Thlr. — Die Sansara. Taschen-Ausg. 3. Aufl. 4 Bde. 2½ Thlr. Eleg. Oktav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅔ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengesch. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. 2. Aufl. 3 Bde. 3½ Thlr.

**Louise Pichler,** Werke. 1—20. Band à 12 Ngr. Inhalt: 1—4. Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige. 5—12. Der letzte Hohenstaufe. 13 und 14. Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 15—18. Aus böser Zeit. 19 und 20. Vergangene und vergessene Tage. (Jedes der Werke wird auch einzeln gegeben.)

**K. Reichenau,** Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben. 7. Aufl. Preis broch. 20 Ngr.; eleg. cart. 25 Ngr.; fein gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

**Paul Stein,** Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2½ Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bände. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Johannes Gutenberg. 3 Bde. 4 Thlr.

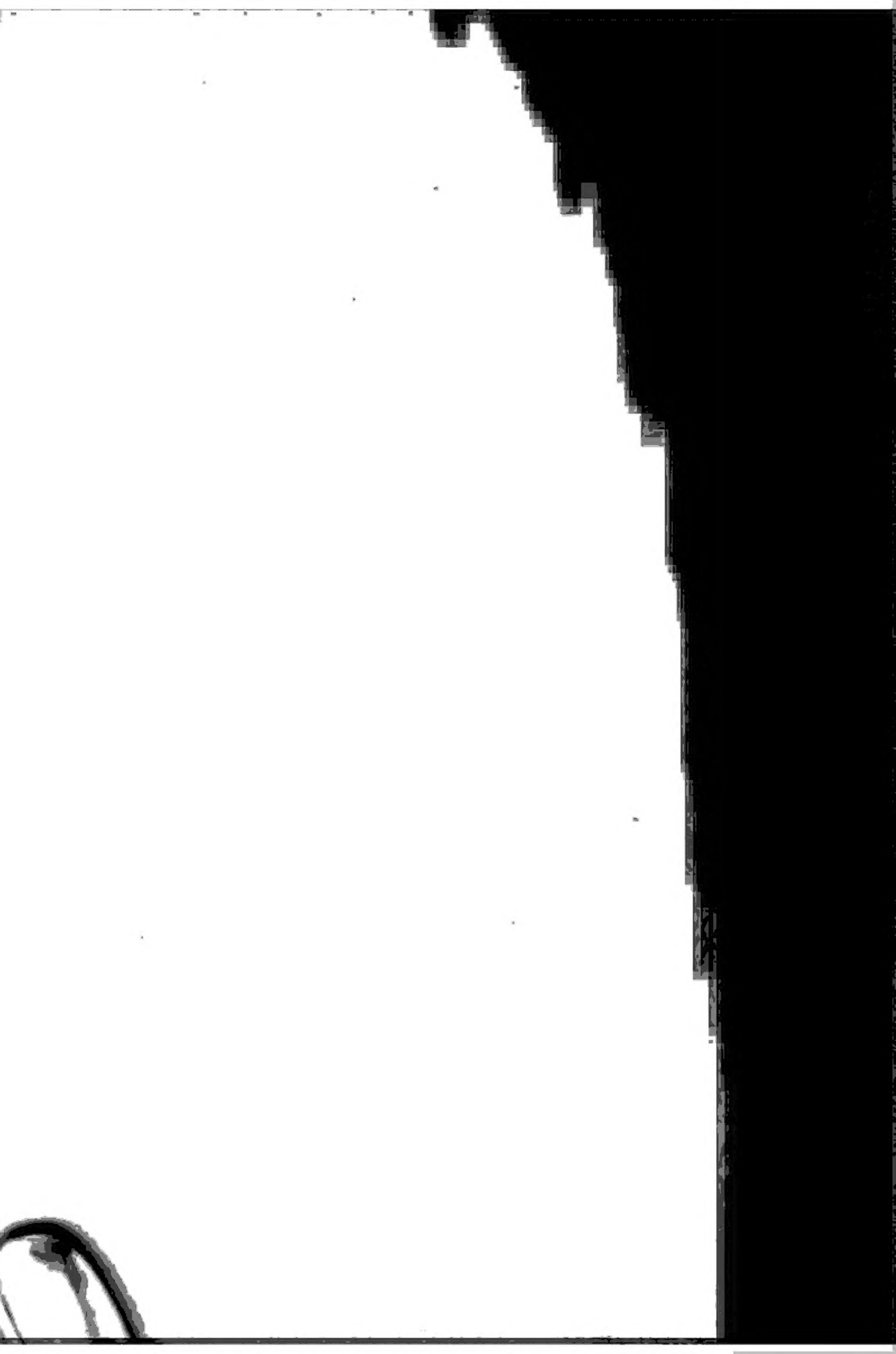
Obige Romane sind den hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit zur Seite zu stellen und allen Freunden gediegener Lectüre zu empfehlen.

---

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



NOV 29 1935

Digitized by Google